

**Konstruktionen des Fremden
in deutschsprachigen Reiseberichten über Georgien
im 19. Jahrhundert**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie (Dr. phil.)
durch die Philosophische Fakultät der
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

vorgelegt von
Nino Ivanishvili
aus
Gardabani, Georgien

Betreuerin: Prof. Dr. Sibylle Schönborn

Düsseldorf, März 2023

D61

Dank

Das vorliegende Dissertationsprojekt wurde durch ein Stipendium im Rahmen der Germanistischen Institutspartnerschaft (HHU Düsseldorf – Lehrstuhl für Deutsche Philologie Tbilissi) angeregt. Das Stipendium ermöglichte mir, die Basisarbeit für meine Dissertation zu schaffen. An dieser Stelle möchte ich mich bei den Leiterinnen der Partnerschaft herzlich bedanken – bei Prof. Dr. Sibylle Schönborn und Prof. Dr. Lali Kezba-Chundadse, die mir 2014 den Erhalt dieses Stipendiums ermöglicht haben.

Frau Prof. Dr. Sibylle Schönborn gebührt mein besonderer Dank auch für die Betreuung meiner Dissertation, für die stete Unterstützung und geduldige Begleitung der Arbeit, für ihre konstruktive Kritik, die zahlreichen Anregungen sowie Gespräche auch auf der persönlichen Ebene.

Ich danke Herrn Prof. Dr. Dörr für die höchstspannenden Diskussionen im Doktorandenkolloquium und seine Anregungen in Bezug auf meine Arbeit.

Mein besonderer Dank gilt Dirk Bogdanski, der mir während dieser Zeit mit Interesse und Hilfsbereitschaft zur Seite stand. Bedanken möchte ich mich für die zahlreichen konstruktiven und motivierenden Gespräche, endlose Diskussionen, für die Durchsicht und das Korrekturlesen der Arbeit, die vielen hilfreichen Anmerkungen sowie für ein stets offenes Ohr für meine Gedanken.

Mariam Chagelishvili danke ich für ihre unermüdliche Stärkung und Motivierung unabhängig jeder räumlichen und zeitlichen Distanz sowie für die Versorgung mit der nötigen Sekundärliteratur aus der Öffentlichen Bibliothek in Tbilissi.

Ich danke Hanna Mertens für ihre Einsicht in das erste Kapitel, für ihre regelmäßigen Erkundigungen und motivierenden Worte.

Auch meinen Freundinnen, Mine Güneş, Eteri Khurashvili, Ana Matsaberidse und Anna Sorokina, die immer ihr Interesse bekundet und den Fortgang begleitet haben, danke ich herzlich.

Ich danke den Menschen aus meinem Umfeld, die sich immer wieder mit großem Interesse nach dem aktuellen Stand meiner Arbeit erkundigt haben: meiner Oma Jujuna Vardiashvili, meiner Schwägerin Sophie Meishvili sowie Brigitte Bogdanski und meinen Tanten Mariam Vardiashvili und Maia Vardiashvili.

Nicht zuletzt bedanke ich mich bei Ralf Thenior, dank dessen Vermittlungen ich bei literarischen Lesungen übersetzen und mich finanziell über Wasser halten konnte.

Meinen Eltern Eter Ivanishvili und Avto Ivanishvili und meinem Bruder Vano Ivanishvili sei diese Arbeit gewidmet.

Nino Ivanishvili

17.08.2023 Düsseldorf

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
1 Gegenstand, Ziel und Fragestellung der Arbeit.....	7
2 Kapitelübersicht.....	11
Erster Teil: Theoretische Grundlagen	13
1 Zur Gattung Reisebericht	13
1.1 Zur Definition und zu den Merkmalen.....	14
1.2 Zur Geschichte und zu den Formen der Gattung.....	17
1.3 Klassifizierung der Reiseberichte nach Ansgar Nünning.....	22
2 Reiseberichte als mediale Träger der Fremdheit und zum Begriff des Fremden	25
2.1 Konstruktion der Fremdheit.....	26
2.1.1 Perspektive der Phänomenologie.....	26
2.1.2 Soziologische Perspektive.....	28
2.1.3 Cultural Studies und Postkolonialismus.....	29
2.1.4 „Der Westen und der Rest“ in Reiseberichten und koloniale Denkmuster.....	33
2.2 Ethnologie, Kolonialismus und Forschungsreisebericht	36
2.3 Exotisierung des Fremden	41
2.4 Stereotypisierung.....	42
2.5 Andere Einflussfaktoren auf die Konstruktion der Fremdheit in Reiseberichten	45
3 Textkorpus der Arbeit.....	47
3.1 Die Lage und Geschichte Georgiens im Überblick.....	49
3.1.1 Zu den politisch gesellschaftlichen Bedingungen in Georgien im 19. Jahrhundert und zu Russlands kolonialen Interessen	55
3.2 Deutschsprachige Reiseberichte über den Kaukasus und Georgien.....	59
3.2.1 Friedrich Martin von Bodenstedt	60
3.2.2 Russisches Kaukasusbild oder „russischer Orient“.....	66
Zweiter Teil: Einzelanalysen der ausgewählten Reisetexte.....	71
1 Gustav Radde und sein Werk.....	71
1.1 Zum Leben von Gustav Radde	71
1.1.1 Raddes Zeit im Russischen Kaiserreich.....	73
1.2 Gustav Raddes Reiseberichte	75
1.2.1 Radde als reisender Ethnograf und Ethnologe.....	78
1.2.2 Eurozentrischer Diskurs – das Asiatische versus das Europäische.....	87

1.2.2.1	Christentum als Grundlage des Eurozentrismus.....	90
1.2.3	Kolonialistischer Diskurs und Raddes ausgeprägter Kolonisierungswunsch Georgiens	92
1.2.3.1	Raddes eindimensionale Perspektive auf sozialpolitische Verhältnisse.....	94
1.2.4	Prätexte bei Radde und ihr Einfluss auf Raddes Werk	96
1.3	Fazit	102
2	Werner von Siemens.....	105
2.1	Zum Leben von Werner von Siemens	105
2.2	Siemens‘ Ziele und Interessen im Kaukasus und seine <i>Kaukasusreisen</i> ... 107	
2.2.1	Siemens als zivilisationsbringender Westeuropäer	108
2.2.1.1	„Wild“, „unzivilisiert“, „gefährlich“	109
2.2.1.2	Eurozentrischer Diskurs bei Siemens	116
2.2.2	Siemens als Unternehmer und seine kolonialen Bestrebungen.....	118
2.2.2.1	Siemens‘ Einstellung zur russischen Kolonialpolitik	120
2.2.3	Siemens als begeisterter Reisender	122
2.2.4	Präfigurationen.....	126
2.3	Fazit	128
3	Arthur Leist und sein Werk.....	131
3.1	Zum Leben von Arthur Leist.....	131
3.2	<i>Georgien. Natur, Sitten und Bewohner</i>	133
3.2.1	Eurozentrischer Diskurs.....	135
3.2.1.1	„Armer“ und „unzivilisierter“ Orient versus „elegantes“ und „zivilisiertes“ Europa	136
3.2.1.2	„Importierte Zivilisation“ und die zwei Seiten der georgischen Gesellschaft.....	141
3.2.1.3	Christliche und islamische Welt	143
3.2.2	Leist zur russischen Kolonialpolitik in Georgien.....	146
3.2.3	Leists ausgeprägte Sympathie für das georgische Volk und seine Europakritik	150
3.2.4	Einfluss des russischen Kaukasusbildes und das exotische und romantische Fremde.....	156
3.2.4.1	Das „Märchenhafte“ in der Natur	160
3.2.4.2	„Denn der Orient ist bunt, verschwenderisch und malerisch“	163
3.2.4.3	„Schwarzäugige Töchter des Orients“	165
3.2.5	Stereotype Vorstellungen bei Leist	172
3.2.6	Georgien als antikes Arkadien und ein Sehnsuchtsland.....	173

3.3	Fazit	175
4	Forschungsergebnisse.....	178
	Literaturverzeichnis.....	185
	Primärliteratur.....	185
	Sekundärliteratur	185
	Internetquellen.....	195
	Abbildungsverzeichnis	200
	Eidesstattliche Versicherung.....	201

Einleitung

1 Gegenstand, Ziel und Fragestellung der Arbeit

Georgien wird oft – wohl seiner alten christlichen Kultur wegen – als ein Grenzland am östlichen Rande von Europa bezeichnet. So gesehen ist Georgien aber ein Grenzland nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch zwischen Nord und Süd. Um seine ‚Zwischenlage‘ stritten sich Byzantiner, Araber, Perser und Russen. Vielleicht hängt mit dieser Zwischenposition eine Irritation zusammen, die uns in Tbilissi öfters suchend die Augen zusammenkneifen und beispielsweise Gerüchen folgen lässt. Es riecht nach Curry, doch werden wir von Kundigen an einem Stand auf Georgiens Universalmischung Khmeli Suneli verwiesen, eine Mixtur aus Kräutern und Gewürzen. Kein Curry, aber definitiv auch keine italienische Kräutermischung, eher eine Mixtur aus beidem. Am selben Stand hängen Girlanden aus Tagetesblüten, wie wir sie aus Indien als Gaben für Gottheiten kennen. In der Schweiz umkränzen die Blumen Gemüsebeete als Schneckenschutz. In Georgien dagegen werden sie als Gewürz verwendet und georgischer Safran genannt, eine Art Safran also, aber nur eine Art. Ständig lässt uns Tbilissi mit unseren Festlegungen abgleiten. Das Bedeutungsspektrum der Dinge verändert sich, ihre leichte Verfremdung öffnet neue Wahrnehmungsmöglichkeiten, ohne Gewissheiten zu schaffen.

Dies schrieb die Autorin und Reiseleiterin Eva Dietrich in ihrem Artikel *Auf der Schwelle, auf dem Sprung* in *Neue Zürcher Zeitung* (Dietrich, 2016).

Georgien, das Land inmitten der Kaukasusregion, über dessen Zugehörigkeit zu Orient oder Okzident aufgrund seiner geografischen Lage seit Langem gestritten wird, eröffnet verschiedene Möglichkeiten kultureller Zuschreibung. In der Antike galt der Kaukasus als Grenze zwischen Europa und Asien. Außerdem war die Region jahrhundertlang ein Kampfplatz verschiedener Großmächte und stand deswegen unter dem Einfluss etlicher Kulturen. Persern, Griechen, Römern, Tataren, Mongolen, Arabern, Türken und Russen ist es gelungen, die „scheinbar unüberwindlichen“ Großen und Kleinen Kaukasusgebirge zu bezwingen. Der Kaukasus stand immer „wie eine Drehtür zwischen Orient und Okzident und zwischen Nord und Ost“ und zog verschiedene Völker über Jahrtausende von allen Seiten der Welt an. Manche von ihnen blieben, sodass mit der Zeit ein buntes Völkergemisch entstand. „In keiner Weltgegend sind mehr Völker anzutreffen als im Kaukasus. Nirgends gibt es mehr Sprachen als hier“ (Pleitgen 2017: 9 f.).

Aufgrund seiner geografischen Lage und der Einflüsse sowohl vom Orient als auch vom Okzident entstand in Europa sukzessive eine Vorstellung vom Kaukasus,¹ die eine Mischung des Europäischen (griechische und byzantinische Einflüsse) und Asiatischen (arabische, osmanische und persische Einflüsse) darstellte und von daher einerseits als vertraut und andererseits als fremd wahrgenommen wurde.

Diese Betrachtungsweise lässt sich auf Georgien übertragen.² Inwieweit sich die konträren Einflüsse in deutschsprachigen Reiseberichten über Georgien manifestieren, soll in der vorliegenden Arbeit analysiert werden. Der Fokus der Arbeit liegt auf der Frage, worin sich das kulturell Fremde – ebenso wie das Vertraute – in den Reiseberichten über Georgien zeigt.

Die Menschen beschäftigen sich spätestens seit der Antike mit Fragen zur eigenen Identität und damit auch implizit oder explizit mit Fragen zur Fremdheit. Diese Fragen wurden in verschiedenen historischen Epochen, in verschiedenen Kulturen und Gesellschaften jeweils unterschiedlich beantwortet (Wilden 2013: 15). Die Erforschung des kulturell Fremden ist eines der wichtigsten Themen der modernen Literaturwissenschaft und von hoher Aktualität. Ein entscheidender Grund dafür ist die Tatsache, dass der moderne Mensch aufgrund der weitverzweigten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, der rasanten Entwicklung der Massenmedien, wachsender Internationalisierung und Globalisierung gleichzeitig in verschiedenen Realitäten leben muss, in denen er sich im selben Augenblick sowohl fremd als auch heimisch fühlen kann. Immer mehr Menschen müssen sich in einer Gesellschaft mit anderen Traditionen, Sprachen, Rechtssystemen, einem anderen kollektiven Bewusstsein bewegen. Daher wächst die Nachfrage nach mehrsprachigen, mehrkulturellen Kompetenzen (Nünning 2003: 280).

Die Gattung, die den Begriff kulturelle Fremdheit am unmittelbarsten behandelt, ist der Reisebericht (Neuber 1991: 12), denn in Reiseberichten geht es um Kulturkontakte, um die Bilder vom Anderen und gleichzeitig vom Eigenen, um Ausgangs- und Zielkultur. Reiseberichte über Expeditionen in ferne und unbekannte Gegenden sowie autobiografische Berichte der Dichterinnen und Dichter oder

¹ Auf das in Europa verbreitete Bild vom Kaukasus wird ausführlicher in Kap. 3.2 (erster Teil) eingegangen.

² Mit der geografischen Lage, Geschichte und den Einflüssen des Orients und Okzidents auf Georgien beschäftigt sich Kap. 3.1 (erster Teil).

Künstlerinnen und Künstler von ihren Aufenthalten auch in nahe gelegenen Ländern sind eine wahre Fundgrube für Stereotype, Topoi und Klischees des Anderen und damit ein ideales Forschungsfeld zu Fragen der Fremdheit (Beller 2006: 24 f.).

Es gibt zahlreiche Reiseberichte über Georgien aus dem deutschsprachigen Raum. Jedoch fehlen wissenschaftliche Studien, die sich mit Fremdeitskonstruktionen in diesen Reiseberichten auseinandersetzen. Dagegen behandeln etliche Untersuchungen das Thema Fremdheit in deutschsprachigen Reiseberichten über Balkan-, Orient- oder Amerikastaaten. So ist diese Arbeit auch dadurch motiviert, Georgien in diese Untersuchungsperspektive einzubeziehen und so zur Schließung einer Forschungslücke beizutragen.

Das Thema der vorliegenden Arbeit ist die Untersuchung von Konstruktionen kultureller Fremdheit und deren Darstellung in deutschsprachigen Reiseberichten des 19. Jahrhunderts über Georgien, insbesondere mit Blick auf die für diese Fremdeitskonstruktionen bestimmenden Faktoren.

In seiner Studie *Eingebildete Nationalcharaktere* (2006) befasst sich Manfred Beller mit dem Prozess der Beschreibung fremder Länder und Völker im Reisebericht. Er unterteilt den Prozess in drei Phasen: von der Vorbereitung über die Wahrnehmung bis hin zur schriftlichen Fixierung. Zur Vorbereitung gehören Anregungen und Informationen aus der allgemeinen Bildung, aus Erzählungen vorausgegangener Reisender, aus Bildern, Büchern, Reiseführern, die alle zusammen die vorweggenommene Quelle unserer Vorurteile bilden. Die Erfahrung der fremden Wirklichkeit und überhaupt die Auswahl dessen, was man sehen will, werden demnach durch den Rahmen dieses präkonditionierten subjektiven Wahrnehmungshorizonts selektiv beschränkt. Nach Beller wird also die zweite Phase der Wahrnehmung durch die erste Phase der Vorbereitung bestimmt. Die abschließende dritte Phase beinhaltet eine weitere Auswahl der Wahrnehmungen, Erlebnisse, Meinungen und Tatsachen, die von den Reiseschriftstellerinnen und -schriftstellern – oft mit zeitlichem Abstand – niedergeschrieben werden (Beller 2006: 42).

Ausgehend vom Ergebnis, den veröffentlichten Reiseberichten (Phase 3), versucht diese Arbeit, auf die Erfahrungsprozesse der Reiseschriftstellerinnen und

-schriftsteller (Phase 2) zu schließen und die Einflüsse von Prädispositionen (Phase 1) auf die konkreten Reiseerfahrungen herauszuarbeiten.

Der zentrale Ausgangspunkt, auf dem diese Arbeit basiert, ist die These, dass Fremdheit eine Konstruktion der Beobachtenden darstellt. Als Orientierung dient die Arbeit von Andrea Wilden *Die Konstruktion von Fremdheit* (2013). Die Autorin stellt interaktionistisch konstruktivistische Betrachtungsweisen auf Fremdheit ausgewählten phänomenologischen, soziologischen und kulturtheoretischen Ansätzen gegenüber.

Danach ist die Fremdheit nicht als „natürliche“ Eigenschaft eines Anderen, sprich einer anderen Person, Gruppe oder Kultur zu verstehen, sondern als eine Konstruktion³ von Beobachtenden einzuordnen, die im Rahmen kultureller, historischer und sozialer Kontexte, von Bedeutungszusammenhängen und Machtverhältnissen verhandelt werden kann (Wilden 2013: 16). Diese für die Konstruktionen von Fremdheit relevanten Aspekte sollen auch bei der analytischen Betrachtung der ausgewählten Reiseberichte berücksichtigt werden.

Ausgewählt wurden die Reiseberichte von Gustav Radde (1831–1903), Werner von Siemens (1816–1892) und Arthur Leist (1852–1927). Der Untersuchungsrahmen beschränkt sich auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, auf einen Zeitraum, in dem Georgien einen Teil des Russischen Kaiserreichs bildete (1801–1917).

Eine Auswahl theoretischer Ansätze zur Fremdheit in der Phänomenologie, Soziologie, den Cultural Studies und dem Postkolonialismus ermöglicht die Beobachtung der Konstruktionen der Fremdheit auf theoretischer Ebene. Von besonderer Wichtigkeit bei der Analyse der Einstellung der Autoren sind ethnologische Ansätze. Daher wird im theoretischen Teil auch auf die Entwicklung der Ethnologie im Zusammenhang mit Kolonialismus und Forschungsreiseberichten eingegangen. Die theoretischen Perspektiven sollen Diskurse um Fremdheit beschreiben, wobei betont werden muss, dass diese Auswahl keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt und nur für diese Arbeit relevante Bezugspunkte berücksichtigt.

³ Es muss darauf hingewiesen werden, dass der Begriff Konstruktion nicht mit dem Begriff Fiktion gleichgesetzt wird. „Konstruieren meint, dass durch temporäre Negation eines Großteils aller Ereignisse und durch spezifische Selektion von Themen nur ein Bruchteil dessen öffentlich thematisiert werden kann, was sich auf der Welt abspielt“ (Gräf 2008: 20).

Als geeignet erweist sich eine diskursanalytische Herangehensweise vor allem deshalb, weil sich mit dieser Methode Diskurse mit ihren Regeln, Funktionen, Formen und Voraussetzungen untersuchen lassen. Dadurch können Bilder des Anderen als Konstrukte entlarvt werden (Nünning 2010: 179). In dieser Arbeit geht es um den Diskurs über das Fremde im Zusammenhang mit den Fragen, wie das Wissen über das Fremde konstruiert und geordnet wird, welche Oppositionen innerhalb dieses Diskurses entstehen (zum Beispiel fremd/eigen, vertraut/nicht vertraut, alt/modern, entwickelt/unentwickelt), worüber erzählt und worüber nicht erzählt wird. Weitere Forschungsaufgaben werden im ersten Teil der Arbeit (Theoretische Grundlagen) formuliert.

2 Kapitelübersicht

Im Folgenden wird der Aufbau der vorliegenden Arbeit vorgestellt und erörtert.

Als Voraussetzung für die analytische Betrachtung der ausgewählten Reiseberichte werden zu Beginn theoretische Grundlagen erarbeitet. Dies beinhaltet zunächst die Geschichte der Gattung Reisebericht sowie ihre wichtigsten konstitutiven Merkmale und Formen (Kapitel 1). Der Akzent wird dabei auf den Authentizitätsanspruch von Reiseberichten gelegt, insbesondere auf die Frage der Reichweite zwischen Faktualität und Fiktionalität, die je nach Autorin oder Autor oder Epoche unterschiedlich weit gefasst werden kann. Anschließend werden die vier Typen der Reiseberichte (dokumentarische, realistische, revisionistische Reiseberichte und selbstreflexive Metareisefiktionen) nach dem Modell von Ansgar Nünning vorgestellt.

Der Erfahrung von Fremdheit als Thema von Reiseberichten widmet sich der zweite Teil der theoretischen Grundlagen (Kapitel 2). Das Verständnis von Fremdheit als Konstruktion der Beobachtenden wird dabei zunächst unter Rückgriff auf verschiedene theoretische Ansätze veranschaulicht: Es handelt sich um Perspektiven der Phänomenologie, der Soziologie, der Cultural Studies und des Postkolonialismus.

Bei Letzteren kommt dem Orientalismusbegriff von Edward Said und dem Konzept „The West and the Rest“ von Stuart Hall eine besondere Bedeutung zu.

Im anschließenden Kapitel 2.2 geht es um die Ethnologie in Verbindung mit den Begriffen Fremdheit und Kolonialismus, wobei insbesondere auf ihr Verhältnis zu den Forschungsreiseberichten Bezug genommen wird.

Die Exotisierung des Fremden – als positiv besetztes Fremdwahrnehmungsmuster – und stereotype Mechanismen sowie deren Einfluss auf die Fremdkonstruktionen in Reiseberichten werden in den Kapiteln 2.3 und 2.4 thematisiert. Darauf folgend werden weitere Faktoren beleuchtet, die einen Einfluss auf die Fremdwahrnehmung, Fremdkonstruktionen auf Reisen und auf die spätere Darstellung einer fremden Wirklichkeit in einem Reisebericht ausüben.

Zum Ende des theoretischen Teils wird das Textkorpus der Arbeit detailliert vorgestellt. Da die zu untersuchenden Reiseberichte den Zeitrahmen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts umfassen, wird auch auf politisch gesellschaftliche Bedingungen im 19. Jahrhundert in Georgien sowie auf die Geschichte und die Lage des Landes eingegangen. Zudem wird ein Blick auf deutschsprachige Reiseberichte über den Kaukasus und Georgien im Allgemeinen geworfen. Aufgrund ihrer Relevanz für die vorliegende Arbeit wird der Persönlichkeit Friedrich Bodenstedts und seinen Reiseberichten besondere Aufmerksamkeit geschenkt, vor allem auch im Hinblick auf das wesentlich durch Bodenstedt im 19. Jahrhundert in Europa verbreitete russische Kaukasusbild.

Der zweite Teil dieser Dissertation widmet sich der Textanalyse ausgewählter Reiseberichte, zunächst von Gustav Radde, darauf aufbauend von Werner von Siemens und Arthur Leist. Das Ziel dieses Teils besteht darin aufzuzeigen, wie und in welchen textuellen Passagen die Konstruktionen des Fremden in Erscheinung treten. Von den ausgewählten Theorien wird erwartet, die Entstehung der Konstruktion einer fremden Realität erkennen zu können. Bei alledem sind die Erörterungen der Reisetexte keineswegs als vollständige Bestandsaufnahmen aller Beobachtungen der Autoren zu verstehen, behandelt werden vorwiegend diejenigen Textstellen, deren Analyse die Beantwortung der zentralen Fragestellungen der Dissertation ermöglicht.

Zum Schluss werden die Kernpunkte der Arbeit in ihren Ergebnissen zusammengefasst.

Erster Teil: Theoretische Grundlagen

1 Zur Gattung Reisebericht

Mit der Seelenerkundung begibt man sich auf ein vermintes Gelände, um wie viel mehr mit der Analyse einer fremden Gesellschaft oder Kultur. Westliche Konzepte, der Ethnozentrismus, die Kontingenz unserer Begriffe, der fatale Dualismus von normal/anormal, vertraut/fremd, Ich und der Andere, die uns den Blick verstellen, und doch kommen wir ohne Begriffe und Modelle zur Beschreibung und Deutung der Welt nicht aus. Und diese Konzepte, so weit sie auch gefasst sein mögen, sind immer unsere eigenen oder angeeigneten. Es gibt keinen Standpunkt außerhalb (Roes 2020: 28).

Peter Josef Brenner weist der Gattung Reisebericht durch ihren Authentizitätsanspruch und die Eigenart des Gegenstandes einen besonderen Status innerhalb der literarischen Formen zu, wobei diese Besonderheit auch darin erkennbar ist, dass in ihr das Problem der „Erfahrung des Fremden“ thematisiert wird. Wie die Geschichte der Gattung zeigt, stellt dieses Problem zwar nicht das ausschließliche, aber dennoch das inspirierende Moment dar, das der Gattung die wesentlichen Impulse verleiht und insofern als charakteristisch für diese literarische Form angesehen werden kann. Laut Brenner weist der Reisebericht in seiner historischen Entwicklung mannigfaltige Variationen und Abstufungen auf, die dessen Zuordnung zu einer einheitlichen Gattung erschweren (Brenner 1991: 1). Tatsächlich haben wir es laut Anna de Berg mit einer Gattung zu tun, die im Unterschied zu anderen literarischen Gattungen die am wenigsten zusammenhängenden Merkmale besitzt. Je nach Epoche, Autorin oder Autor, Auftrags- und Entstehungskontext oder Intention kann es sich beispielweise um eine wissenschaftliche Reisebeschreibung oder um eine halb fiktionale Beschreibung persönlicher Reiseerlebnisse handeln. Die Vielgestaltigkeit der Erscheinungsformen zeigen auch die unterschiedlichen Klassifizierungsversuche der Reiseberichte seit den 1970er-Jahren (De Berg 2010: 31).

Das vorliegende Kapitel beabsichtigt nicht, eine vollständige Gattungsgeschichte des Reiseberichts darzustellen. Das Ziel besteht darin, sich einen historischen Überblick über die Gattung zu verschaffen, um eine literarische Einordnung der zu analysierenden Reisetexte zu ermöglichen. In der Auseinandersetzung mit der Gattung Reisebericht als Wahrnehmungs- und Darstellungsform werden die für die Primärtexte relevanten Gattungsmerkmale hervorgehoben.

1.1 Zur Definition und zu den Merkmalen

In der Literaturwissenschaft wird der Begriff „Reisebericht“ gegenüber den oft synonym verwendeten Termini „Reisebeschreibung“, „Reiseliteratur“ oder „Reiseroman“ aus Eindeutigkeitsgründen bevorzugt (Hupfeld 2007: 19). Peter J. Brenner hält diesen Begriff für den plausibelsten, da er mit einer Neutralität den Sachverhalt kennzeichnet, um den es geht: die sprachliche Darstellung einer authentischen Reise. Dabei bezieht er sich zwar auf die wirklich stattgefundene Reise, präjudiziert aber nichts über den Wahrheitsgehalt des Reiseberichts, sodass der Autorin oder dem Autor ein weites Spektrum zwischen Authentizität und Fiktionalität der Beschreibung offensteht – ein Spektrum, das je nach Individuum und Epoche verschieden ausgefüllt werden kann (Brenner 1989: 7–13).

Weitere Quellen und unterschiedliche Autorinnen und Autoren deuten den Begriff Reisebericht sehr vielfältig. Das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* definiert den Reisebericht als „Text oder Textgattung, worin ‚von unterwegs‘ berichtet [...] wird; in der Regel in Prosa“ (Jäger 2003: 259). Das *Sachwörterbuch zur deutschen Literatur* hingegen erklärt ihn als „Darstellung von Reisen und Reiseeindrücken“ (Meid 1999: 431).

Laut Michael Harbsmeier ist der Reisebericht eine Gattung, „die die Schilderung der Reiseerlebnisse des Verfassers selbst zum Hauptziel hat“ (Harbsmeier 1994: 35). Reiseberichte sind demnach Texte, „in denen der Reisende selbst über den Verlauf seiner Reise, die Erfolge oder Mißerfolge⁴ seiner Mission und über eine Vielzahl unterwegs beobachteter Gegenstände, Zustände und Verhältnisse genauestens Bericht erstattet [...]“ (ebd.: 38).

Nach Dieter Lamping bezeichnet der Begriff Reisebericht jede schriftliche Äußerung, welche die Beziehung zwischen dem Ich und der Welt über die Erfahrung und Verarbeitung des Fremden artikuliert (Lamping 2009: 593).

Für Petra Dietsche impliziert ein Reisebericht Beobachtungen und Erlebnisse eines Reisenden.⁵ Wahrnehmung fremder Wirklichkeit, Erstaunen über das Fremde, besondere Situationen, in welche die Reisenden eintreten können, Kontrast von Heimat und Fremde, das alles wird in den Reiseberichten dargestellt (Dietsche 1984: 9).

⁴ In der vorliegenden Arbeit wird auch die Forschungsliteratur einbezogen, die vor der Rechtschreibreform publiziert wurde. Die Passagen aus diesen Texten werden in originaler Form zitiert.

⁵ In Textparaphrasen aus der älteren Forschungsliteratur wird deren Schreibweise übernommen und nicht gegendert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es sich bei Reiseberichten um eine schriftliche Darstellung von Reisen handelt, von Erlebnissen, Beobachtungen und Eindrücken der Reisenden, von der Erfahrung, Wahrnehmung und Verarbeitung fremder Wirklichkeit und der Beziehung zwischen dem Ich und der Welt.

Wie sehen die konstitutiven Merkmale der Gattung Reisebericht aus? Als erstes Gattungsmerkmal der Reiseberichte ist der Authentizitätsanspruch zu nennen, da in den Berichten eine tatsächlich stattgefundenene Reise beschrieben wird. Anna de Berg weist in ihrem Beitrag *Nach Galizien. Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert* (2010) hingegen auf jene Texte hin, die imaginäre Reisen darstellen und trotzdem in Form einer Reisebeschreibung verfasst worden sind, wie die Texte von Karl May (De Berg 2010: 34). Zudem können fiktionale Elemente oder Aussagen auch in empirischen Reiseberichten vorkommen, deren Authentizität dann nicht mehr unbestritten ist. Außerdem wird die Darstellung einer fremden Wirklichkeit durch individuelle Erfahrungen beeinflusst, die den Charakter des Reiseberichts bestimmen, aber auch seinen Informationswert begrenzen (Funke 1982: 97). Barbara Korte schreibt dazu:

Bei aller Authentizität sind Reiseberichte letztendlich nämlich immer kreative Nachschöpfung der zugrunde liegenden Reise. Dies ist z. B. dort offensichtlich, wo selbst in Berichten, die lange Zeit nach der Reise verfaßt wurden, ausführliche Dialogpassagen zwischen dem Reisenden und anderen Personen wiedergegeben werden. [...] Auch schaffen Berichte im Nachhinein Zusammenhänge und Strukturen, die in der ursprünglichen Reiseerfahrung nicht vorgelegen haben [...] (Korte 1996: 14 f.).

Das heißt, authentische Erfahrungen, die man auf einer realen Reise gesammelt hat, werden beim Schreiben rekonstruiert und dadurch tendenziell fikionalisiert. Auf die (Un-)Möglichkeit der objektiven Wirklichkeitsdarstellung in den Reiseberichten wird noch in den Kapiteln 1.3 (erster Teil) und 2.5 detaillierter eingegangen.

Ein weiteres konstitutives Merkmal des Reiseberichts bildet die Chronologie des Reiseablaufs oder die narrative Ordnung des Reiseberichts. Gemeint sind damit Beginn, Verlauf und Ende einer Reise, wobei das Ende entweder die Rückkehr in die Heimat bedeutet oder die Ankunft am Zielort. De Berg macht darauf aufmerksam, dass dieses klassische Muster neuerdings nicht mehr funktioniert und die genaue Schilderung des Reiseablaufs keine große Rolle mehr spielt, da wissenschaftliche,

Objektivität beanspruchende Berichte zunehmend durch subjektiv gefärbte Beschreibungen ersetzt werden (De Berg 2010: 35).

Als ein drittes Gattungsmerkmal nennt Korte die Vielfalt der Formen. Sie verweist darauf, dass sich Reiseberichte oft auch aus verwandten Gattungen zusammensetzen, zum Beispiel aus Reportage, Brief, Essay oder Skizze, und bemerkt: „Erzählende Passagen mischen sich in ganz unterschiedlichen Kompositionsverhältnissen, mit beschreibenden, erörternden oder auch kommentierenden Passagen“. Dies führe innerhalb der Gattung zu weiteren Nebenformen, wie Tagebüchern, Memoiren, Reisebriefen und -romanen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln. Aus diesem Grund bezeichnet Korte den Reisebericht als eine hybride Gattung (Korte 1996: 14 f.).

Wenn man sich die oben genannten Faktoren vor Augen führt, verwundert es nicht, dass die Frage der Literarizität der Gattung Reisebericht bis heute kontrovers diskutiert wird (vgl. Brenner 1989: 7). In ihrem Beitrag *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts* (2007) betont Tanja Hupfeld, dass viele Reiseberichte – abgesehen von den Strukturmerkmalen, die immer wiederkehrten – inhaltlich und stilistisch ganz unterschiedlich gestaltet seien. Mal werden narrative und mal deskriptive Elemente stark betont. Dementsprechend überwiegen in manchen Berichten erzählende Passagen, die sich auf die Wiedergabe des abenteuerlichen Reiseverlaufs konzentrieren, in anderen detaillierte landeskundliche Beschreibungen. Während einige Berichte philosophische Überlegungen enthalten, lesen sich andere wie religionspolitische Traktate, und in vielen Texten findet man Reflexionen der Verfasserin oder des Verfassers über ihren oder seinen Erkenntnis- und Schreibprozess. Hupfeld schließt damit, dass auch authentische Reiseberichte zweifellos zu den literarischen Werken gehören. Zwar seien sie nicht fiktional, enthielten aber fiktionale Elemente. Außerdem seien sie durch eine gewisse sprachkünstlerische Gestaltung gekennzeichnet, wodurch sie von Leserinnen und Lesern als ästhetische Texte rezipiert würden und mithin das Kriterium der Literarizität erfüllten (Hupfeld 2007: 21).

In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig, zwischen verschiedenen Formen des Reiseberichts zu unterscheiden.

1.2 Zur Geschichte und zu den Formen der Gattung

Helden in der Literatur ziehen, wie Montaigne in seinem Essay über die Eitelkeit schreibt, wegen ihrer ‚Gier auf neue und unbekannte Dinge‘ los (Daniel Defoes Robinson Crusoe, 1719), sie reisen freiwillig (Jack Kerouacs On the Road, 1957) und unfreiwillig (Karl Roßmann in Franz Kafkas Der Verschollene, 1911/14, 1927), weil sie von den Göttern dazu verdammt wurden (Homers Odysseus), weil sie sich bilden wollen (Anton Reiser bei Karl Phillip Moritz, 1785–90), etwas erforschen möchten (Alexander von Humboldt in Daniel Kehlmanns Die Vermessung der Welt, 2005) oder auch einfach nur, um Urlaub zu machen (Wolfgang Herrndorfs Tschick, 2010) (Kindler 2017: 12).

Michael Harbsmeier hält die Gattung Reisebericht für eine Erscheinung des späten Mittelalters. Natürlich wurden schon lange vor dem späten Mittelalter zahlreiche Texte verfasst, die heute als Reiseberichte oder -beschreibungen ausgelegt werden. Es ging um Reisen von Gläubigen auf Wallfahrten, von Kaufleuten und Handelsreisenden, Kriegsherren, Botschaftern, Spionen, Kundschaftern und Tributeintreibern. Aber oft wurden diese Texte nicht von den Reisenden selbst geschrieben, sondern von beauftragten schreibkundigen Bürokraten, Dichtern oder Historikern. In fast allen literarischen Traditionen und verschiedenen Gattungen können Reiseschilderungen als Textbestandteile enthalten sein. Allerdings bildete sich eine eigenständige Gattung, welche die Schilderung der Reiseerlebnisse der Verfasserin oder des Verfassers selbst zum Hauptziel hat, erst mit den Pilgerberichten des europäischen Spätmittelalters und den Entdeckungsberichten der Frühen Neuzeit heraus (Harbsmeier 1994: 35 f.).

Missionsreisen, Kaufmanns- und vor allem Pilgerreisen oder Wallfahrten mit den Zielen Jerusalem, Rom und Santiago de Compostela waren im christlichen Kulturraum die wichtigsten Reiseformen des Mittelalters (Korte 1996: 33 f.). Barbara Korte weist darauf hin, dass das Erzählmoment in Pilgerberichten von untergeordneter Bedeutung sei, da in den meisten Berichten den heiligen Stätten selbst eine größere Bedeutung eingeräumt werde als dem Weg zu oder zwischen ihnen (ebd.: 36).

Entdeckungsreiseberichte (darunter fallen auch Handels- und Kolonisationsreisen) aus dem 16. Jahrhundert erzählen in der Regel in der ersten Person und sind autobiografisch. Die Berichtenden differenzieren radikal zwischen Europa und der Neuen Welt. Die Berichte sind nicht nur objektorientiert, sondern erheben auch den Anspruch, dieses Objekt, das Fremde, wahrheitsgetreu und genau zu präsentieren. In

den meisten Fällen geht es um das neu entdeckte Amerika, wohin man aus politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gründen reiste (Korte 1996: 40 f.).

Einen ausgeprägten Objektbezug zeigen auch die Berichte über Forschungsreisen, die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch eine starke Verwissenschaftlichung gekennzeichnet sind. Allerdings kommt im Verlauf des 18. Jahrhunderts auch im wissenschaftlichen Bericht zunehmend ein Moment der Subjektivität zum Ausdruck. Deutlich ausgeprägter liegt der Akzent auf dem Ich der Reisenden beziehungsweise Berichtenden bereits in Bildungsreiseberichten vom 16. bis 18. Jahrhundert, in denen insbesondere Reisen beschrieben wurden, deren primärer Zweck die Bildung der Persönlichkeit der Reisenden war (Korte 1996: 51).

Auf den Paradigmenwechsel von der enzyklopädisch wissenschaftlichen zur subjektiv literarischen Beschreibung im 18. Jahrhundert weist auch Anna de Berg hin. Das 18. Jahrhundert war die Zeit der sozialen, politischen und ökonomischen Veränderungen und die Zeit für die bürgerlichen Gebildeten, Welt(er)kenntnis zu erwerben. Es wurde viel gereist und von den auf Reisen gemachten Erfahrungen und Beobachtungen berichtet (De Berg 2010: 39–42).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden große Expeditionen zur Durchführung naturwissenschaftlicher und ethnografischer Forschungen beauftragt. Diese wurden von Fachgelehrten begleitet und dienten nicht nur wissenschaftlichen Zwecken (Brenner 1990: 443 ff.). In seinem Beitrag *Kolonialismus und Postkolonialismus. Schlüsselbegriffe der aktuellen Debatte* (2012) zeigt Sebastian Conrad im Kontext des Erwerbs und der Durchdringung kolonialer Territorien die generelle Rolle der Wissenschaften für den Kolonialismus und für das koloniale Wissen. Darunter begreift er insbesondere das Wissen von den Kolonien selbst, das auf den großen Forschungsreisen des 18. und 19. Jahrhunderts generiert wurde (Conrad 2012: 9; vgl. Kap. 2.2, erster Teil). Solche Expeditionen trugen zur Erweiterung des empirischen Wissens bei, nach Conrad eine Vorbedingung der europäischen Vormachtstellung. Die Auftraggeber waren meistens Frankreich, England oder Russland, wobei manchmal auch deutsche Reisende an Expeditionen beteiligt waren wie Gustav Radde, dessen Texte im zweiten Teil analysiert werden. Derartige Aufträge gingen allerdings selten von deutscher Seite aus. Deswegen haben diese Entwicklungen im deutschsprachigen Raum, gemeint ist die Institutionalisierung des wissenschaftlichen Reisens, im Vergleich zu denen in anderen westeuropäischen Ländern und in Russland mit bedeutender Verspätung stattgefunden. Die neuen

Formen der wissenschaftlichen Reisebeschreibung setzen sich erst im 19. Jahrhundert in Deutschland durch.

Für die vorliegende Arbeit ist die Entwicklung der Reiseberichte im deutschsprachigen Raum im 19. Jahrhundert relevant, da die zu analysierenden Texte die Zeitspanne von 1866 bis 1890 umfassen. Jedoch wird auch der darauffolgende Verlauf der Gattung kurz dargestellt.

Im 19. Jahrhundert gewinnt die Reise mit Erfindung der Eisenbahn und des Dampfschiffs an Bequemlichkeit und Schnelligkeit. Zu reisen ist kein Privileg mehr, sodass es bereits im späten 19. Jahrhundert zu massenhaften Bürgerreisen kommt. Die Gattung Reisebericht zeichnet sich schon zu dieser Zeit durch eine Formenvielfalt aus, sie ist zum Teil vergleichbar mit zeitgenössischen Abenteuerromanen, Reportagen, Reiseführern und Tagebüchern (De Berg 2010: 44–47).

Aufgrund der im 19. Jahrhundert immer öfter durchgeführten Expeditionen gewinnt auch der Forschungsreisebericht von Neuem an Bedeutung. Brenner zitiert John Allen, der in seinem Beitrag *Lands of Myth, Waters of Wonder* das breite Feld der Impulse untersucht, von denen Forschungsreisen angetrieben wurden. Die Vorstellung, dass Forschungsreisen von vornherein von genau bestimmbar Zielvorstellungen ausgingen, hält Allen für eine wissenschaftliche Legende und meint, es handle sich um eine Kombination aus wissenschaftlich gesichertem und imaginativ geografischem Wissen über den zu erforschenden Raum, um ein Wissen, das mit Vorstellungen, Vermutungen und sogar Wünschen vermischt sei. Dies gelte nicht nur für frühneuzeitliche Entdeckungsreisen, sondern auch für die Reiseberichte des 19. Jahrhunderts. Außerdem würden diese Vorurteile, Vermutungen und Wünsche die Wahrnehmung des Reisenden auch während der Reise beeinflussen. Dadurch entstehe ein Kreislauf: Da die Beziehung zwischen Reisewirklichkeit und Literatur nicht einseitig sei, werde nicht nur der Reisebericht von Reisen beeinflusst, sondern auch das Reisen von der Literatur, die eine Reihe von Vorurteilen bereitstelle, von denen sich die Reisenden steuern ließen, sei es bewusst oder unbewusst (Brenner 1990: 446). Zudem wird die literarische Form der Reiseberichte entsprechend geprägt, je nachdem, aus welcher wissenschaftlichen Einzeldisziplin sie hervorgegangen sind. Die wichtigste Disziplin ist die Geografie. Häufig werden die Forschungsreisen aber auch von politischen Interessenlagen inspiriert (ebd.: 443 ff.).

Dabei sind die meisten Reiseberichte Peter J. Brenner zufolge zu dieser Zeit schon literarisch ambitioniert und haben mit dem „nüchternen Stil wissenschaftlicher Sachprosa“ wenig zu tun (Brenner 1990: 443 ff.). Der deutsche wissenschaftliche Reisebericht stehe seit zumindest des frühen 19. Jahrhunderts in spezifisch literarischen, ästhetischen und von der Romantik beeinflussten Traditionen und sei subjektiv durchtränkt. Die Landschaftsdarstellung vieler Reisender sei zu dieser Zeit beispielsweise durch eine „ästhetisierende Naturbetrachtung“ geprägt (ebd.: 447). Auch Barbara Korte weist auf die wachsende Subjektivität in den Forschungsreiseberichten seit Ende des 18. Jahrhunderts hin. Insbesondere Georg Forster seien einflussreiche Ausführungen zur Subjektivität zu verdanken, der in seiner Vorrede in *Reise um die Welt* (1778–1780) ausdrücklich hervorhebt, dass zwei Reisende nur selten „einerley Gegenstand auf gleiche Weise gesehen“ hätten, dass also alle Reiseberichte notwendigerweise eine subjektive Perspektive je nach „Empfindung und Denkungsart“ der Reisenden und Berichtenden aufwiesen und ihre Leserinnen und Leser das Recht hätten zu wissen, „wie das Glas gefärbt ist, durch welches ich gesehen habe“ (Korte 1996: 81 f.).

Für die vorliegende Arbeit ist es aufschlussreich, dass es ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Reisende gab, zu denen auch Gustav Radde gehörte, die ihren Blick auf die Erforschung der „rückständigen“ Regionen Osteuropas richteten. Darüber hinaus veranlassten die Erweiterung der Reismöglichkeiten und die damit einhergehende soziale Mobilität immer neue Gruppen, Reisen anzutreten, darunter auch Frauen und Arbeiter, vor allem aber Unternehmer wie Werner von Siemens. Die Unternehmerreise bildete sich im Zeitalter der industriellen Revolution sogar als ein eigener Zweig der allgemeinen Reisetätigkeit heraus (Brenner 1990: 506).

Im 19. Jahrhundert war parallel zur zunehmenden Kolonialisierung in den Reiseberichten der Eurozentrismus besonders stark zu beobachten, aber auch die Europakritik. Die sogenannten Orientländer⁶ wurden zu einem beliebten Reiseziel für

⁶ In Anlehnung an Horst Fassel konstatiert Peter J. Brenner, die Wahrnehmung des Orients sei im Mittelalter nach dem „Kontrast“-Prinzip organisiert: „Der Orient – und dazu gehörten nach westeuropäischer Auffassung alle Regionen, die im ‚Ausstrahlungsbereich der Türkei lagen‘ – erscheint in fantasiereichen spekulativen Ausdeutungen als das Gegenbild zur okzidentalen Kultur, die vor diesem Hintergrund sich selbst als durch ‚Ordnung, Rationalität, Eindeutigkeit und Geschlossenheit‘ ausgezeichnet begriff. Eine jahrhundertelange Tradition hat so ein Orientbild

Europäer, weil sie von ihnen als „Gegenbild“ der eigenen europäischen Identität wahrgenommen wurden (Brenner 1990: 549 f.).

Im 20. Jahrhundert wird der deutsche Reisebericht besonders stark vom Massentourismus beeinflusst. Die deutschsprachigen Reiseschriftstellerinnen und -schriftsteller nach 1945 versuchen zwar, sich dem Massentourismus zu entziehen, bleiben aber in verschiedenen Diskursen, wie Exotismus, Selbsterfahrung, Ethnologie, Postkolonialismus, verstrickt (Biernat 2004: 213). Dies lässt sich beispielsweise an unterschiedlichen „Selbststilisierungen“ der Reisenden ablesen: Sie geben sich zu erkennen als Flaneurin oder Flaneur, Beobachtende, Metaphysikerin oder Metaphysiker, Dandy, Melancholikerin oder Melancholiker, Kulturtouristin oder -tourist, Literaturschaffende auf Dienstreisen, Abgesandte der Völkerverständigung, Idealistin oder Idealist, Romantikerin oder Romantiker, Suchende, Zivilisationskritikerin oder -kritiker, Bewundernde, Nomadin oder Nomade, Heimatflüchtige, Entdeckende, Ethnologin oder Ethnologe, Literaturwissenschaftlerin oder -wissenschaftler. Zudem ergeben sich diese Rollen aus den unterschiedlichen Funktionen der Reise sowie den Intentionen der Reisenden. Mit der Konzeption der Erzählerrolle ist die textuelle Repräsentation des Anderen verbunden (ebd.: 213 f.). Reiseberichte des 20. Jahrhunderts weichen die Gattungsgrenzen immer mehr auf, weil sie ihre traditionelle Funktion – Leserinnen und Leser über unbekannte Länder zu informieren – tendenziell verloren haben. Seit dem 19. Jahrhundert erfüllen andere Medien (wie Zeitung, Fernsehen, Internet) und Textsorten (wie Reiseführer) diese Aufgabe. Vielfältig sind sowohl Reisemodelle als auch deren narrative Umsetzungen in Form von essayistisch feuilletonistischer Kurzprosa, journalistischen Berichten, ethnologischen *travelogues*, impressionistischen Beschreibungen, autobiografischen Erzählungen, Analysen im Dienst der Völkerverständigung und soziopolitischen Berichten. Vermittelt wird nicht mehr nur über kulturhistorische Fakten, Geografie und persönliche Erfahrungen, sondern über Themen, wie das Verhältnis von Fiktion und Realität; die Bedingungen der Wahrnehmung, die Möglichkeiten der Ich-Konstitution und Identitätsbildung treten in den Vordergrund (Biernat 2004: 17). Die Trennlinie zwischen Reisebericht und Reisereportage wird immer schwächer. Als Beglaubigungsstrategie werden neue Medien, zum Beispiel Fotografie, eingesetzt. Die

ausgeprägt, das im 19. Jahrhundert deutlich nachwirkte“ (Brenner 1990: 550; dazu mehr in Kap. 2.1.3 des ersten Teils).

Formen – von der Anekdote über die Landschaftsbeschreibung bis hin zu autobiografischen Elementen, Interviews und Zitaten aus literarischen Werken – werden vermischt (De Berg 2010: 50). Nach dem Zweiten Weltkrieg spricht man über neue Entwicklungen in der Gattung sowie über inter- und metatextuelle Verweise auf vorhergegangene Reisende und über die Verbindung unterschiedlicher narrativer Elemente aus anderen Textsorten. Reisetexte treten in so unterschiedlichen Formen, wie Brief, Tagebuch, Essay, Reportage, Erzählung, Anekdotensammlung, auf, weswegen auch von einer „hybriden Gattung“ gesprochen werden kann. Zudem speisen sie sich aus Diskursen der Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, Geografie und Geschichtswissenschaft (Biernat 2004: 20). Zusammenfassend ist zu konstatieren, dass der deutschsprachige Reisebericht im 20. und 21. Jahrhundert spürbar von der Postmoderne, vom Postkolonialismus, von der Globalisierung und vom Massentourismus geprägt wird.

1.3 Klassifizierung der Reiseberichte nach Ansgar Nünning

In seinem Beitrag *Zur mehrfachen Präfiguration/Prämediation der Wirklichkeitsdarstellung im Reisebericht: Grundzüge einer narratologischen Theorie, Typologie und Poetik der Reiseliteratur* (2008) unterteilt Ansgar Nünning das gesamte Spektrum der Reiseberichte in vier Typen. Er stellt zunächst narratologische Perspektiven für die Analyse von Reiseberichten vor und vertritt die Meinung, dass die Wirklichkeitsdarstellung in der Reiseliteratur alles andere als voraussetzungslos sei (wovon man seit jeher ausging). Auch wenn die Autorin oder der Autor eines Reiseberichts behauptet, über das „mit eigenen Augen“ Gesehene berichten zu können, gibt es laut Nünning keine objektiv unproblematische Wahrnehmung oder Wiedergabe des Erlebten. Nünning spricht über den Einfluss der „Präfiguration“, welche die Wirklichkeitsdarstellung einer Reise in hohem Grade prägt. Was in einem Reisebericht abgebildet wird, wird durch kulturelle Muster, Schemata, Gattungskonventionen, Erwartungshorizonte und Intertextualität⁷ determiniert

⁷ Manfred Pfister spricht in seinem Beitrag *Intertextuelles Reisen, oder: Der Reisebericht als Intertext* (1993) von der „dialogischen Teilhabe jedes Textes an anderen Texten“ und unterscheidet vier Typen von Intertextualität im Reisebericht: die negierte, kompilatorische, huldigende und dialogische Intertextualität. Bei einer negierten oder verdrängten Intertextualität wird von anderen Texten zwar zitiert und exzerpiert, aber diese Zitate und Exzerpte werden unkenntlich gemacht. Bei einer kompilatorischen Intertextualität wird aus anderen Reiseberichten zitiert, exzerpiert und kompiliert, wobei die Quellen explizit genannt und ausgewiesen werden. Huldigende Intertextualität meint, dass die Autorin oder der Autor die gleichen Orte besucht, die einst von kanonisierten Autorinnen und Autoren oder historischen Personen besucht wurden, und aus ihren Texten zitiert, um die Vorbilder zu

(Nünning 2008: 12). Reisetexte sind demzufolge „präfiguriert“ und zwar mehrfach präfiguriert. Sie sind Montagen aus Zitaten von Prätexten der Gattung. Das auf Reisen Erlebte wird laut Nünning durch narrative Mittel in einen Reisetext transformiert („konfiguriert“). Der Text rekurriert dabei seinerseits auf bestimmte Wahrnehmungsformen, „auf individuelle und kollektive Gedächtnisinhalte sowie auf Stereotype vom Eigenen und vom Anderen bzw. Fremden“. Des Weiteren wirken solche literarischen Konfigurationen des Reisens auf die „außerliterarische Wirklichkeit“ zurück („Refiguration“). Dadurch beteiligen sich Reiseberichte „an der Ausformung und Reflexion von kollektiven Identitäten und von verbreiteten Vorstellungen vom Reisen, von anderen Ländern und Völkern sowie von Selbst- und Fremdbildern“ (ebd.: 14).

Nünning unterscheidet vier Typen von Reiseberichten unter Bezugnahme folgender Kriterien: die Selektionsstruktur (Auswahl von bestimmten Momenten und Qualitäten bei der Reise, Herausgreifen bestimmter Augenblicke aus dem Reisegeschehen durch Selektion und Akzentuierung, wobei diese Momente mit einem Sinn unterlegt und dadurch auf eine bestimmte Weise gedeutet werden); der dominante Zeitbezug (Verhältnisse zwischen Vergangenheit und Gegenwart); die Ebenen und Formen der Wirklichkeitsdarstellung. Die vier Typen von Reiseberichten sind: dokumentarische, realistische und revisionistische Reiseberichte sowie selbstreflexive Metareisefiktionen (Nünning 2008: 11–32).

Dokumentarische Reiseberichte weisen eine Vielzahl von Realitätsreferenzen auf und legen ihren Fokus auf die Darstellung historisch belegter Orte und Ereignisse. Sie erzählen weitestgehend nur den Verlauf der Reise und verzichten auf persönliche Kommentare und Stilisierungen.

Auch realistische Reiseberichte handeln vom Verlauf der Reise, besitzen aber einen freieren Erzählton. Sie erheben keinen Anspruch auf dokumentarische Exaktheit, sondern präsentieren die Reise mittels konventioneller erzählerischer Mittel. Ihr Fokus liegt hingegen auf der Darstellung eines Plots, der vor dem Hintergrund einer Reise entfaltet wird.

Revisionistische oder intertextuell dialogische Reiseberichte können durch ein hohes Maß an dialogischer und kritischer Intertextualität charakterisiert werden. Bei dieser

vergegenwärtigen. Im Fall der dialogischen Intertextualität führt die Autorin oder der Autor einen kritischen Dialog mit seinen Vorgängerinnen und Vorgängern und hinterfragt ihre Darstellungen (Pfister 1993: 109–132).

Reiseberichtsart versuchen die Autorinnen und Autoren, konventionalisierte Erklärungen umzuschreiben und zugleich übliche Gattungsmuster auf die Probe zu stellen und zu verändern. Bei revisionistischen Reiseberichten werden sowohl „Inhalt“ als auch Konventionen der Gattung verändert, obwohl ihnen ein ähnliches hohes Maß an Autoreferentialität fehlt, mit welcher der Prozess der (Re-)Konstruktion der Reise und die Fiktionalität des Textes bewusst gemacht werden. Indessen zeichnen sich selbstreflexive Metareisefiktionen genau dadurch aus.

Eine zentrale Funktion selbstreflexiver Metareisefiktionen besteht laut Nünning darin, jene Paradoxien von „Historio-grafien“, „Auto-bio-grafien“ und „Reise-berichten“ bloßzulegen, die mit jedem Versuch verbunden sind, die zwei beziehungsweise drei Bestandteile dieser Komposita in den jeweiligen Gattungen ans Licht zu bringen. Sie decken die tiefe Kluft zwischen der wirklichen Reise und ihrer sprachlich narrativen Repräsentation auf. Zudem verzichten sie bewusst darauf, die Distanz zwischen einer Reise und deren Darstellung zu verschleiern. Eher machen sie Gebrauch von zahlreichen innovativen literarischen, intertextuellen und intermedialen Darstellungstechniken, um die Unüberbrückbarkeit dieser Distanz freizulegen. Außerdem zeigen sie nicht nur die mehrfache Präfiguration und Prämediation der Wirklichkeitsdarstellung in Reiseberichten auf, sondern eruieren gleichzeitig neue literarische Formen der Repräsentation von Erfahrungen, Reisen und Subjektivität (Nünning 2008: 27 ff.).

2 Reiseberichte als mediale Träger der Fremdheit und zum Begriff des Fremden

In Kapitel 1 wurde auf die Besonderheit der Gattung Reisebericht hingewiesen, welche darin besteht, dass in ihr die „Erfahrung des Fremden“ thematisiert wird und dass es sich bei Reiseberichten um Erfahrung, Wahrnehmung und Verarbeitung fremder Wirklichkeiten handelt. Reiseberichte gehören zu den wichtigsten medialen Trägern der Fremdbilder und sind daher auch am besten für die Analyse des Fremden geeignet. Die wichtigsten Aussagen, auf die sich die nächsten Abschnitte für die Analyse des Begriffs Fremdheit beziehen, sind folgende:

Der Begriff der Fremdheit ist kontextabhängig, was die Vielzahl von unterschiedlichen Bestimmungen, Vorstellungen und Konzepten von Fremdheit begründet. Mit Fremdheit kann beispielsweise das Andersartige, Unvertraute, Unbekannte, Nichtzugehörige, Ausländische, Unkultivierte, Barbarische, Unheimliche, Außerirdische oder Exotische bezeichnet werden. Gäste, aber auch Ausgeschlossene können als Fremde wahrgenommen werden. Diese Vorstellungen haben sich in Abhängigkeit von historischen Gegebenheiten entwickelt. Hinzu kommen räumliche (nah/fern, von außen kommend), zeitliche (modern/postmodern) und normative Differenzierungen und Bestimmungen von Fremdheit (Wilden 2013: 230).

Fremdheit ist eine Konstruktion und keine natürliche Eigenschaft. Somit gibt es nicht das Fremde „an sich“, sondern immer nur das Fremde, das in Relation zu einer bestimmten Ordnung, einem bestimmten Kontext, einer bestimmten Konstruktion von Wirklichkeit gesetzt wird (Wilden 2013: 268). „Es handelt sich um eine Zuschreibung, ein Konstrukt, das nie frei von Besitzständen, Projektionen und Erwartungen ist“ (Neubert/Reich, Vorwort bei Wilden 2013: 9).

Das Fremde – verstanden als ein begriffliches Derivat der zugrunde liegenden Eigenschaft – ist als Kategorie nicht auf bestimmte Objekte oder Akteure gerichtet, sondern auf die Relation, in der sie sich befinden. Fremdheit ist weder eine geografisch noch ethnisch zu fixierende Eigenschaft, vielmehr ist sie eine Beziehungsform und als solche stets, implizit oder explizit, eine Verhandlungssache. Insofern umreißt der Begriff einen durchaus kontroversen und bedeutungsgeladenen Schauplatz sprachlich symbolischen Handelns. Als Konsens darf gelten: Fremdheit gibt es nicht unabhängig von der sprachlichen Bezugnahme auf Fremdheit (Honold 2006: 30).

Im nächsten Abschnitt wird beschrieben, wie Fremdheit als Konstruktion entsteht.

2.1 Konstruktion der Fremdheit

Eine Wahrnehmung an sich gibt es nicht, sondern immer nur die Wahrnehmung durch einen Beobachter. Und das gilt für die Wissenschaft wie für die Literatur (Roes 2020: 513).

Die theoretischen Perspektiven der Phänomenologie von Bernhard Waldenfels, die soziologischen Perspektiven, die Cultural Studies und der Postkolonialismus sind aufschlussreich für die Behandlung der kulturellen Fremdheit in ausgewählten Reiseberichten.

2.1.1 Perspektive der Phänomenologie

Für die Betrachtung von Fremdheit sind einige Perspektiven der Phänomenologie von besonderer Relevanz, die im Folgenden genauer betrachtet werden sollen: wechselseitige Abhängigkeit und Verflechtung von Eigenem und Fremdem, Fremdheit als Ergebnis von Differenzierungen, Fremdheit als Bestimmung durch die jeweilige Sprecherin oder den Sprecher und Fremdheit in Bezug auf eine bestimmte Ordnung und ihre Grenzziehungen (Wilden 2013: 83).

Laut Bernhard Waldenfels ist das Fremde nicht einfach das Andere, das durch die Abgrenzung vom Selben entsteht. Wenn wir zum Beispiel zwischen Apfel und Birne oder Tisch und Bett unterscheiden, vollzieht sich die Abgrenzung im Medium eines Allgemeinen, das uns ermöglicht, zwischen verschiedenen Früchten oder Möbelstücken aufgrund einer „spezifischen Differenz“ zu unterscheiden – und nicht, weil eines sich selbst vom anderen abhebt. Bei einem Fremden handelt es sich dagegen um eine gleichzeitige Ein- und Ausgrenzung. Das Fremde wird, genauso wie Schlafen vom Wachsein, Gesundheit von Krankheit, Alter von Jugend, durch eine Schwelle vom jeweils Eigenen getrennt. Es gibt kein „neutrales Drittes“, durch das die Unterscheidung zwischen Eigenem und Fremdem erfolgt. Genauso gibt es laut Waldenfels keinen kulturellen „Schiedsrichter“, der die europäische Kultur von der fernöstlichen Kultur äußerlich abgrenzen könnte, denn Europäerinnen und Europäer müssen sich zuerst selbst von Japanerinnen und Japanern und letztere von

Europäerinnen und Europäern unterschieden haben, bevor ein „Schiedsspruch“ erfolgen kann (Waldenfels 1997: 69).

Dabei werden laut Waldenfels diejenigen, die sich unterscheiden beziehungsweise andere einbeziehen und sich mit anderen identifizieren oder vergleichen, erst durch diese Unterscheidung und Identifizierung zu denen, die sie sind: „Ich werde zu dem, der ich bin, indem ich mich mit einem Elternteil, den Vorfahren, einer Gruppe, mit einem *social self* im Sinne von William James⁸ identifiziere.“ Steigert sich aber dieser Prozess der Identifizierung, entstehen kollektive Eigenheitssphären, die nicht mit Anderen beziehungsweise Fremden geteilt werden. In diesem Sinne bedeutet Fremdheit „Nichtzugehörigkeit zu einem Wir“ (Waldenfels 2013: 22). Ein Beispiel für das Sichunterscheiden sieht Andrea Wilden in Anlehnung an Waldenfels in der abendländischen Denkart mit ihrer Monopolisierung des Logos und in der eurozentrischen Idee der Rationalität als Ausgangspunkt für die Subordination des Fremden. Des Weiteren zieht sie Parallelen zwischen der eurozentrischen Narration der Rationalität und dem westlichen hegemonialen Narrativ des Kolonialismus und stellt fest, dass die Zuschreibungen „fremd“ und „eigen“ rationalen Charakter hätten und in wechselseitiger Abhängigkeit stünden.

Genauso wie kein „links“ an sich ohne „rechts“ existiert, gibt es auch keine allgemeingültige unabhängige Bestimmung des Fremden oder Eigenen. Beide sind das Ergebnis von Differenzierungen (Wilden 2013: 47 f.), wobei die Differenz von Eigenem und Fremdem immer mit einer Präferenz des Eigenen verbunden ist (Waldenfels 2013: 74, 114). Ferner finden wir sowohl Eigenes im Fremden als auch Fremdes im Eigenen (ebd.: 74). Das Fremde ist in uns. Es ist nur durch eine Schwelle vom Eigenen getrennt. Das Fremde ist also durch diese Schwelle einerseits eingegrenzt, andererseits abgegrenzt und unzugänglich, denn die Überschreitung dieser Schwelle würde heißen, dass man sich das Fremde zu eigen gemacht und das Fremde somit seine Fremdheit verloren hat (ebd.: 146).

⁸ William James (1842–1910) unterteilte das Selbst/self in vier Kategorien: „the material self“, „the social self“, „the spiritual self“, und „the pure ego“. Das soziale Selbst ist James zufolge die Anerkennung des Menschen, die er von seinen Gefährten erhält. Es ist eine angeborene Neigung des Menschen, von seinesgleichen beachtet und wohlwollend wahrgenommen zu werden. Zudem hat der Mensch so viele „social selves“, wie es Individuen gibt, die ihn erkennen. Jedem von diesen Individuen zeigt der Mensch eine andere Seite von sich selbst, daher ist das soziale Selbst dynamisch und veränderbar (James 1993: 172 f.).

2.1.2 Soziologische Perspektive

Das Fremde ist auch Gegenstand in den Sozialwissenschaften. Die Darstellung verschiedener soziologischer Perspektiven zeigt die Wichtigkeit der Gesellschaft für die Re-/De-/Konstruktion geteilter sozialer Wirklichkeit und geteilten Wissens sowie der Fremdheit. Durch die Abbildung unterschiedlicher soziologischer Perspektiven weist Andrea Wilden darauf hin, dass die Hervorhebung der Differenzierung von Eigenem und Fremdem für die Schaffung sozialer Wirklichkeit und „Ordnung“ von zentraler Bedeutung sei. Diesbezüglich ist die Theorie von Zygmunt Bauman bedeutsam, in der es darum geht, dass das Fremde in Bezug auf eine bestimmte Ordnung mittels Klassifizierungen und Grenzziehungen, wie etwa der Freund-Feind-Antagonismus, erzeugt wird (Bauman 2016: 32 f.).

Diese Perspektiven dekonstruieren die oft als selbstverständlich hingegenommene Annahme eines in sich homogenen Eigenen und die Vorstellung von Fremdheit als eine natürliche Eigenschaft von Personen und Gruppen. Dabei wird Fremdheit nie ausschließlich in Relation zu einer bestimmten Ordnung betrachtet, sondern erzeugt diese gleichzeitig. Aus soziologischer Perspektive wird Fremdheit im Rahmen sozialer Wirklichkeit und gesellschaftlich geteilten Wissens konstruiert, was die kulturelle Eingebundenheit und Vermitteltheit hervorhebt (Wilden 2013: 113 f.).

Besonders interessant für die vorliegende Arbeit in Bezug auf das Fremde ist die Ethnomethodologie – eine praktische Forschungsrichtung der Soziologie.

Ethnomethodologie beschreibt und deckt Methoden auf, die Mitglieder einer Gesellschaft zur Darstellung und Durchführung von Alltagshandlungen und damit zum Konstruieren der sozialen Realität, Ordnung, Fakten und des sozialen Sinns nutzen. Dies basiert auf der Annahme, dass soziale Wirklichkeit durch Handlungen der Mitglieder einer Gesellschaft oder Gemeinschaft beständig produziert wird und demnach eine Konstruktion darstellt. Soziale Wirklichkeit hat folglich keine eigene Objektivität, wird jedoch in der Regel für objektiv gehalten, weil sich die Routine manifestiert, mit der man im Alltag handelt (Wilden 2013: 96).

Harold Garfinkel, der in Bezug auf die soziologische Phänomenologie von Alfred Schütz die Ethnomethodologie entwickelte, betont die Kontextabhängigkeit sozialer Realität, sozialen Handelns und sozialer Ereignisse mithilfe des Begriffs Indexikalität. Es handelt sich hier um verbale Ausdrücke („ich“, „er“, „sie“, „hier“, „dort“, „aber“, „natürlich“, „dann“) und nonverbale Signale, deren Bedeutung vom jeweiligen Kontext abhängig ist und die bei der Herstellung sozialer Wirklichkeit mitwirken.

Dabei ist der Kontext ebenso nicht als vorgegeben zu betrachten, sondern als etwas, was in wechselseitigem Verhältnis zu indexikalen Äußerungen steht und sich in Wechselwirkung mit ihnen konstituiert. Er ist also an solche Äußerungen gebunden. (Wilden 2013: 97 ff.). Soziale Realität und die Repräsentationen dieser Realität bestimmen sich also wechselseitig. Bezogen auf die Fremdheit bedeutet dies für Wilden, dass die Repräsentationen und die dokumentierten Darstellungen des Fremden das Fremde und die Zuschreibung des Fremden überhaupt erst bestimmen und konstruieren (ebd.: 101).

2.1.3 Cultural Studies und Postkolonialismus

Dichotomie ist eine Übung in Macht und zur gleichen Zeit ihre Verhüllung. [...] In für die Praxis und die Vision gesellschaftlicher Ordnung entscheidend wichtigen Dichotomien versteckt sich die differenzierende Macht in der Regel hinter einem der Glieder der Opposition. Das zweite Glied ist nur das Andere des ersten, die entgegengesetzte (degradierte, unterdrückte, exilierte) Seite des ersten und seine Schöpfung. Auf diese Weise ist die Abnormität das Andere der Norm, Abweichung das Andere der Gesetzestreue, Krankheit das Andere der Gesundheit, Barbarei das Andere der Zivilisation, [...] das Fremde das Andere des Einheimischen (Bauman 2016: 32).

Die Perspektiven der Cultural Studies und des Postkolonialismus sind für die Betrachtung von Fremdheit insofern wichtig, als sie „das Andere“ als Ergebnis im Kontext hegemonialer Narrationen, von Machtverhältnissen und Grenzziehungen interpretieren und sich deren Dekonstruktion zum Ziel setzen (Wilden 2013: 122). Cultural Studies betonen die kulturelle Dimension bei jeder Wirklichkeitskonstruktion und die Einbeziehung des Subjekts in kulturelle Kontexte (ebd.: 134). Der Postkolonialismus hat die Dekonstruktion der kolonialen Dichotomisierung zum Ziel.

Angesichts seiner Bedeutung für diese Arbeit muss an dieser Stelle auf Edward Said (1935–2003) und sein als „Gründungsdokument“⁹ des Postkolonialismus geltendes Werk *Orientalism* (1978) eingegangen werden. Zentrale Aspekte des Orientalismus werden im Folgenden zusammengefasst.

Said behandelt englische, französische und vereinzelt auch deutschsprachige Schriften, um zum einen das Orientbild zu beschreiben, das in diesen Schriften

⁹ Castro Valera, *Postkoloniale Theorie*, 2015, S. 96.

konstruiert wird, und um zum anderen die Funktion dieses Bildes für den Okzident zu untersuchen.

Unter Orientalismus fasst Said drei eng miteinander verbundene Aspekte zusammen und spricht zunächst über Orientalistik als eine akademische Disziplin. Jeder, der sich in Lehre, Schrifttum und Forschung mit Fragen des Orients befasst, ob als Anthropologe, Soziologe, Philologe oder Historiker, sei Orientalist und treibe Orientalistik (Said 2017: 10). Dann spricht Said über den Orientalismus als eine bestimmte Denkweise, zwischen dem Orient und Okzident zu unterscheiden (ebd.: 11). Said zufolge hat die Differenzierung zwischen dem Orient und Okzident bereits früh, in der griechischen Antike, begonnen. Europa habe im Orient von Anfang an mehr gesehen, als es empirisch über ihn wusste, und der Begriff Orient sei schon immer mit gewissen Assoziationen beladen. Die Grenze zwischen dem Orient und dem Okzident sei schon zu Zeiten der *Ilias* stark betont. In Aischylos' *Die Perser* und Euripides' *Die Bakchen* werde eine klare Linie gezogen: „Europa ist mächtig und wortgewaltig, Asien besiegt und kleinlaut“ (ebd.: 72 f.). Als Letztes muss der Orientalismus laut Said als Diskurs im Sinne Michel Foucaults¹⁰ verstanden werden, um herauszufinden, wie es der europäischen Kultur in nachaufklärerischer Zeit gelang, „den Orient gesellschaftlich, politisch, militärisch, ideologisch, wissenschaftlich und künstlerisch zu vereinnahmen – ja, sogar erst zu schaffen“ (ebd.: 11 f.). Said zufolge wird der Orient als ein Konstrukt, eine „Gegenidee“ des „entwickelten“ und „zivilisierten“ Westens definiert und trägt somit zur abgrenzenden Selbstdefinition des Westens bei (Said 2017: 10). „[...] die europäische Kultur erstarkte und [fand zu sich], indem sie sich vom Orient als Behelfs- und sogar Schattenidentität abgrenzte“, merkt Said an (ebd.: 12). Der Wissenschaftler spricht von hegemonialen europäischen Vorstellungen vom Orient, die dessen Rückständigkeit und die Überlegenheit Europas bekräftigen, und nennt „die Beziehung zwischen Orient und Okzident [...] ein hegemoniales Macht- und Herrschaftsverhältnis [...]“ (ebd.: 14).

Said zufolge hatte die Beschäftigung mit dem Orient den Charakter hierarchischer Ordnung. Der Orient wurde unterteilt in bekannt, vom Historiker und Weltenbummler Herodot sowie Alexander dem Großen und ihren Epigonen besucht und erobert, sowie

¹⁰ Said orientiert sich an Michel Foucaults *Die Archäologie des Wissens* und *Überwachen und Strafen* (Said 2017: 11 f.). Diskurse sind nach Foucault Regeln, die für einen bestimmten Bereich oder ein Wissensgebiet vorschreiben, was gesagt werden darf und was nicht: „[...] eine Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben“ (Foucault: 1981: 171).

in unbekannt, noch nicht besucht und noch nicht erobert. Eine innerorientalische Landkarte wurde vom Christentum komplementiert, und es gab nun einen Nahen und einen Fernen Orient, einen bekannten (von René Grousset als „l'empire du levant“ bezeichnet) und einen neuen Orient. So schwankte der Orient in der mentalen Geografie „zwischen einer alten Welt, in die man zurückkehrte wie nach Eden oder ins Paradies, um dort eine neue Version des Alten aufzubauen, und einem richtigen Neuland, das man entdeckte wie Kolumbus Amerika“ (Said 2017: 74). Diese Feststellung ist für die vorliegende Arbeit von besonderem Belang, wie die Analyse der ausgewählten Texte zeigen wird.

Basierend auf Edward Said passten Larry Wolff und Maria Todorova den Orientalismuskurs an Osteuropa und den Balkan an. In seiner 1994 veröffentlichten Studie *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilisation on the Mind of the Enlightenment* weist Wolff darauf hin, dass Westeuropa mit seinen Philosophen und Reisenden im Zeitalter der Aufklärung Osteuropa als seine „ergänzende zweite Hälfte“ erfunden habe. Es handele sich nicht um eine natürliche, sondern um eine kulturell konstruierte Teilung. Wolff nennt den Begriff „Zivilisation“ den Neologismus des 18. Jahrhunderts, den sich Westeuropa angeeignet habe. Die komplementäre Ergänzung der Zivilisation entdeckte der Westen in „rückständigen“ Ländern auf dem gleichen Kontinent. Im Unterschied zu Saids Orientalismus wurden aber auch christliche Länder von Westeuropa abgegrenzt. Das waren Länder mit völlig unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Strukturen sowie Konfessionen – Russland, die Polnisch-Litauische Union, Ungarn, Böhmen und osmanisch beherrschte Teile Europas –, die zu einem homogenen Ganzen verknüpft, in Asien verortet und durch Rückständigkeit und sogar Barbarei definiert wurden (Wolff 1994: 4f.). Die Tatsache, dass es schwer war, eine geografisch definierte Grenze zwischen West- und Osteuropa zu ziehen, führte zu Mehrdeutigkeit und zum Konstruieren Osteuropas als ein Paradoxon gleichzeitiger Ein- und Ausgrenzung. Es handelte sich um Europa, aber es war nicht ganz Europa (ebd.: 7). Es handelte sich um einen Raum, der Kontinente und Jahrhunderte, Barbarei und Zivilisation vereinte, sodass aus „Wilden“ „Halbwilde“ wurden (Zu dem Begriff „Wilde“ siehe das Kap. 2.2, erster Teil). Wolff nennt dieses Phänomen Halborientalismus („demi-orientalism“), das ein Gleichgewicht zwischen zugeschriebener West-Ost-Differenz und anerkannter Ähnlichkeit Osteuropas mit Westeuropa aushandelt.

Maria Todorova führt in ihrem Buch *Imagining the Balkans* (1997) in Anlehnung an Saids Orientalismus den Begriff Balkanismus ein, betont jedoch, es handele sich in diesem Fall um ein „nur ähnliches Phänomen“ wie Orientalismus (Todorova 1999: 23). Fasst man laut Said den Orient aus europäischer Perspektive als eine Gegenwelt des Westens auf, hat man es im Falle des Balkans mit einer „Brücke“ oder „Kreuzung“ zwischen Ost und West, zwischen Europa und Asien zu tun. Der Balkan sei gleichzeitig „eine Brücke zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen“, was zu abwertenden Bezeichnungen wie „halbentwickelt, semikolonial, halbzivilisiert, halborientalisch“ führe (Todorova 1999: 34).

In Anlehnung an Said legt Stuart Hall in seinem Beitrag *Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht* (1994) die Entstehung der kolonialen Dichotomisierung Orient-Okzident und die damit verbundenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse dar. Laut Hall verkörpert „der Westen“ keine geografische, sondern eine historische Konstruktion und spielt damit auf eine Gesellschaftsform an, die entwickelt, industrialisiert, kapitalistisch, säkular und modern ist (Hall 2002: 137 f.). Der Begriff Modernität war im 18. und 19. Jahrhundert konzeptuell deckungsgleich mit dem Begriff Zivilisation. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Modernität in Europa wie in Asien, Afrika oder auch Russland als Synonym für die wissenschaftlich technischen und politisch administrativen Leistungen verwendet, auf welche die europäischen Großmächte ihre Macht und ihren Reichtum gründeten. Modernisierung wurde entsprechend als Aneignung der Grundlagen westlichen Wohlstands und westlicher Macht verstanden (Lehmkuhl 2012: 45).

Zum „Westen“ kann heutzutage jede Gesellschaft zugeordnet werden, die als entwickelt, industrialisiert, kapitalistisch, säkular und modern gilt, beispielsweise auch Japan und die Vereinigten Staaten, die sich einem geografisch definierten „Westen“ gemeinsam gar nicht zuordnen lassen. So könnte man „Westen“ als Synonym zu „modern“ gebrauchen. Aufgrund dessen schlussfolgert Hall, dass „Westen“ eher eine Idee, ein Konzept darstelle, welches ermögliche, verschiedene Gesellschaften zu klassifizieren, zu kategorisieren und zu charakterisieren, zum Beispiel in westlich/nichtwestlich, städtisch/ländlich, entwickelt/unentwickelt, modern/antiquiert. Dieses Konzept bietet ein Standardmodell und Kriterien zur Bewertung anderer Gesellschaften an, wodurch es eine bestimmte Art von Wissen über einen Gegenstand und Haltungen ihm gegenüber schafft und praktisch wie eine Ideologie funktioniert (Hall 2002: 137 ff.). Dieser Ansatz hatte einen zentralen

Stellenwert für die Aufklärung, die ein rein europäisches Phänomen darstellte und die europäische Gesellschaft als progressivste Gesellschaft der Welt postulierte.

Stuart Hall spricht über die Rolle des „Rests“ der Welt und darüber, dass der Westen nur in Relation zum „Rest“ der Gesellschaft die eigene Überlegenheit konstruieren könne. An dieser Stelle bezieht sich Hall auf Ferdinand Saussure. Laut Saussure sind Bedeutungen immer von Relationen abhängig (die Wörter „Tag“ und „Nacht“ bedeuten an sich nichts, nur der Unterschied zwischen beiden eröffnet einen Bedeutungszusammenhang). Auch Hall betrachtet „den Westen und den Rest“ der Welt als zwei Seiten einer Medaille, deren Bedeutungen von der Relation zueinander bestimmt sind und sich über einen längeren Zeitraum entwickelt haben. Die Fortschritte der westlichen Gesellschaft sind laut Hall nicht nur als das Ergebnis einer Entwicklung zu sehen, die nur auf internen Prozessen basiert (wie der westliche Diskurs behaupten will), sondern beruhen auf dem Glauben des Westens, dass er sich vom „Rest“ der Welt unterscheidet und ihm gegenüber überlegen ist (Hall 2002: 140 f.). Auch Andrea Wilden vermerkt, der Westen habe binäre Oppositionen selbst geschaffen, um diese für das eigene Selbstbewusstsein zu instrumentalisieren, was wiederum im westlichen Diskurs geleugnet werde (Wilden 2013: 123).

Für eine der wichtigsten Strategien des westlich kolonialen Wissensdiskurses hält Stuart Hall in Anlehnung an Saids Orientalismus die Tendenz, europäische Kategorien und Kriterien vorzuschreiben (Hall 2002: 166).

2.1.4 „Der Westen und der Rest“ in Reiseberichten und koloniale Denkmuster

Europa ist die Welt (Frisch 1955: 21).

„Man pflegt seit langem in Europa von Eurozentrismus zu sprechen. Man kann darunter verschiedenes verstehen: einen zivilisierten Ethnozentrismus, einen Kolonialismus oder Imperialismus, der Gott sagt und Kattun meint“, konstatiert Bernhard Waldenfels in seinem Beitrag *Topographie des Fremden* (Waldenfels 2013: 80).

Deutschsprachige Reiseberichte über andere Kulturen zeichnen sich durch eine eurozentrische Beobachtungsperspektive aus. Das Fremde wird oft mit den Augen der Europäerinnen oder Europäer betrachtet, die sich kaum von ihren eigenen kulturellen Einflüssen befreien können, das heißt, die fremde Kultur wird an den eigenen Maßstäben gemessen. Besonders stark ausgeprägt war der Eurozentrismus ab der

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als viele Teile der Welt europäisch beeinflusst waren.

Einer neueren Definition aus den Geschichts- und Sozialwissenschaften zufolge ist Eurozentrismus „die mehr oder weniger explizite Annahme [...], daß die allgemeine historische Entwicklung, die als charakteristisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika betrachtet wird, ein Modell darstellt, an dem die Geschichten und sozialen Formationen aller Gesellschaften bemessen und bewertet werden können“ (Conrad/Randeira 2002: 12).

Karl-Heinz Kohl und Bernhard Waldenfels unterscheiden zwischen Ethnozentrismus und Eurozentrismus. Im Eurozentrismus sieht Kohl eine Form des Ethnozentrismus, die nicht mehr den Ausdruck der Identität einer geschlossenen sozialen Gruppe darstellt, sondern vielmehr Ausdruck eines kulturellen Einheitsbewusstseins ist, in dem die sprachlichen, wirtschaftlichen, konfessionellen oder religiösen Besonderheiten der einzelnen europäischen Völker aufgehoben sind (Kohl 1987: 125). Während Waldenfels Ethnozentrismus als Zentrismus betrachtet, was dazu führt, das Eigene der eigenen Nation in absoluter Präferenz dem Fremden entgegenzusetzen und das Ganze auf sich beziehen zu lassen, hält er den Eurozentrismus für eine raffinierte Form des Ethnozentrismus, nämlich für „eine Mischung aus Ethno- und Logozentrismus, aus Entdeckungsfreude und Eroberungsgier, aus Missionsgeist und Ausbeutung. [...] Auf's Ganze gesehen lebt der Eurozentrismus von der Erwartung, dass das Eigene sich selbst durch das Fremde hindurch allmählich als das Ganze und Allgemeine herausstellt“ (Waldenfels 2013: 135). Europa zeigt sich als Verkörperung „des wahren Glaubens, der rechten Vernunft, des echten Fortschritts, der zivilisierten Menschheit, des universellen Diskurses“ (ebd.: 136) und orientiert sich an einer einzigen Weltenuhr (ebd.: 161).

Für die wichtigste Grundlage des Eurozentrismus bestimmt Kohl das Christentum, das seiner Auffassung nach nicht mehr an eine bestimmte Kultur gebunden ist, sondern die einzelnen Kulturen gewissermaßen transzendiert und sich Missionierung als Ziel setzt (Kohl 2012: 32). Tanja Hupfeld spricht in Anlehnung an Urs Bitterli vom „Christozentrismus“ und versteht darunter das Phänomen, kulturspezifische Merkmale vom christlichen Standpunkt aus zu bewerten (Hupfeld 2007: 31 f.). Waldenfels begründet dieses Phänomen, indem er anbringt, man gehe automatisch von der eigenen Welt aus, weil diese vertraut sei. Die jeweilige eigene Welt oder Kultur werde bevorzugt – nicht weil sie wirklich besondere Vorzüge hat, die andere Kulturen nicht

haben, sondern weil man unweigerlich von ihr ausgeht, „gleichgültig, ob wir diesen Herkunftsnamen unsere Zustimmung geben oder ihnen entsagen“ (Waldenfels 2013: 114). Nichtwestliche Gesellschaften werden aus westlicher Sicht unter dem Gesichtspunkt eines Mangels oder einer Unvollständigkeit betrachtet, was zur Folge hat, dass auch Subjekte dieser Gesellschaften zu Gestalten des Mangels werden. Die Spezifität nichtwestlicher Gesellschaften wird entsprechend in einer Sprache des Mangels beschrieben und als defizitär behandelt. Ein Beispiel dafür ist die koloniale Denkfigur von der Überlegenheit der weißen Rasse, die Monika Albrecht in Anlehnung an den indischen Historiker Dipesh Chakrabarty anführt (Albrecht 2008: 11).

„Vernunft und Ordnung gehören zu Europa; Barbarei, Unordnung und Unvernunft zum Orient. [...] Das Europäische gilt als gut, das Orientalische als schlecht“, stellt Christof Hamann in seinem Beitrag *Neuer Sinn im Orient* fest (Hamann 2008: 187). Entsprechend wird Eurozentrismus auch in Reiseberichten sprachlich ausgedrückt, nämlich oft durch Konzepte, die Europas Vorstellungen und Ideale von Zivilisation repräsentieren (zum Beispiel Entwicklung, Fortschritt, Veränderung, Vernunft, Ordnung, Modernität und Ähnliches mehr), und vor allem durch Dichotomien (wie entwickelt/unentwickelt, modern/alt, bekannt/unbekannt, ordentlich/unordentlich, sauber/schmutzig, christlich/nicht christlich). Die Erzählerinnen oder Erzähler begeistern sich in ihren Reiseberichten in der Regel für Dinge, welche den Maßstäben des Europäischen entsprechen.

James Morris Blaut nennt den Eurozentrismus das Weltbild der Kolonisatoren (Blaut 1993: 10). Dadurch, dass die Reiseautorinnen und -autoren in ihren Berichten die Bevölkerung des „Rests“ der Welt bemessen und bewerten, diesen Menschen manchmal fast jegliche positive Eigenschaft absprechen, um ihnen gegenüber die europäische Überlegenheit zu demonstrieren und sich als „Zivilisierte“ abzugrenzen versuchen, tradieren sie den kolonialen Diskurs. Dies gilt vor allem für die Texte des 18. und 19. Jahrhunderts. Schenkt man der Überlegung von Rana Kabbani Glauben, impliziert das Schreiben von Reiseliteratur „zwangsläufig ein koloniales Verhältnis des Autors zu dem jeweiligen Land. Vorgeblich reist man, um zu lernen, doch in Wirklichkeit, um Macht über ein Land, über Menschen und Völker auszuüben“ (Kabbani 1993: 26).

Demgegenüber ist jedoch auch der sogenannte umgekehrte Eurozentrismus zu beobachten, bei dem eine fremde Kultur positiv bewertet, die eigene aber kritisiert

wird, und das Fremde gegenüber der verachteten eigenen Kultur idealisiert wird (Katschthaler, 1998).

Generell lässt sich festhalten, dass Reisende durch eurozentristische oder koloniale Kategorisierungen versuchen, eine fremde Kultur für sich selbst und die europäischen Leserinnen und Leser verständlicher zu machen, zu entschlüsseln und sie weniger fremd erscheinen zu lassen. Koloniale und eurozentristische Diskurse dienen vor allem der Konstruktion des „Anderen“ durch die westliche Gesellschaft, ausgehend davon, dass die Zweiteilung der Welt in den „Westen und den Rest“ (Hall 2002: 137) mit der Zuschreibung von positiven und negativen Merkmalen verbunden ist, worauf die Konstruktionen des „Fremden“ und des „Selbst“ basieren.

2.2 Ethnologie, Kolonialismus und Forschungsreisebericht

In diesem Zusammenhang muss auch auf Ethnologie Bezug genommen werden, die als Disziplin im kolonialen Kontext entstanden ist und deren Gegenstand das kulturell Fremde darstellt.

Ethnologie ist nach ihrem Forschungsgegenstand benannt: die Völker, griechisch *ethne*. Im griechischen *ethnos* steckt aber noch ein anderer Aspekt, nämlich der Bezug auf fremde Völker (Fischer 2017: 22). Ethnologie ist als die Lehre oder Wissenschaft von „fremden menschlichen Gruppierungen“ zu verstehen (Kohl 2012: 100). Gegenstand der Ethnologie ist das kulturell Fremde. Sie befasst sich mit Lebensgemeinschaften von Menschen, die außerhalb des europäischen Kulturkreises liegen, und konzentriert sich in diesem Rahmen auf die Untersuchung von Verwandtschaftsverhältnissen und sozialen Beziehungen (ebd.: 16). Während sich Ethnografie mit beschreibender Darstellung einzelner Ethnien beschäftigt, bezeichnet Ethnologie die systematische Auswertung der erhobenen empirischen Daten unter vergleichenden und theoretischen Gesichtspunkten (ebd.: 100).

Ethnologinnen und Ethnologen begeben sich in eine ihnen fremde Kultur und versuchen, sich diese durch persönliches Erleben in all ihren Einzelheiten anzueignen. Als Ethnografinnen oder Ethnografen beschreiben und interpretieren sie, als Ethnologinnen und Ethnologen werten sie das Untersuchungsmaterial unter Einbezug von theoretischen Grundlagentexten aus und vergleichen es mit anderen empirischen Daten, um Typologien sozialer und kultureller Institutionen zu erstellen. Schließlich entwickeln sie auf Grundlage dieses Vergleichsmaterials Erklärungsmodelle, die es ihnen erlauben, allgemeingültige Aussagen zu treffen. Teilbereiche der Ethnologie

sind beispielsweise Verwandtschafts-, Wirtschafts-, Politik- oder Religionsethnologie (Kohl 2012: 130). Gesellschaften, mit denen sich die Ethnologie beschäftigt, zeichnen sich vorzugsweise durch folgende Charakteristiken aus: geringe demografische Größe, Homogenität hinsichtlich Sprache und Kultur, grundlegende, hohe Bedeutung von Verwandtschaft, Verschränkung der Institutionen, Einbettung des Politischen, Schriftlosigkeit, gering entwickelte Technik und subsistenzorientierte Wirtschaftsweise (ebd.: 29–92). Vor allem zu Beginn der Fachgeschichte war die Ethnologie im Rahmen der Welterkundung und des Kolonialismus mit der Dokumentation und Einordnung der kleinen und schriftlosen Kulturen außerhalb Europas beschäftigt (Heidemann 2011: 12). Heute erforschen Ethnologinnen und Ethnologen Gesellschaften aller Art und Komplexitätsgrade. Und sie eruieren auch Teilbereiche der eigenen Kultur. Aufgrund des „mikroskopischen“ Vorgehens sind sie zumeist mit überschaubaren Ausschnitten von Gesellschaften befasst (Antweiler 2015: 27).

Ethnologinnen und Ethnologen führen Feldforschungen durch, um in längeren Aufenthalten die Sichtweise der fremden Kultur kennenzulernen. Sie erlernen normalerweise deren Sprache, nehmen eine soziale Rolle in der Gesellschaft ein und beteiligen sich aktiv am täglichen Leben. Diese Methode der Ethnologie wird teilnehmende Beobachtung genannt (Heidemann 2011: 46).

Im Zusammenhang mit den europäischen Entdeckungs- und Eroberungsunternehmungen im 15. und 16. Jahrhundert etablierte sich der Begriff „Wilde“.¹¹ Dieser stand für die Völker, mit deren Erforschung sich die Ethnologie später befassen sollte. Das entsprechende lateinische Wort *silvaticus* lässt sich als „zum Walde gehörend“ übersetzen. Das Adjektiv in Bezug auf Menschen findet sich im Deutschen bereits vor der Entdeckung Amerikas in der mittelalterlichen Volksüberlieferung, Epik und darstellenden Kunst. Der nackte „wilde Mann“, dicht behaart, hauste in den Wäldern und zeigte kein Zeichen menschlicher Kultur. Bewaffnet mit der Keule führte er ein einfaches Leben, das sich neben seiner Triebhaftigkeit und Zügellosigkeit auch durch seine Bedürfnislosigkeit auszeichnete. Im 16. Jahrhundert wurden als „Wilde“ neu entdeckte amerikanische Völker bezeichnet. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Begriff zur Bezeichnung aller

¹¹ „Wilde“ war die deutsche Bezeichnung für *salvajada* im Spanischen, *selvaggio* im Italienischen, *savage* im Französischen und *savages* im Englischen.

„neu entdeckten“ indigenen Völkerschaften Afrikas, Asiens, Ozeaniens und Australiens benutzt (Kohl 2012: 17 ff.). Mit der Zeit wurde der Begriff zum Komplement des Begriffs „Zivilisation“. Das Oppositionspaar die „Wilden“ und die „Zivilisierten“ bildete sich heraus. Die Europäerinnen und Europäer fingen an, sich kultiviert und zivilisiert zu fühlen, und machten es zu ihrer Aufgabe, den unkultivierten „Wilden“ die „Segnungen ihrer Zivilisation“ nahe zu bringen. Darüber hinaus waren die Einstellungen zu solchen „wilden“ Völkerschaften ambivalent: So entstand in Frankreich die Vorstellung vom „guten Wilden“ (*bon sauvage*), der noch in Einklang mit der Natur lebte, und in England die vom „edlen Wilden“ (*noble savage*), der mannhafte Züge und kriegerische Tugenden besaß. Im 19. Jahrhundert, in der Zeit der Industrialisierung und des Imperialismus wurde die Grenze zwischen „Zivilisierten“ und „Wilden“, zwischen „uns“ und den „anderen“ noch stärker gezogen. Die „Wilden“ wurden für die auf einer früheren Stufe der Menschheitsentwicklung Stehengebliebenen gehalten. Im 19. Jahrhundert kam noch ein weiterer Begriff auf, nämlich „Primitive“, der genauso pejorativ verwendet wurde wie „Wilde“ und zum Symbol des Rohen und Unvollendeten wurde. In Deutschland hat man auch von „Naturvölkern“ gesprochen, was auf den Begriff *homme naturel*, der vom französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau geprägt wurde, zurückgeht (Kohl 2012: 19 ff.). In seinem Werk *Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus*¹² (1983) weist Manfred Gothsch darauf hin, dass vom 19. bis ins 20. Jahrhundert Naturvölker von Kulturvölkern abgegrenzt worden sind.¹³ Ethnologinnen und Ethnologen betrachteten Naturvölker als Repräsentanten frühmenschlicher Entwicklungsformen, während Kulturvölker ihrer Vorstellung nach auf einer höheren Entwicklungsstufe standen. Aufgrund der eurozentrischen Sichtweise galten europäische Kulturen „als Gipfel aller Kulturentwicklung“, nichteuropäische Kulturen in allen Bereichen des soziokulturellen Lebens als „zurückgeblieben“, „wild“ oder „barbarisch“. Die Wildheit der nichteuropäischen Völker wurde zu einem beliebten und weit verbreiteten Argument für die Herrschaftsmaßnahmen der europäischen Kolonialmächte. Die Ethnologinnen und Ethnologen unterstützten auf einer ideologischen Ebene indirekt den europäischen

¹² Manfred Gothsch untersucht in seinem Werk, auf welche Weise die Ethnologie Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auf einer „gedanklichen Ebene“ die europäische Kolonialherrschaft unterstützt haben könnte und selbst von damaligen Vorstellungen beeinflusst worden ist. Dabei bezieht er sich hauptsächlich auf die drei deutschen Ethnologen Adolf Bastian (1826–1905), Leo Frobenius (1873–1938) und Richard Thurnwald (1869–1954) (Gothsch 1983: 2 f.).

¹³ Die Unterscheidung entsprach dem oben genannten Oppositionspaar „Wilde“ und „Zivilisierte“.

Kolonialismus. Ein beliebtes und weit verbreitetes Argument zur moralischen Rechtfertigung europäischer Machtausdehnung in Übersee lautete, „dass die Kolonialmächte den Kolonialvölkern zu einer kulturellen ‚Hebung‘ verhelfen“ (Gothsch 1983: 219). Gothsch zitiert Leo Frobenius, der sogar von einer „Verpflichtung gegen an niedriger Kulturhöhe stehenden Völkern“ spricht und von einem „Kulturgesetz, demzufolge der Höherstehende gezwungen ist, den Niedrigerstehenden zum Arbeiten an dem großen Werke der Kultur heranzubilden“ (Frobenius nach Gothsch 1983: 220).

Besonders prägend für die Ethnologie waren die Aufklärung und der Kolonialismus. Frank Heidemann weist darauf hin, dass ethnologische Forschung nicht im politischen Vakuum stattfindet, sondern stets im post- oder neokolonialen Bezug stehe (Heidemann 2011: 39), und ergänzt, dass Ethnologie als Disziplin im kolonialen Kontext aufgekomen sei (ebd.: 139). Bis in die 1950er- und 1960er-Jahre standen die Forschenden unter dem Schutz der Kolonialmächte, denen gegenüber sie sich zunächst legitimieren mussten, sodass die Nähe zur Kolonialmacht ihre Fremdwahrnehmung bestimmte. Kolonialbeamte waren nicht nur mit Forschung beschäftigt, sondern dienten auch als Museumsdirektoren und leiteten Lehrstühle. Sie schufen administrative Kategorien, mit denen Millionen Einheimische verwaltet und somit geprägt wurden. Eine Volkszählung erfolgte nicht basierend auf neutralen Kategorien, sondern auf der Klassifizierung der Einheimischen nach den Vorstellungen der Auftraggeber, etwa nach Herkunft, Sprache, Religion, ethnischer Zugehörigkeit oder Hautfarbe (ebd.: 39 f.).

Laut Karl-Heinz Kohl entfaltet sich der ethnologische Diskurs nie in einem herrschaftsfreien Raum: Wörter seien keineswegs unschuldig. Wie eine fremde Kultur geschildert wird, kann für deren Angehörige verheerende Folgen haben. Die Bezeichnung der Bewohnerinnen und Bewohner der Neuen Welt als „Wilde“ sollte der ideologischen Legitimation des europäischen Kolonialismus und seiner ausbeuterischen Praktiken dienen (Kohl 2012: 18). Die Grenze zwischen den Europäern und den Anderen wurde im 19. Jahrhundert stärker gezogen (ebd.: 20). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die europäischen Mächte ihre Kolonialreiche in Afrika und Asien aufbauten, gerieten ethnologische Themen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums. Das besondere Interesse galt exotisch wahrgenommenen Gesellschaften und ihren kulturellen Artefakten. „Wilde“ und „exotische“ Menschen wurden in ethnologischen Schriften nahe am

Naturzustand der Menschheit präsentiert, sodass sich das Publikum seiner eigenen fortgeschrittenen Lebensweise versichern konnte (Beer 2017: 42).

Ethnologinnen und Ethnologen nutzen den Vergleich von Fällen, um generalisierende Aussagen über menschliche Verhaltensweisen, gesellschaftliche Institutionen und kulturelle Muster auf regionaler oder globaler Ebene zu treffen. Der Vergleich von Kulturen oder einzelnen kulturellen Merkmalen stellt eine zentrale Methode der Erkenntnisgewinnung innerhalb der Ethnologie dar (Beer 2017: 107 f.). Dabei verfolgt der ethnologische Vergleich sowohl typologische als auch erklärende Ziele. Zum einen werden die entsprechenden Objekte der menschlichen Kultur oder Gesellschaft nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden geordnet, zum anderen werden kausale Zusammenhänge erklärt, warum bestimmte kulturelle Praktiken auftreten und wie sie mit anderen kulturellen Phänomenen und Umweltbedingungen in Verbindung stehen. Ethnologinnen und Ethnologen vergleichen eine fremde Gesellschaft mit der eigenen oder mit benachbarten Gemeinschaften (ebd.: 112). Auch werden historische Vergleiche gezogen, wobei eine Gesellschaft oder bestimmte gesellschaftliche Merkmale in verschiedenen historischen Perioden beleuchtet werden (ebd.: 114).

Im Fokus der Erkenntnis einer Ethnologin oder eines Ethnologen steht laut Frank Heidemann das Fremde, weswegen der Gegenstand der Ethnologie durch die Eigenperspektive bestimmt wird. Heidemann verdeutlicht, dass Fremdheit relational sei und im Prozess entstehe:

Derjenige, der mir fremd erscheint, verkörpert mein Fremdes, und folglich liegt es nahe, dass ich für ihn der Repräsentant einer für ihn fremden Kultur bin. Aus dieser fundamentalen Einsicht folgt zunächst, dass Fremdheit relational ist. Das Fremde ist weder in ihm noch in mir, sondern liegt zwischen uns, es entsteht im Prozess. Wenn nun ein weiterer Beobachter (als Dritter) hinzutritt, so wird er – eine hinreichende kulturelle Distanz vorausgesetzt – weitere Bilder von mir und meinem Fremden entwerfen. Der Dritte wird in seine Beobachtungen auch seine Vorstellungen und Vorkenntnisse einschreiben. Diese Rolle des Dritten entspricht oft der des Ethnologen (Heidemann 2011: 12).

Heidemann zufolge nimmt das Eigene in der Untersuchung eine ambivalente Position ein, weil der Untersuchungsgegenstand das kulturell Fremde ist. Einerseits müsse man vom eigenen Welthorizont ausgehen, andererseits versperren die eigenen Begriffe den Blick auf die fremde Binnensicht. Begriffe wie Individuum, Familie, Status, Gruppe, Rolle, Klasse, Entwicklung, Nation, Religion sind unweigerlich mit der eigenen Erfahrungswelt eng verwoben und werfen einen dunklen Schatten auf die Einheiten

des Fremden. Ethnologinnen und Ethnologen drängen die Gemeinplätze der eigenen Kultur, die lieb gewonnenen unhinterfragten „Einsichten“, zurück und verwenden in ihren Abhandlungen daher oft indigene Begriffe. Das Eigene vernebele den Blick auf das Fremde (Heidemann 2011: 13).

Sowohl Frank Heidemann als auch Christoph Antweiler sind davon überzeugt, dass ethnische Zugehörigkeiten, die Abgrenzung verschiedener Ethnien, von außen kommen. Heidemann nennt das ein koloniales Produkt (Heidemann 2011: 219). Antweiler konstatiert, dass Fremdgruppen, Kolonialmächte oder der Nationalstaat Bezeichnungen und Kategorien vorgeben, welche die Kriterien der Abgrenzung bilden (Antweiler 2012: 30).

2.3 Exotisierung des Fremden

Das Fremde scheint [...] immer wieder als Verlockung, als Aufbruch aus belastenden Gewohnheiten und Routinen, als Bereicherung und Anregung, als spannend und aufregend, als abenteuerlich und faszinierend. Fast könnte man die Attraktion des Fremden mit der der Feste vergleichen: beide bieten eine Abwechslung von Langeweile und Alltäglichkeit, beide fesseln sie durch ihren Ausnahmecharakter. Man kann geradezu sagen, dass das Fest mit seiner erlaubten Umkehrung oder Aufhebung des sonst gebotenen oder Notwendigen ein allerdings zeitlich eingeschränkter Einbruch des Fremden ins Übliche und Normale ist (Hahn 1995: 47 f.).

Die fremde Welt wird in Reiseberichten oft exotisiert. Karl Hölz hält es für unstrittig, dass eine andere Welt aus der eurozentrischen Perspektive als exotisch wahrgenommen wird, wobei das Eigene und das Fremde voneinander abgegrenzt und miteinander verglichen werden:

Es ist nicht bestreitbar, dass die andere Welt aus eurozentrischer Sicht als exotisch erfahren wird, insofern sich in ihr die vertrauten Kennzeichen der eigenen zivilisierten Lebensordnung nicht mehr ausfindig machen lassen. Die exotische Szenerie führt den Betrachter aus dem sozialen und kulturellen Lebensraum heraus und setzt in ihm Vorstellungen frei, in denen kontrastiv und wertend das Eigene und das Fremde voneinander abgegrenzt werden (Hölz 2002: 7).

Hans-Jürgen Lüsebrink zählt den Exotismus zu den wichtigsten positiv besetzten Fremdwahrnehmungsmustern in okzidentalischen Gesellschaften und versteht darunter „Phänomene der Faszination durch fremde und ferne Gesellschaften und Kulturen“. Die Begriffe „Exotismus“ und „exotisch“ stammen vom griechischen Wort *exōtikós*,

was „fremd“ bedeutet. Die beiden Begriffe haben sich seit dem 16. Jahrhundert in europäischen Sprachen ausgebreitet, wurden aber zunächst in Bezug auf die Tier- und Pflanzenwelt gebraucht. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden diese Begriffe immer mehr auf Menschen anderer Kulturen übertragen. Lüsebrink betont, dass der Begriff „exotisch“ mit positiv konnotierten Assoziationen verbunden sei und die Vorstellung „anziehender, kulturell und ästhetisch faszinierender ferner Länder sowie alternativer Lebens- und Kulturformen“ einschlieÙe. Die Begriffe „Exotik“, „Exotismus“ und der mit beiden verbundene Prozess der Exotisierung fremder Menschen, Kulturen und Lebenswelten resultierten aus einer emotionalen Einstellung zum Fremden und bezögen Interesse, Teilnahme und Faszination ein (Lüsebrink 2005: 114).

Zu den zentralen Elementen des exotischen Diskurses zählt Lüsebrink beispielsweise die Vermischung von fremdartiger Tier- und Menschenwelt, die Faszination traditioneller ungewöhnlicher Tanz- und Musikformen oder auch die ästhetische Anziehungskraft von Farben (ebd.: 115).

2.4 Stereotypisierung

Jede Reise beginnt im Kopf. Es gibt bereits Bilder, Geräusche, Gerüche, bevor ich aufbreche. Der Schock des Da-Seins überfällt mich erst, wenn mein Körper die andere Luft, Hitze, Feuchtigkeit spürt, ja die andere, ganz andere Schwerkraft des fremden Ortes. Fremdheit ist ein körperliches Gefühl, genauer noch: ein Körper-bewusstsein (Roes 2020: 43).

Die Grundlage für die Tendenz, europäische Kategorien und Kriterien bei der Begegnung mit dem Fremden vorzuschreiben, sieht Andrea Wilden vor allem in den Mechanismen der Stereotypisierung (Wilden 2013: 124).

Wolfgang Müller-Funk sieht in Stereotypen eine von vornherein verkürzte und reduzierte, aber „apperzeptionstechnisch zugleich überaus effizient[e]“ Wahrnehmungsform, bei der sich Menschen unterschiedlichen Geschlechts, unterschiedlicher Herkunft und Religion mit ganz wenigen Strichen kodieren und dekodieren lassen. Dafür reicht auch ein einziges Merkmal, sei es ein „breitkrepiger Hut oder ein bunter Männerrock“. Solche Stereotypisierungen sind meistens in Witzen enthalten. Sie sind virulent, breiten sich aus und werden zum Gemeingut der jeweiligen Kultur (Müller-Funk 2016: 189 f.).

Auf ähnliche Weise versteht Norbert Mecklenburg unter Stereotypen „verfestigte und vereinfachte kollektive Bilder“:

Wir machen uns Bilder. Das bedeutet: Erfahrung wird durch Imagination ergänzt oder auch ersetzt. Darum nennt man solch ein Bild im Kopf imago (lat.) oder image (frz.). Wir tauschen diese Bilder in unserer Kommunikation aus. So werden sie codiert und umcodiert. Dabei können sie sich verfestigen oder verflüssigen. Wenn viele sie teilen, werden sie zu kollektiven Bildern. Unsere Kultur überliefert und bearbeitet sie. Verfestigte und vereinfachte kollektive Bilder nennt man Stereotype. Sie gehören zu den Formen eines erstarrten Denkens. Bilder sind immer noch komplexer und beweglicher als Stereotype, denn in diesen bleibt die Bewegung von Erfahrung und Lernen stehen. Komplexität, Diversität, Individualität werden auf wenige Merkmale reduziert. Einzelnes wird verallgemeinert. Das codierte Ergebnis wird resistent gegen Tatsachen und Argumente, und unverändert, unbefragt wird es massenhaft kommunikativ reproduziert (Mecklenburg 2008: 239).

Wenn Stereotype kombiniert werden, entstehen Stereotypenbündel, zum Beispiel in Form von Oppositionspaaren, die für nationalistische, rassistische, kolonialistische, sexistische Diskurse charakteristisch sind (Mecklenburg 2008: 240). In diesem Fall spricht man über stereotypen Dualismus, das heißt, das Stereotyp wird in zwei gegensätzliche Elemente aufgespalten – in seine „guten“ und „schlechten“ Seiten. Laut Stuart Hall ist eine solche Aufspaltung eine der regelmäßigen Züge des Diskurses des „Westens und des Rests“, von dem in Kapitel 2.1.4 die Rede war. Die Welt wird symbolisch zweigeteilt, in „wir und sie“, in den „Westen und den Rest“, wobei alle Unterschiede innerhalb der beiden Teile vereinfacht, also stereotypisiert werden. Die nichteuropäische, „restliche“ Welt wird dann einerseits als das absolut Andere dargestellt, andererseits werden auch innerhalb dieses absolut Anderen Differenzierungen möglich, durchaus mit einer positiv konnotierten Komponente, wie etwa in den Dichotomien freundlich/feindlich, edel/unedel (Hall 2002: 167).

Die Stereotypisierung der Kolonisierten, durch die diese als Andere konstruiert werden, zählt Andrea Wilden zu den diskursiven Strategien, welche die Kolonisierenden benutzten, um ihre eigene Überlegenheit gegenüber den Kolonisierten zu zeigen. Darüber hinaus weist Wilden darauf hin, wie Stereotypisierung in Situationen ungleicher Machtverteilung funktioniert: Die Anwendung des ethnozentrischen Blicks und der kulturellen Normen der Kolonisierenden, das heißt der Mächtigeren, auf die Schwächeren, habe den Effekt, dass die Kolonisierten in ihren differenzierten Eigenschaften reduziert und naturalisiert werden (Wilden 2013: 125).

Die Autorinnen und Autoren der Reiseberichte stehen vor der Aufgabe, das Fremde intellektuell zu begreifen und einzuordnen, um es möglichst authentisch in ihren

Texten darzustellen. Stereotype und Vorurteile bieten den Reisenden dabei die Möglichkeit, das Fremde in ihren eigenen Wissenshorizont einzupassen. „Fremde sind gleichsam vieldeutige unbestimmte Reize, deren Verarbeitung durch Stereotypisierungen (Gast, Feind, Exot, Wilder etc.), Vereinfachungen, Klischees am leichtesten gelingen mag“ (Spitznagel 1996: 24).

Als primäre Funktionen der Stereotypisierung bezeichnet Tanja Hupfeld in Anlehnung an Reinhold Bergler und seine *Psychologie stereotyper Systeme* (1966) die Strukturierungs- und Orientierungsfunktion. Pauschale Kategorisierungen sollen den Beobachtenden ermöglichen, das Fremde in seiner vielfältigen Andersartigkeit kognitiv erfassbar zu machen, es in den eigenen Wissenshorizont einzuordnen und in Sprache umzusetzen, es sich dadurch vertraut zu machen und für die Rezipienten plausibel zu beschreiben (Hupfeld 2007: 48). Wenn man davon ausgeht, dass Stereotype eine Vereinfachung der Realität und eine Generalisierung individueller Erfahrungen darstellen, dann kann nicht mehr über einen Objektivitätsanspruch in Reiseberichten gesprochen werden (ebd.: 49). Hupfeld macht bewusst, dass Stereotype in Reiseberichten sowie Zuordnungen mittels ethno- beziehungsweise eurozentrischer Kategorien die Gefahr bergen, das eigentliche Wesen der Fremdkultur nicht zu erfassen und falsch einzuschätzen. Dies führe dazu, dass das Fremde nicht angemessen beschrieben, sondern interpretiert, reduziert, verzerrt und erfunden, also konstruiert werde (ebd.: 26).

Auf stereotype Systeme treffen wir vor allem in frühneuzeitlichen Reiseberichten. In den frühen Entdeckungsreiseberichten ist der Gebrauch der Opposition von „zivilisierter“ und „primitiver“ Welt vor allem in Bezug auf wissenschaftlich technische „Unterentwickeltheit“ der sogenannten Naturvölker besonders beliebt. Tanja Hupfeld ist der Ansicht, dass Stereotypisierungen und Vereinfachungen sowie die Darstellung fremder Kulturen als „Barbaren“ oder „Exoten“ den Blick auf den eigentlichen Charakter des Fremden eher verstellten als erhellten (Hupfeld 2007: 50). Dadurch, dass man das Fremde in eigenkulturelle Kategorien übersetzt, verliere das Fremde seinen eigenen Charakter. Hupfeld folgend funktionieren stereotype Systeme wie Erwartungssysteme: so determinierten die eigenkulturell bedingten Stereotype, welche die europäischen Reisenden mit nach Übersee brachten, die Wahrnehmung der Reisenden durch spezifische Erwartungen an das Fremde bereits vor dem tatsächlichen Kontakt mit der fremden Welt (ebd.: 51).

2.5 Andere Einflussfaktoren auf die Konstruktion der Fremdheit in Reiseberichten

Für die Anwendung der obigen Beobachtungen und Erkenntnisse auf Reiseberichte lässt sich folgern, dass die Autorinnen oder Autoren bereits vor Beginn ihrer Reise über ein weitgehend konstruiertes, durch eigene kulturelle Muster geprägtes Fremdbild verfügen.

Über weitere Faktoren, welche Wahrnehmung und Darstellung des Fremden beeinflussen, spricht Tanja Hupfeld in ihrem bereits erwähnten Buch *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts* in Anlehnung an verschiedene Autorinnen und Autoren.

Hupfeld bezieht sich auf die Wahrnehmungspsychologie, nach deren Grundaussage der Mensch in seinem Kopf nicht die Wirklichkeit abbildet, sondern diese aufgrund seiner Erwartungen oder Erfahrungen konstruiert. Erwartungen, Wünsche oder Überzeugungen machen es auch den Reisenden einfacher, bisher unbekannte Welten, fremde Regionen und Kulturen zu beschreiben, einzuordnen und zu bewerten (Hupfeld 2007: 34). Die Autorin nennt bestimmte Parameter, welche die Wahrnehmung und Darstellung des Fremden beeinflussen. Dazu zählen die Biografie der Reisenden, die Mentalitätsgeschichte und kulturelle Denkmuster ebenso wie Interessen und Intentionen, Erwartungen, Wünsche und Projektionen der Reiseautorinnen und -autoren (ebd.: 27). Es ist davon auszugehen, dass die Erwartungen der zeitgenössischen Leserschaft sowie etwaiger Auftraggeber und Finanziere einer Expedition ebenfalls Einfluss auf die Reiseberichte ausübten. In Fall von Auftrags- oder Forschungsreisen bestand meist sogar die Verpflichtung, über die Reise detaillierte Berichte vorzulegen (ebd.: 36–38).

Zu den biografischen Voraussetzungen, die den Erkenntnisprozess und die Gestaltung des Fremdbildes der Reisenden lenken, zählt Hupfeld insbesondere den sozialen Status und Bildungsgrad, ihre literarischen Interessen und Vorkenntnisse, aber auch allgemeine Wahrnehmungs-, Schreib- und Lesekompetenzen. Ebenso spielen Charaktereigenschaften, wie Neugier, Empathie und Begeisterungsfähigkeit, eine besondere Rolle bei der Ausgestaltung der Reiseberichte (Hupfeld 2007: 28 f.). Petra Dietsche sieht im Interesse am Neuen und in der Fähigkeit des Erstaunens über das Fremde sogar den Schlüssel für das „Fremdverstehen“ (Dietsche 1984: 10).

Laut Hupfeld prägen der Zweck der Reise und die Intentionen der Reisenden in hohem Maße die Ausgestaltung des Textes, was wiederum eine Verzerrung in der Darstellung fremdkultureller Realität verursachen kann (Hupfeld 2007: 32 f.). Überdies haben auch äußere – teils zufällige – Faktoren wie die Art und Dauer des Kontakts mit der einheimischen Gesellschaft, Kommunikationsprozesse und -schwierigkeiten aufgrund mangelnder oder nicht vorhandener Sprachkenntnisse (selbst das Vokabular der eigenen Sprache kann für die Erfassung spezifischer Phänomene der Fremdkultur nicht ausreichen) einen möglichen Einfluss auf die Darstellung des kulturellen Fremdbildes (Hupfeld 2007: 26).

Auf die Einflussfaktoren Mentalitätsgeschichte, kulturelle und traditionelle Denkmuster, eigenkulturelle Determiniertheit des reisenden Individuums sowie Wertkategorien, die den Nährboden für Klischees und Stereotype bilden, wurde in den vorangegangenen Abschnitten bereits ausführlich eingegangen.

3 Textkorpus der Arbeit

Das Textkorpus der vorliegenden Arbeit umfasst sechs Titel deutschsprachiger Reiseberichte über Georgien:

Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern (1866), *Vier Vorträge über den Kaukasus* (1874), *Die Chewsuren und ihr Land* (1878) und *Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Laufe der letzten 30 Jahre* (1895) von Gustav Radde, *Kaukasusreisen* (1890) von Werner Siemens sowie *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* (1885) von Arthur Leist.¹⁴

Es handelt sich um authentische, semifiktionale Texte, in denen über tatsächlich stattgefundenen Reisen und über individuelle Erfahrungen eines Reisenden berichtet wird. Die ausgewählten Reisetexte decken den zeitlichen Rahmen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ab – eine Zeit der zunehmenden Industrialisierung, die sukzessive auch in Georgien Einzug hielt.

Gustav Radde kann Anspruch darauf erheben, zwar nicht der erste, aber einer der bedeutsamsten Forscher Georgiens und anderer kaukasischer Länder zu sein. Seine Berichte umfassen fast alle Gebiete des sozialen Lebens: gesellschaftliche Formen, Religion, Sprache, Wissenschaft, Wirtschaft und Folklore. Raddes Biograf Karl von

¹⁴ Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war das Reisen eher ein männliches Privileg. Reisende Frauen bildeten Ausnahmen, was mit der gesellschaftlichen Rolle der Frau und dem noch herrschenden Patriarchat zusammenhing. Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählten zu den Reisenden hauptsächlich noch Männer. Zu den wenigen Frauen, die zu Fernreisen aufbrachen, gehörten vor allem Französisinnen und Britinnen. Aus dem deutschsprachigen Raum war die Österreicherin Ida Pfeiffer (1797–1858) die erste Frau, die um die Welt gereist ist. Sie reiste von ihrer Heimatstadt Wien über Hamburg nach Brasilien und Chile, danach nach Tahiti und China, Singapur, Sri Lanka, Indien, Mesopotamien und Persien, Russisches Reich, Konstantinopel und Athen. Die Aufzeichnungen von dieser Reise erschienen 1850 in drei Bänden mit dem Titel *Eine Frauenfahrt um die Welt*. Ebenso beschrieb die Nobelpreisträgerin Bertha von Suttner (1843–1914) in ihren 1909 in Stuttgart veröffentlichten *Memoiren* ihren Aufenthalt in Georgien, in dem Land, „wo sich Jason das Goldene Vlies geholt“ hat (Suttner 2015: 154).

Dass die genannten Aufzeichnungen in der vorliegenden Arbeit nicht miteinbezogen wurden, ist der Tatsache geschuldet, dass diese nicht als prototypisch anzusehen sind: Ida Pfeiffer berichtet über Georgien auf nur wenigen Seiten, wobei das Land als asiatisches Russland wahrgenommen und eher am Rande beschrieben wird. Bertha von Suttners neunjähriger Aufenthalt in Georgien, den sie selbst eine „Verbannung“ (Suttner 2015: 180) nennt, kann kaum mit einer klassischen Reise verglichen werden. Nach ihrer Heirat war Suttner gezwungen, zu emigrieren, nachdem die Eltern ihres Mannes ihren Sohn enterbt hatten. Weil freundschaftliche Beziehungen zu einer georgischen Fürstenfamilie bestanden, fiel die Wahl auf Georgien. Das Ehepaar hatte in Georgien mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, worüber Suttner hauptsächlich berichtet.

Da sich die vorliegende Arbeit mit Grundlagenforschung befasst, bleibt der Fokus auf prototypische Reisebeschreibungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkt. Die durchaus interessanten Fragestellungen zu den „Ausnahme-Autorinnen“ wie Pfeiffer und Suttner – und damit auch zu einem spezifisch weiblichen Blickwinkel auf das außereuropäische Fremde – sollen darauf aufbauenden Forschungsarbeiten vorbehalten bleiben.

Hahn (1848-1925) weist darauf hin, dass der Kaukasus noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast für die ganze gelehrte Welt eine *terra incognita* gewesen sei. Zwar lagen auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten wertvolle Spezialarbeiten vor, aber es existierte noch keine Arbeit mit einem Gesamtbild des kaukasischen Isthmus, aufgrund derer die Leserinnen und Leser die damalige Entwicklung im Kaukasus umfassend beurteilen konnten. Radde war derjenige, der diese Lücke ausgefüllt hat (Hahn 1902: 87).

Die Auswahl des Textkorpus resultiert aus der Unterschiedlichkeit der Autoren selbst, ihren unterschiedlichen Disziplinen und den verschiedenen Motivationen ihrer Reisen. Zwar erleben die Autoren dieselbe Phase der Geschichte des Landes (Georgien als Teil des Russischen Reichs), reisen und beschreiben aber aus unterschiedlichen Perspektiven:

Das Ziel des Naturforschers, Geografen, Ethnologen Gustav Radde (1831–1903) ist die biologische, geografische und ethnografische Erforschung des Kaukasus. Der Unternehmer und Erfinder Werner von Siemens (1816–1892) handelt aus wirtschaftlichen Interessen (Konstruktion der transkaukasischen Telegrafenerleitung von London nach Kalkutta über die Linie Suchumi-Tbilissi). Aber auch das „stille Sehnen nach den Urstätten menschlicher Kultur“ treibt ihn in die kaukasische Region (Siemens 1943: 5). Das Hauptinteresse des Schriftstellers, Journalisten und Übersetzers Arthur Leist (1852–1927) gilt der Erkundung georgischer Altertümer, der Bevölkerung sowie Sitten und Gebräuchen vor Ort. Er übersetzt georgische Werke ins Deutsche, schreibt über die georgische Geschichte, Ethnografie und Kultur.

Wie in der Einleitung erwähnt, sind die genannten Werke noch kaum erforscht, vor allem nicht in Bezug auf die Fragestellung „Georgien als fremder Kulturraum“. Die Analyse des jeweiligen Georgienbildes steht noch aus. Die vorliegende Arbeit hat den Anspruch, zur Schließung dieser Forschungslücke beizutragen.

Basierend auf den vorausgegangenen theoretischen Überlegungen wird im zweiten Teil der Arbeit gezeigt, wie die Konstruktionen einer fremdkulturellen Realität in den analysierten Reiseberichten vorgenommen werden. Zudem wird das Phänomen Fremdheit mit seinen relevanten Faktoren beleuchtet.

Als Hintergrund für die Analyse der Reiseberichte werden zunächst die Lage und Geschichte Georgiens näher betrachtet sowie auch die politisch gesellschaftlichen

Bedingungen im Land in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Interessen des Russischen Kaiserreichs in der Kaukasusregion.

3.1 Die Lage und Geschichte Georgiens im Überblick

Georgiens Kultur wurzelt zutiefst in europäischen Traditionen. Hier wurde Prometheus dem Mythos nach für ewig an einen Kaukasusfelsen geschmiedet, weil er den Menschen das Feuer gebracht hatte. Jason und die Argonauten sollen das Goldene Vlies aus dem westgeorgischen Königreich Kolchis geraubt haben, um es nach Griechenland zu entführen. Bereits im 4. Jahrhundert nahm Georgien das Christentum an – damit gehört die georgische Orthodoxie neben der armenischen zu den ältesten christlichen Konfessionen überhaupt (Boden 2018: 9).

Die heutige Republik Georgien erstreckt sich vom Gebirgszug des Großen Kaukasus im Norden bis in Teile des Kleinen Kaukasus im Süden, in Ost-West-Richtung vom Schwarzen Meer bis zu den steppenartigen Niederungen von Schiraki. Sie grenzt im Norden an die Russische Föderation, im Osten an Aserbaidschan und im Süden an Armenien und die Türkei. Historisch gesehen war das Territorium Georgiens wesentlich größer und weitete sich stärker in alle Richtungen aus. So bildet das gegenwärtige Georgien nur noch einen kleinen Teil der Fläche, die das Staatsgebiet des hellenistischen, antiken und mittelalterlichen Georgiens ausmachte. Landschaftlich ist das Land vielgestaltig und kontrastreich:

Es reicht von den rhododendronbewachsenen Schwarzmeerstränden bis zur Gletscherwelt der Fünftausender im Großen Kaukasus, besteht aber auch aus Mittelgebirgen, Niederungen und ausgesprochenem Tiefland, schroffen Gebirgseinschnitten, trockenen Ebenen und ausgedehnten Hochflächen. Es gehört zum südlichen Teil der gemäßigten Klimazone, nur der äußerste Südwesten erinnert an die Subtropen (Fährnich 2021: 7).



Abb. 1: Landkarte der kaukasischen Region 2018. In: *Der Kaukasus. Geschichte, Kultur, Politik*. C. H. Beck, 2018 PAPERBACK. S. 78.

Genauso verschiedenartig wie die Landschaft Georgiens ist auch seine Geschichte (Fährnich 2021: 21). Die geografische Lage an der Nahtstelle zwischen Europa und Asien trug einerseits zu landwirtschaftlich kulturellen Entwicklungen Georgiens bei, andererseits verursachte sie schwierige politische Verhältnisse im Land. Diese Lage bedingte jahrhundertlang Prägungen von beiden Seiten, die auf allen Gebieten fassbar sind, sei es in der Wissenschaft und Kunst oder auch im Alltag.

In der Antike gehörte das Gebiet Georgiens zur griechisch-römischen Welt. Die antiken Staaten Kolchis (gegründet im 6. Jahrhundert vor Christus im Westen Georgiens) und Iberia (entstanden im 4. Jahrhundert vor Christus im östlichen Teil Georgiens) pflegten intensive wirtschaftliche Verbindungen zu Griechenland. Zudem existierten am Schwarzen Meer griechische Städte, die im Rahmen der sogenannten griechischen Kolonisation im 8. Jahrhundert vor Christus gegründet wurden, beispielsweise Phasis, heute Poti, die Hafenstadt am Schwarzen Meer in Westgeorgien (Melikishvili 1970: 31). Die Existenz solcher Städte trug zur Intensivierung des wirtschaftlich kulturellen Austausches zwischen der Bevölkerung an der Schwarzmeerküste und der antiken Welt bei (ebd.: 276). Wirtschaftlich kulturelle Beziehungen bestanden nicht nur zu Griechenland, sondern auch in den Osten, etwa zu Syrien und Ägypten (ebd.: 278). Kolchis war ein ziemlich starkes und hochentwickeltes Königreich. Geschichten über Kolchis haben sich in griechischen

Mythen niedergeschlagen, beispielsweise in den Sagen über Chrysomeles und die Argonauten¹⁵ (Melikishvili 1970: 166 f.) sowie über Prometheus.¹⁶ Bereits seit Anfang des ersten Jahrhunderts vor Christus war Georgien fremden Eroberern ausgesetzt. Bis zum 3. Jahrhundert nach Christus besetzten zunächst die Römer, dann die nordkaukasischen Stämme und danach die Perser das Land. Das Verhältnis zwischen Rom und den georgischen Königreichen war mal feindlich mal freundschaftlich (ebd.: 364). Zu Anfang des 3. Jahrhunderts wurde die persische Dynastie der Sassaniden immer stärker. Nun kämpften auch Perser für die Eroberung georgischer Gebiete. Georgische Könige waren gezwungen, zwischen zwei Großmächten zu entscheiden, zwischen Römern oder Persern, um nur gegen einen Feind kämpfen zu müssen. Georgien entschied sich für Rom als Verbündeten, welches das Christentum im 4. Jahrhundert als Staatsreligion anerkannte (ebd.: 393). Seitdem hat die Religion eine entscheidende Rolle bei der Formung der georgischen Nation gespielt. Schon der Name des Landes deutet auf die besondere Würdigung hin, welche die Georgierinnen und Georgier dem heiligen Georg¹⁷ erweisen. Bei der russischen Bezeichnung für Georgien (russ. Grusia/Грузия), die aus dem Persischen stammt und „Ungläubiger“ bedeutet, geht dieser Zusammenhang verloren. Auch aus diesem Grund verweigern Georgierinnen und Georgier die russische Benennung (Boden 2018: 18). Die Anerkennung des Christentums als Staatsreligion im Jahr 337 nach Christus bedingte kulturelle Verbindungen Georgiens zu weiteren europäischen Ländern (Meskhia 1973: 53). Der jahrhundertelange Kampf zwischen dem Sassanidenreich und

¹⁵ Die neue Ehefrau des böotischen Königs Athamas konnte ihre Stiefkinder, Helle und Phrixos, nicht leiden. Nephelē, die Mutter von Helle und Phrixos, wollte ihre Kinder vor der eifersüchtigen Stiefmutter schützen und erbat die Hilfe der Götter. Daraufhin sandte Hermes Chrysomeles, den Widder mit goldenem Fell, zu ihr. Chrysomeles wollte die Kinder nach Kolchis bringen. Unterwegs rutschte Helle vom Rücken des Widders und fiel ins Meer, das nach ihr als Hellespont (Dardanellen) bezeichnet wurde. Phrixos wurde in Kolchis abgesetzt, im Land des Königs Aietes. Aus Dankbarkeit opferte man Chrysomeles den Göttern im Tempel des Zeus. Aietes ließ das goldene Widderfell aufhängen und von einem Drachen bewachen. Später raubten 50 Argonauten unter Führung Jasons und mit Unterstützung Medeas, der Tochter Aietes, die sich in Jason verliebt hatte, das Goldene Vlies (das goldene Widderfell) und brachten es nach Griechenland zurück (Melikishvili 1970: 167).

¹⁶ Dem Mythos zufolge schmiedete Zeus Prometheus an einen Felsen im Kaukasusgebirge in Georgien, weil er es gewagt hatte, den Göttern das Feuer zu stehlen und es den Menschen zu bringen. Prometheus wurde regelmäßig von einem Adler besucht, der an seiner Leber fraß, bis er von Herakles erlöst wurde (Pleitgen 2017: 7).

¹⁷ Der heilige Georg stammte aus Kappadokien (aus einem Gebiet der heutigen Türkei). Als Christ wurde er nach mehreren Martern 303 enthauptet, weil er sich für unter Diokletian (236-312) verfolgte Christen einsetzte. Die Griechen feierten ihn als „Erzmartyrer“ (*Lexikon der christlichen Ikonographie* 1994: 365). Georg ist der Schutzheilige verschiedener Länder wie Georgien, Litauen, England, Montenegro, Äthiopien, Portugal und andere. Der in Georgien verbreiteten Legende nach griff er persönlich in Kämpfe Georgiens gegen seine Feinde ein und verhalf den Georgiern zum Sieg.

den georgischen Königreichen beziehungsweise Byzanz endete in den 40er-Jahren des 6. Jahrhunderts mit dem Sieg des Byzantinischen Reichs (Meskhia 1973: 147). Doch mit den Arabern waren die nächsten Eroberer Georgiens bereits unterwegs. Die arabische Herrschaft dauerte am längsten in der Hauptstadt Tbilissi, in der Araber ihr Emirats gegründet hatten. Das Emirats von Tbilissi war ein wichtiger Stützpunkt der arabischen Herrschaft im Kaukasus, aus diesem Grund bemühten sich die Araber besonders um die ökonomische Entwicklung des Emirats (ebd.: 150). Jedoch war der arabische Einfluss auf das kulturelle Leben Georgiens, abgesehen von der langjährigen Herrschaft in Kartli, Ostgeorgien, gering. Dies gilt als Verdienst des Christentums, das seine Wurzeln in Georgien mittlerweile tief geschlagen hatte (ebd.: 368).

Das Christentum prägte alle Bereiche der Kunst in Georgien. Jedoch blieben auch die Traditionen und Einflüsse nicht christlicher Länder, mit denen Georgien bis dahin zu tun hatte, sowie prächristliche Traditionen Georgiens erhalten, sodass am Ende eine Mischung aus allem entstand. Als Beispiel dafür gilt die Sioni-Kirche (5. Jahrhundert) in Bolnissi (Niederkartli, Ostgeorgien). An den Säulen der Kirche finden sich sowohl christliche Symbole als auch Figuren, die in der christlichen Symbolik nicht existierten. Derartige Zeichen sind zum Beispiel zwei gegenüberstehende Löwen mit Flügeln und die dazwischen laufende Kropfgazelle. Ähnliche Themen kennt man in der sassanidischen Kunst. Ein weiteres Beispiel ist ein Kreuz zwischen den Hörnern eines Ochsen. Das Symbol des Ochsen ist mit der heidnischen Zeit Georgiens verbunden (Meskhia 1973: 411).

Die Befreiung Kartlis von den Arabern war erst im 11. Jahrhundert möglich. Im selben Jahrhundert sah sich jedoch das Land mit der Invasion der seldschukischen Türken konfrontiert. Die Vertreibung sowohl der Türken als auch der Araber gelang dann Dawit IV. dem Erbauer.

Danach folgte das sogenannte „Goldene Zeitalter“ zwischen 1089 und 1213. Dawit IV. der Erbauer (1073–1125) befreite Georgien von der Fremdherrschaft und sicherte ihm durch eine entschlossene Reform- und geschickte Machtpolitik seine Unabhängigkeit. Zu Dawits Zeit erstreckte sich Georgien vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer (Boden 2018: 24).

Zu dieser Zeit erfuhr auch das kulturelle und wissenschaftliche Leben eine ausgesprochene Blüte. In zwei Akademien sowie Klöstern und Kirchen fanden erzieherische und kulturelle Tätigkeiten statt (Boden 2018: 24). In der Akademie am Gelati-Kloster wurden die klassischen Wissenschaften des Altertums unterrichtet. Die Akademie wurde als „zweites Athen“ gepriesen (ebd.: 94). Darüber hinaus achtete

Dawit der Erbauer auf den Ausgleich der Kulturen des Okzidents und Orients. Der König ließ auch Moscheen bauen und rief die Bevölkerung zum gegenseitigen Respekt und zur Akzeptanz verschiedener Religionen auf. Georgische Bildungszentren existierten auch im Ausland, beispielsweise auf dem Berg Sinai in Ägypten, in Palästina, Jerusalem, auf Zypern, in Syrien, in der Nähe von Konstantinopel und auf dem Berg Athos in Griechenland. Dort beschäftigten sich georgische Schriftsteller und Übersetzer mit der Literatur und den philosophischen Schulen und Richtungen aus Byzanz und dem Nahen Osten, schufen eigene Werke und führten wissenschaftliche und übersetzerische Tätigkeiten aus, sodass die georgische Gesellschaft die Werke aus Byzanz und dem Nahen Osten in ihrer Muttersprache kennenlernen konnte. Georgische Schriftsteller beherrschten in der Regel die griechische, persische und arabische Sprache (Anchabadse/Guchua 1979: 283 ff.).

Ein enges Verhältnis bestand noch im 11. bis zum 13. Jahrhundert einerseits zur byzantinischen und andererseits zur islamisch-arabisch-persischen Kultur. Auch die langjährige arabische Herrschaft in Georgien hat in der Kultur ihre Spuren hinterlassen. Die Nutzung der arabischen Ziffern soll in Georgien im 10. beziehungsweise 11. Jahrhundert begonnen haben. An den Königshöfen beherrschten im Mittelalter viele die arabische Sprache. In der georgischen Sprache gibt es viele Entlehnungen sowohl aus dem Arabischen als auch aus dem Persischen. Bekannte Werke der persischen Literatur wurden ins Georgische übersetzt, beispielsweise *Vis und Rāmin* von Gorgani und *Schāhnāme* von Firdausī (ebd.: 371 ff.).

Vom 13. Jahrhundert bis Anfang des 15. Jahrhunderts musste das Land gegen Mongolen kämpfen. Der Fall von Konstantinopel 1453 hatte eine einschneidende Wirkung auf Georgien: Zwischen Georgien und dem Rest Europas lag das Osmanische Reich. Die Verbindungen nach Europa waren nun über 300 Jahre lang gekappt. Die in Westeuropa ablaufenden geistesgeschichtlichen und kulturellen Entwicklungen, seien es die Renaissance, Reformation und Aufklärung, hat Georgien daher nicht mitvollziehen können (Boden 2018: 24). In dieser Zeit gerieten Armenien und Georgien immer wieder unter die Oberherrschaft entweder der Perser oder der Türken, ehe diese im 19. Jahrhundert von Russland aus Transkaukasien gedrängt wurden. „Erst die Eingliederung in das Zarenreich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bewirkte eine gewisse Wiedereröffnung von Verbindungen nach Westen“ (ebd.: 19). Obwohl als Befreier begrüßt, brachte auch das Russische Zarenreich nicht die ersehnte Souveränität (Pleitgen 2017: 10; siehe dazu das nächste Kap. 3.1.1).

In den Jahrhunderten nach Einführung des Christentums spielte die Verbindung zu Byzanz eine bestimmende Rolle für Georgien. Damit einher ging die Prägung Georgiens durch die griechisch-orthodoxe Religion und Kultur, die sich später auch noch unter russischer Herrschaft fortsetzte (Boden 2018: 24). Gleichzeitig blieben arabische, persische und osmanische Herrschaften im Land ebenfalls nicht ohne Spuren.

Diese unterschiedlichen Einflüsse machen sich vor allem in der Hauptstadt Georgiens bemerkbar. Dazu schreiben Marie-Carin Gumpfenberg und Udo Steinbach in *Der Kaukasus – Geschichte – Kultur – Politik* (2018) Folgendes:

Eine Stadt wie Tbilisi, gleichsam an der Scheide zwischen diesen Welten liegend, offenbart und bewahrt bis heute diese kulturell produktive Mittelstellung. In dieser Stadt, die auf ihre lange Tradition in Toleranz gegenüber den Religionen und Völkern stolz ist, zeigt sich aber auch, dass unser Denken – geübt im „Entweder-oder“ – kaum eine Antwort auf die Frage finden dürfte, ob hier nun Asien oder Europa sei. Der Kaukasus stellt insofern eine lebendige Synthese beider Hemisphären dar (Gumpfenberg/Steinbach 2018: 15).

Tbilissi wurde im 4. Jahrhundert nach Christus an einer strategisch bedeutenden Stelle des Südkaukasus gegründet, an der sich wichtige Handelswege von West nach Ost und von Nord nach Süd kreuzten (Boden 2018: 72). Die Stadt liegt in einem vom Fluss Mtkwari durchflossenen Talgrund, „der an mehreren Stellen durch Steilufer malerisch durchbrochen ist“ (ebd.: 74). In Tbilissi begegnen sich bis heute Orient und Okzident. „Vierzigmal ist die Stadt in seiner Geschichte von fremden Eroberern bezwungen und in weiten Teilen zerstört worden. Immer wieder ist sie neu entstanden. Orientalische Einflüsse haben sich mit okzidentalischen überkreuzt. Doch schließlich hat der Okzident gesiegt. [...] Tbilissi ist eine europäische Metropole“, meint Dieter Boden in *Georgien. Ein Länderporträt* (Boden 2018: 73). Das letzte Mal wurde Tbilissi 1795 von Persern zerstört, weswegen die Stadt im 19. Jahrhundert zum größten Teil wiedererrichtet worden ist. Manches aus dem Mittelalter ist erhalten geblieben, zum Beispiel die berühmten Schwefelbäder, die im orientalischen Stil gebaut sind und auf arabische und persische Einflüsse hinweisen. Die Altstadt auf der rechten Seite des Mtkwari, der historische Kern der Stadt, wurde von Handwerkern neu aufgebaut. Die Altstadt mit ihren engen Gassen, Marktplätzen, Händler- und Handwerkerläden entsprach bald nicht mehr den Anforderungen eines administrativ wirtschaftlichen und kulturellen Zentrums des Südkaukasus, zu dem Tbilissi im 19. Jahrhundert geworden ist. Deswegen baute man moderne Gebäude hinter der Stadtmauer. In der Altstadt

wohnten arme Leute, zumeist Handwerker, aber auch Händler. Auf der linken Seite des Flusses siedelten sich russische Beamte und deutsche Kolonisten an (Kutateladse 2015: 47 f.). Im 19. Jahrhundert entstanden in Tbilissi Gebäude, die von deutschen Architekten erbaut wurden, zum Beispiel das im neumaurischen Stil gestaltete Rathaus im Zentrum, die georgische Nationalgalerie im italienischen Stil, die Newskij-Kathedrale im byzantinischen Stil, eine evangelische Kirche, der Palast des Statthalters (der heutige Jugendpalast) sowie mehrere Wohnhäuser und öffentliche Gebäude. So gab es in Tbilissi des 19. Jahrhunderts gleichzeitig die 1851 von einem italienischen Architekten gebaute Oper und den traditionellen Karneval „Kheenoba“,¹⁸ Wanderzirkusse und Hahnenkämpfe, Kamelzüge, orientalische Basare mit europäischer Kleidung, orientalischen Luxusgegenständen und türkisch-persisch-georgischen Gesängen, zudem Karawansereien für Händler aus aller Welt, eine Moschee, einen der ältesten zoroastrischen Feuertempel, eine Synagoge, die bereits erwähnten Schwefelbäder, europäische Läden und die für Tbilissi typischen Holzbalkonhäuser. Diese Gegensätze, durch welche die georgische Hauptstadt auch heute noch gekennzeichnet ist, hebt noch Judith Leister 2017 in ihrem Artikel *Tbilissi – eine Stadt zwischen Orient und Okzident* in der *Neuen Zürcher Zeitung* hervor: „Bäder, Bauten, Boulevards: Die georgische Hauptstadt ächzt unter ihrem reichen Kulturerbe. Das Eigene und das Fremde gehen dabei ineinander über“ (Leister, 2017).

3.1.1 Zu den politisch gesellschaftlichen Bedingungen in Georgien im 19. Jahrhundert und zu Russlands kolonialen Interessen

Gustav Radde, Werner von Siemens und Arthur Leist erlebten Georgien als Teil des Russischen Reichs (1801–1917).

In ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus definieren Jürgen Osterhammel und Jan Jansen Kolonialismus als

eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der

¹⁸ „Kheenoba“ war ein dem europäischen Karneval ähnliches Volksfest in Georgien. Bei Kheenoba in Tbilissi wurde der Kampf Georgiens gegen seine Eroberer inszeniert. Der für dieses Fest gewählte „Kheeni“ (Khan) symbolisierte den Eroberer und landete am Ende des Fests im Fluss Mtkwari. Mit dieser Tradition zeigten die Tbilisser, dass sie nie mit Fremdherrschaften einverstanden sein würden. Das Fest wurde im 19. Jahrhundert von der russischen Regierung verboten.

Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen (Osterhammel/Jansen 2012: 29).

Dieselben Autoren benennen verschiedene Haupttypen von Kolonien, darunter auch Beherrschungskolonien, deren Zweck in wirtschaftlicher Ausbeutung (durch Handelsmonopole, Nutzung von Bodenschätzen, Erhebung von Tribut), strategischer Absicherung imperialer Politik und nationalem Prestigegewinn bestand (ebd.: 16 f.). Jedoch seien Kolonien allein mit militärischer Stärke und waffentechnischer Überlegenheit weder zu erobern noch zu beherrschen, meint Carsten Gräbel in seinem Beitrag *Die Erforschung der Kolonien* (2015). Die Bemächtigung von Raum, Menschen und Ressourcen beruhe auch auf einem riesigen Wissensarchiv von geografischen Wissensformen, beispielsweise Karten, Statistiken, Verzeichnissen und länderkundlichen Berichten. Dieses Wissensarchiv diene einerseits der raschen Orientierung im Gelände und der Bewältigung kolonialer Aufgaben im Herrschaftsraum, andererseits solle es die Leserinnen und Leser der geografischen oder ethnografischen Beiträge von der Notwendigkeit der kolonialen Expansion überzeugen (Gräbel 2015: 9).

Manche der Wissenschaftler verfassten viel gelesene geografische Werke, doch ihre wichtigste geografische Aufgabe war die Kartierung der Kolonien, an der sich neben den Militärs viele Kolonialbeamte, Missionare und private Landvermesser beteiligten (ebd.: 10). Kolonialismus war schließlich ein Herrschaftsverhältnis, das darauf beruhte, dass Kolonisatoren die Bevölkerung in ihren Kolonien als andersartig präsentierten, während sie zugleich von der Höherwertigkeit ihrer eigenen Kultur überzeugt waren (ebd.: 17). Wolfgang Müller-Funk folgend ist der Kolonialismus

die maßgebliche Ursache dafür, dass die Begegnung mit fremden Kulturen von einer kulturellen Schiefelage, von einem asymmetrischen Verhältnis geprägt ist, in der brutale Machtausübung, militärische Expansion, Ausbeutung und menschliche Geringschätzung Hand in Hand gegangen sind (Müller-Funk 2016: 37).

Schon 1767 befahl die russische Monarchin Katharina II. (1729–1796) der Petersburger Akademie, das gesamte Russische Reich zu bereisen und zu erforschen. So begann die wissenschaftliche Forschung der Geschichte, Ethnografie und der Sprachen kaukasischer Völker. Die zaristische Regierung hatte wichtige Gründe, das volkskundliche Material kaukasischer Völker aufzuzeichnen und ausgewählte ethnografische Beiträge in der russischen Presse publizieren zu lassen: Denn so konnte

die These über den „wilden“ Kaukasus (vgl. Kap. 3.2.2) leichter nachgewiesen und das Bild des Kaukasus als eine der problematischsten Regionen geschaffen werden (Gogiaschwili 2009: 47).

Georgien existierte von 1801 bis 1917 als Kolonie im Rahmen des Russischen Kaiserreichs. Russland hatte Ende der 1820er-Jahre nach dem Sieg im Russisch-Persischen (1804–1813) und Russisch-Türkischen Krieg (1806–1812) die besten Voraussetzungen, seine Kolonialpolitik im Südkaukasus, namentlich in Georgien, aktiv durchzuführen. Das Ziel bestand darin, das heterogene Land mit dem Kaiserreich zu verbinden und die Bevölkerung zu russifizieren. Georgien sollte ein Teil des Reichs werden: politisch und wirtschaftlich verlässlich (Antelava 1970: 85). Um dies zu erreichen, entwickelte Russland verschiedene Programme.

In ihrer Dissertation *Europäische Quellen über das Verhältnis zwischen Russland und den Kaukasusländern (1830er- bis 1850er-Jahre des 19. Jahrhunderts)* (2017) schreibt Ana Managadse über die wahren Interessen des Russischen Kaiserreichs bezogen auf die kaukasischen Länder. Die Autorin bezieht sich sowohl auf die Akten der *Kaukasischen Archäographischen Kommission* als auch auf die Berichte europäischer Reisender, die von niemandem beauftragt worden sind und vor allem nicht im Dienst des Russischen Kaiserreichs standen.

Seit der Aneignung Georgiens versuchte das Russische Reich, die alleinige Kontrolle über die Wirtschaft im Land zu erhalten, was Russland bei der Stärkung seiner Position in der kaukasischen Region helfen sollte (Managadse 2017: 102 f.). Dabei lag es im Interesse Russlands, die Wirtschaftsentwicklung in Georgien absichtsvoll zu entschleunigen, um dessen Abhängigkeit von der Kolonialmacht Russland zu steigern. Die wirtschaftliche Entwicklung in der kaukasischen Region wurde nicht nur als nicht erwünscht, sondern auch als gefährlich angesehen. Managadse zitiert einen russischen Beamten, der sich selbst fragt: „Sollten wir Georgien nicht als Kolonie sehen, die uns mit Rohstoff für unsere Fabriken beliefert und von uns Manufakturprodukte bekommt? Würde die Gründung ähnlicher Fabriken in Georgien nicht zur Schwächung seiner Abhängigkeit vom Kaiserreich führen?“ (ebd.: 107 f.). So konnte sich aber die georgische Industrie nicht entwickeln und das Land wurde als Agrarland gefestigt.

1811 wurden Autokephalie und Patriarchat der georgischen Kirche abgeschafft. Obendrein wurde in der georgischen Kirche nicht mehr auf Georgisch, sondern auf Russisch gepredigt (Bubulashvili, 2004). Außerdem versuchte die Regierung, Regeln,

Sitten und Gebräuche der Einheimischen sowie die georgische Sprache in der Verwaltung und im Gericht abzuschaffen und das Russische einzuführen – eine für die rein georgischsprachige Bevölkerung problematische Maßnahme. Dies verursachte Unzufriedenheit in der Bevölkerung (Antelava 1970: 88 ff.). Um die Vereinigung georgischer Völker zu verhindern, wurde veranlasst, dass in den Schulen verschiedener Regionen im jeweiligen Dialekt unterrichtet wurde, beispielsweise auf Mingrelisch in Mingrelien, auf Swanisch in Swanetien und in Adscharien¹⁹ sogar auf Türkisch. Die Kolonisatoren vertraten die Ansicht, die Bewohnerinnen und Bewohner von Mingrelien, Swanetien und Adscharien seien keine Georgierinnen und Georgier. Das ganze Land war zwischen 1846 und 1917 in zwei Bereiche geteilt: „Gouvernement von Tiflis“²⁰ und „Gouvernement von Kutais“,²¹ sodass es seinen historischen Namen nicht mehr beibehielt (Janelidse, 2014).

Von 1864 bis 1871 wurde die Leibeigenschaft abgeschafft. Dies war am Anfang zwar ein großer Fortschritt, jedoch wurden die Erwartungen der Bäuerinnen und Bauern nicht ganz erfüllt, denn sie blieben in einer wirtschaftlichen Abhängigkeit. Sie bekamen äußerst kleine Grundstücke zugewiesen, die sie innerhalb der nächsten 20 Jahre erwerben konnten. Diesbezüglich steigerte sich unter ihnen die Unzufriedenheit, die oft zu Aufständen führte. Die russische Regierung löste solche Aufstände gewaltsam auf (Mansvetashvili, 2010) und betrieb ihre Kolonialisierungspolitik weiter. Während Einheimische ohne Grundstücke blieben, siedelte die russische Regierung loyale Leute aus fernen Regionen des Kaiserreichs entlang des Schwarzen Meeres an und teilte ihnen die besten Grundstücke zu (Janelidse, 2014). Diese wurden als „freie Grundstücke“ bezeichnet. In Wirklichkeit waren sie seit Generationen im Besitz der Einheimischen, die enteignet, umgesiedelt und mit Grundstücken minderwertiger Bodenqualität „entschädigt“ wurden (Managadse 2017: 100). In den 1830er- bis 1860er-Jahren entstanden in Georgien insgesamt zehn Siedlungen, die für ehemalige russische Soldaten und ihre Familien

¹⁹ Mingrelien, Swanetien und Adscharien sind Regionen im westlichen Teil Georgiens.

²⁰ Gemeint ist Tbilissi, die Hauptstadt Georgiens. Der Name „Tbilissi“/თბილისი beinhaltet das Wort „tbili“/თბილი, was „warm“ auf Georgisch bedeutet und sich auf warme Wasserquellen in der Stadt bezieht. Im 19. Jahrhundert und auch später war international der russische Name „Tiflis“ geläufig, dessen Aussprache für indogermanische Zungen einfacher war und der sich über Russland in Europa verbreitete. In der vorliegenden Arbeit wird die Bezeichnung Tbilissi benutzt, nur in Zitaten kommt „Tiflis“ vor.

²¹ Kutais, die Hauptstadt der Region Imeretien in Westgeorgien, wird heute „Kutaissi“/ქუთაისი genannt. Der Name taucht in der griechischen Argonautensage auf. Gustav Radde, Arthur Leist und Werner Siemens benutzten in ihren Reisebeschreibungen die im 19. Jahrhundert übliche Bezeichnung „Kutais“.

errichtet wurden. Sie sollten zum Stützpunkt für das Russische Reich werden – im Fall von Aufständen oder sogar von Krieg (Antelava 1970: 88 ff.). All dies macht noch einmal das Ziel der russischen Regierung deutlich, Georgien in ein politisch und ökonomisch vertrauenswürdiges Land zu verwandeln. Die Methoden zur Verwirklichung dieses Programms bestanden für das zaristische Russland vor allem in Kolonialisierung und Russifizierung (Managadse 2017: 100).

Aus alledem kann man den Schluss ziehen, dass Russland durch Regionalisierung und Ethnifizierung die konstitutive Einheit des Landes zerschlagen wollte.

3.2 Deutschsprachige Reiseberichte über den Kaukasus und Georgien

Als imaginärer Raum war der Kaukasus in besonderem Maße geeignet, dramatische Heldengeschichten zu erzählen: Bewegung und Kampf kombinierten sich mit ‚exotischer‘ Landschaft und fremdartigen Menschen. Als Orient Russlands war er in hohem Maße romantisch besetzt.²²

Elene Gogiaschwili verweist in ihrem Beitrag *Das Stereotyp der georgischen Frau in der abendländischen Literatur vom 17. bis 19. Jahrhundert* auf die weit zurückreichende Tradition der Erforschung des Kaukasus in Deutschland – Gogiaschwili nennt das Jahr 1426, als ein Deutscher namens Hans Schiltberger (1381-1440) nach seiner Flucht aus der „tatarischen Sklaverei“ über den Kaukasus berichtet habe. Auch Sebastian Münsters (1488-1552) *Cosmographie* aus dem Jahre 1544 enthält in den Kapiteln *Colchis* und *Iberia* Schilderungen über Georgien²³ unter den Stichwörtern „Kolchis, Iberia, Schwarzes Meer, Kaukasus, Prometheus und das Goldene Vlies“. Die Beschreibungen Georgiens in den deutschsprachigen Reiseberichten des 17. bis 19. Jahrhunderts sind laut Gogiaschwili geografischen, historischen, naturwissenschaftlichen und ethnografischen Inhalts genauso wie die Artikel in den wichtigsten deutschen Enzyklopädien (Zedler’s *Universal-Lexikon*, *Real-Encyklopädie*, *Real-Wörterbuch*, Pierer’s *Universal-Lexikon* und andere). Die

²² Mark Edele: *Automaten, Helden, Bürokraten: Zur Auseinandersetzung um die Geschichte des Kaukasus 1870 bis 1890*. Magisterarbeit im Fach Neuere Geschichte. Tübingen, 16. August 1998, S. 7–8 (zitiert nach Oliver Reisner 2007: 66).

²³ Einen Überblick über deutschsprachige Reiseberichte über Georgien bietet Heinrich Rohrbacher in seiner 2008 herausgegebenen Bibliografie *Georgien. Bibliographie des deutschsprachigen Schrifttums*. Die Bibliografie ist die umfangreichste Quelle zur deutschsprachigen Literatur über und aus Georgien und enthält über siebentausendzweihundertsechunddreißig Titel über Georgien, über ehemalige georgische Provinzen in Nordost-Anatolien und georgische Siedlungsgebiete außerhalb des Landes gegliedert in Sachgebiete wie Geografie und Landeskunde, Bevölkerung und Gesellschaft, Sprache und Schrift, Religion und Kirche sowie Literatur.

enzyklopädischen Artikel beziehen sich auf antike Quellen (Plinius, Ptolemäus, Strabon, Herodot) sowie auf zeitgenössische Reiseberichte und die georgische Geschichtsschreibung. Im 19. Jahrhundert haben vor allem Marie Felicité Brosset und Heinrich Julius von Klaproth²⁴ die Geschichte Georgiens in Europa bekannt gemacht – ihre Veröffentlichungen erschienen in deutscher, französischer und russischer Sprache (Gogiaschwili 2008: 3 f.). In den Reiseberichten über Georgien aus dem 19. Jahrhundert unterscheidet Gogiaschwili zwischen ethnografischen, geschichtswissenschaftlichen und poetisch ästhetischen Aspekten. Sie erkennt eine „romantische Reiseauffassung“ in den Reiseberichten über den Kaukasus und Georgien und betont:

Der Kaukasus war einer der geographischen Orte der romantischen Auffassung. Die Gebirgsregion war nicht nur Forschungsgegenstand für Naturwissenschaftler, Geographen, Botaniker, Geologen und Mineralogen, sondern ein mythischer Ort für Dichter, Ort des Goldenen Vlies sowie der Gefangensetzung von Prometheus durch die Götter (Gogiaschwili 2008: 7).

Als Beispiel nennt Gogiaschwili den Schriftsteller und Übersetzer Friedrich Martin von Bodenstedt (1819–1892), der durch eigene Werke über den Kaukasus sowie durch seine Übersetzungen russischer Dichter, wie Alexander Puschkin und Michail Lermontow, zur Verbreitung des russischen Kaukasusbildes in Europa beigetragen hat.

3.2.1 Friedrich Martin von Bodenstedt

Es war eine mondhelle, duftige Nacht – eine jener zauberischen Nächte, wie man sie nur unter Georgiens Himmel sieht, wo der Mond so hell leuchtet, als sei sein Glanz nur ein, durch einen geheimnisvollen, zartgewebten Schleier gemildertes Sonnenlicht. Die lange Wanderung durch die nächtliche Kühle hatte mich wieder etwas aufgefrischt; gar zu lockend blinzelten die Sterne vom reinen Himmel her; in der Ferne ragten geisterhaft die halbmondförmigen Gipfel des Kasbek empor, tief unter mir lag die Stadt in märchenhafter Schöne und dazwischen rollte der Kuros seine glänzenden Bogen (Bodenstedt 1888: 51 f.).

Friedrich Martin von Bodenstedt wurde 1819 in Peine (bei Hannover) geboren und verstarb 1892 in Wiesbaden (Mundhenk 1971: 95). 1841, mit 22 Jahren, kam er nach Moskau und unterrichtete im Haus des Fürsten Michael Golizyn seine Söhne.

²⁴ Der französische Orientalist Marie Felicité Brosset (1802–1880) ist auch bekannt als Fachmann für die georgische Sprache. Der deutsche Orientalist Heinrich Julius von Klaproth (1783–1835) ist der Autor von *Reise in den Kaukasus und nach Georgien unternommen in den Jahren 1807 und 1808*.

Daraufhin reiste er 1843 nach Tbilissi, wo er „gern einem Ruf an das dortige Gymnasium folgte“ und eine Stelle als Gymnasiallehrer antrat (Dukmeyer 1925: 20 f.). Er befreundete sich zudem mit dem aserbaidischen Dichter Mirza Schaffy (1792–1852). Von Tbilissi aus unternahm er Reisen in die nähere und weitere Kaukasusregion, studierte Natur und Landschaften, beschäftigte sich mit der Sprache, Kultur und Geschichte ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Neben den extremen klimatischen Bedingungen drängten ihn auch beunruhigende Entwicklungen im Kaukasus (Kämpfe der kaukasischen Bergvölker gegen Russen) dazu, die Hauptstadt 1845 zu verlassen (Utecht, 2015).

Dieter Boden zufolge war Friedrich von Bodenstedt mit seinen pittoresken Schilderungen aus dem Kaukasus und insbesondere über Georgien in Deutschland sehr beliebt. „Geschickt machte er sich eine zuvor von Herder, Goethe und Rückert geweckte Neugier für Orientalisches zunutze“, meint Boden (Boden 2018: 16). Zu seinen wissenschaftlichen Hauptwerken aus der Tbilisser Zeit gehören *Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen* (1847–1855) und *Tausend und ein Tag im Orient* (1850). Hinzu kommen seine vielfältigen Übersetzungen aus dem Russischen (besonders die Übersetzungen der Werke von Lermontow), dem Ukrainischen, Tatarischen und Persischen (Hafis, Omar Chayyam) (Mundhenk 1971: 20). Der von ihm übersetzte und herausgegebene Gedichtband *Die Lieder des Mirsa-Schaffy* (1851), mit dem er mit einem Schlag Weltruhm erlangte, enthält Gedichte über den Kaukasus und Georgien, wie *Die Gletscher leuchten* und *Die schönen Mädchen von Tiflis*. Bodenstedt pries die orientalische Lebensweisheit und den Lebensgenuss, „Wein, Weib und Gesang standen dabei im Mittelpunkt“ (Boden 2018: 16).

In *Tausend und ein Tag im Orient* widmet Bodenstedt Georgien einige Kapitel. Er stützt sich in seiner Erzählung der Geschichte Georgiens auf Frédéric Dubois de Montpéroux (Bodenstedt 1850: 213, 215, 223, 301, 303, 368) sowie auf Marie Félicité Brosset (Bodenstedt 1850: 252), auf die sich auch Gustav Radde und Arthur Leist in ihren Reiseberichten beziehen.

Bodenstedt beschäftigte sich mit den Themen, die auch für Gustav Radde, Werner von Siemens und Arthur Leist von außerordentlichem Belang waren, beispielsweise mit der romantischen Schilderung exotischer Landschaften. Auf den Seiten 42 bis 49 in *Tausend und ein Tag im Orient* befasst er sich nur mit Naturschilderungen. Er bewundert den Kaukasus – „Kein europäisches Gebirge gewährt in seiner Gesamtheit

einen so überwältigend schönen Anblick als der Kaukasus, wie er sich dem aus der Steppe kommenden Wanderer zeigt“ (Bodenstedt 1850: 41) – sowie auch den Berg Kasbek²⁵ – „Vor mir auf stieg in schauerlicher Schöne der gigantische Kasbék, der viel besungene, sagegeheiligte Berg“ (Bodenstedt 1850: 43).

Durch seine Beschreibungen entwirft Bodenstedt das Bild eines romantischen Landes: „Wohin ich mein staunendes Auge schweifen ließ, entdeckte ich Ueberraschendes und Neues. Ich lebte in Wirklichkeit eines der Märchen der Tausend und einer Nacht, wovon ich als Kind so oft gelesen und geträumt“ habe (ebd.: 50 f.). Allerdings weist sein Reisebericht eine prinzipiell eurozentrische Perspektive auf. Der Vergleich zwischen Europäerinnen und Europäern mit Georgierinnen und Georgiern wird ständig angeführt, wobei die Ersteren oft als Vorbilder dargestellt werden. Beispielsweise stellt er georgische Frauen den europäischen gegenüber, das Salonleben in Tbilissi dem in Europa (ebd.: 245 f.). Zudem konstatiert Bodenstedt das Nebeneinandersein des Asiatischen und Europäischen, was bei ihm als Gegensatz, aber auch als Bereicherung gewertet wird. „Hier reichen sich Europa und Asien die Hand“, schreibt er (ebd.: 113).

Artur Leist zufolge, dessen Werk in dieser Arbeit behandelt wird, hat Bodenstedt die Schönheit der Georgierinnen weltberühmt gemacht. Das mag vielleicht übertrieben erscheinen, aber Bodenstedt würdigt tatsächlich die Schönheit der georgischen Frauen: „Das Volk der Georgier ist im Ganzen genommen unleugbar eines der schönsten Völker der Welt“ (Bodenstedt 1850: 299). Derjenige, „[d]er die schlanken Töchter *Georgia*‘s, die Blüthe der Schönheit, hier in solcher Fülle versammelt sieht“, müsse an „Wunder auf der Erde“ glauben, so Bodenstedt (ebd.: 110). Jedoch betont er, dass die Schönheit der Georgierinnen mit dem Alter verschwinde. „So sehr die Georgierinnen in ihrer Jugend anmuthig erscheinen und hohen Preises werth, so abschreckend ist ihre Häßlichkeit im Alter“ (ebd.: 114). Dabei würden die Augen trotz ihres „scheinbaren Feuers“ nichts als „Ruhe und träge Wollust“ ausdrücken. Dem Gesicht einer Georgierin fehle jener „edlere geistige Ausdruck“, der schönen Europäerinnen sogar in ihrem Alter einen „besonderen Zauber“ verleihe (ebd.: 299 f.). Darüber hinaus bemängelt Bodenstedt das Bildungsniveau der georgischen Frauen: „Und diese schnelle Umwandlung wird hier nicht ausgeglichen durch jene aus höherer Bildung entspringenden Eigenschaften, welche bei uns auch häßliche und alte Frauen

²⁵ Der Berg Kasbek im Großen Kaukasus ist 5047 m hoch und somit der dritthöchste Berg Georgiens und der achthöchste des Großen Kaukasus.

oft so liebenswürdig und angenehm im Umgange machen.“ Überhaupt gehöre eine „solche Häßlichkeit wie die der älteren Georgierinnen in Europa zu den seltensten Ausnahmen“ (Bodenstedt 1850: 114).

Bodenstedt scheint nicht besonders prorussisch eingestellt zu sein und sieht die zivilisatorische Mission des Russischen Reichs im Kaukasus relativ skeptisch. „Sind die Russen, die selbst noch auf einer so wenig Anerkennung findenden Stufe der Bildung stehen, auch schon befugt und berufen, andere Völker zu civilisieren?“, stellt er die Frage und wirft Zweifel an der russischen Regierung auf (Bodenstedt 1888: 305). Als er eine Kirche aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts erblickt, die in einen Kuhstall umfunktioniert wurde, wird seine Skepsis noch verstärkt:

Bei meinem Eintritt in die geheiligten Räume blöckte mir eine wohlgenährte Heerde Kühe ein dröhnendes Willkommen entgegen. Auf solchen Empfang war ich nicht vorbereitet, und so tolerant ich sonst in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten bin, so empörte es mich doch, das Haus des Herrn in einen Kuhstall umgewandelt zu sehen. Später wurde freilich mein Blick daran gewöhnt, öfter Ochsen und Schafe in Tempeln und Palästen zu finden. Die Russen, welche selbst nur bauen, um Ruinen zu machen, haben wenig Verehrung für die Denkmäler des Alterthums. Die Inschriften und Heiligenbilder waren rund umher von den gehörnten Vierfüßlern zernagt und abgerieben (Bodenstedt 1850: 201 f.).

Dafür hebt Bodenstedt mehrmals die Eigenheit der alten georgischen Kultur hervor und bringt seine Sympathie ihr gegenüber zum Ausdruck. Beispielsweise meint er an einer Stelle, die Ruinen in Mzcheta würden Spuren einer „uralten“, eigenständigen Kultur aufweisen, „welche Rußland nie gekannt hat“ (Bodenstedt 1888: 266).

Eine schärfere Kritik an Russlands Engagement im Kaukasus übt Bodenstedt in seinem Werk *Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen*. Dort beschreibt er die Ausbreitung des Russischen Kaiserreichs in der kaukasischen Region und seine wahren Absichten sowie die Freiheitskämpfe der kaukasischen Völker gegen die Russen. Im Kapitel *Der Kaukasus und seine Bewohner* berichtet er über das kaukasische Gebirgssystem, die Vegetation und das Klima in der Region, über die Kommunikationswege zwischen Russland und dem Südkaukasus sowie über die Einheimischen.

Im ersten Teil seines Werks erörtert Bodenstedt die Frage, welche Zwecke Russland bei seiner Ausbreitung im Kaukasus verfolge und wodurch es diese rechtfertige. Er schlussfolgert, Russland handele in der kaukasischen Region immer aus eigenen imperialistischen Interessen, die es aber zu beschönigen suche, indem es sich als

Friedensstifter und Unterstützer christlicher Völker im Kaukasus darstelle (Bodenstedt 1855: 147 ff.).

Als Nächstes berichtet er über verschiedene kaukasische Stämme, vor allem über den Stamm „Kartwel“, dem er „Georgier, Imerier, Gurier, Mingrelier und Swanen“ zuordnet. Die sprachlichen und physiologischen Differenzen sowie die unterschiedlichen Sitten einzelner kartwelischer Völker erklärt Bodenstedt durch die ungleiche geografische Lage ihrer Wohngegenden (ebd.: 232 ff.).

Kartwelische Völker sind Bodenstedt zufolge abgesehen von der reichhaltigen Natur und des Christentums „arm“ und „verwildert“. Scheinbar sind aber „Verwilderung“ und Christentum, dessen Einführung im 4. Jahrhundert er für den wichtigsten Moment in der Geschichte Georgiens hält, widersprüchliche Begriffe für Bodenstedt. Christianisierung impliziert für ihn das Zivilisiertwerden (ebd.: 237). „Armuth“ und „Verwilderung“ der georgischen Völker sind für ihn hingegen – trotz ihrer christlichen Religion – Ausdruck und Folge permanenter Kämpfe und Auseinandersetzungen mit ihren Feinden:

Ihre Geschichte ist eine fast ununterbrochene Reihenfolge von Bildern des Krieges und der Zerstörung, so dass Künste und Wissenschaften nie dauernde Wohnung unter ihnen finden konnten und nur vorüberwandelnd ihre schaffende Hand über die Ufer des Kyros und Phasis ausstreckten, wovon die Trümmer verjährter Tempel und Paläste, so wie die Überbleibsel einer von ihrer Reife verblühten Literatur noch Zeugnis tragen.

Daher die Armuth und Verwilderung dieser Länder, obgleich die Natur über sie das Füllhorn ihres Segens ausgeschüttet; Daher der betäubende Kulturzustand ihrer Bewohner, obgleich der Baum des Christentums schon seit mehr denn anderthalb Jahrtausenden unter ihnen Wurzel geschlagen (Bodenstedt 1855: 233 f.).

Die Tatsache, dass die Bewohnerinnen und Bewohner von Kartli ihren Glauben trotz der Gewalttaten der Eroberer beibehalten haben, findet er besonders lobenswert: „Rühmliche Erwähnung verdient es, daß die Völker von Karthli inmitten all dieser Drangsale und trotz aller Gewaltmittel, welche angewendet wurden, um sie zum Islam zu bekehren, unwandelbar ihrem alten Glauben treu blieben“ (Bodenstedt 1855: 242). Die Georgierinnen und Georgier bezeichnet Bodenstedt als „schön“ und „stolz“ (ebd.: 235). Er sucht im Land das Authentische, deswegen empfiehlt er jedem, der „das echte georgische Leben“ kennenlernen will, die Einwohnerinnen und Einwohner von Gori (eine Stadt in der Provinz Kartli) zu studieren. Die Männer aus Gori findet Bodenstedt besonders schön, jedoch hält er sie auch für „träge“, „sorglos“, „gleichgültig“ und anspruchslos:

Im Gegensatz zu den aufgeweckten, rührigen und verschmitzten Armeniern scheint den Georgiern eine angeborene Geistessträgheit inne zu wohnen; sie leben sorglos und gleichgültig in den Tag hinein, ohne auf die Güter der Erde großen Werth zu legen, oder regsam nach ihrem Besitz zu streben; der Handel des Landes befindet sich daher fast ausschließlich in den Händen der Armenier (Bodenstedt 1855: 249).

Zu den Hauptnahrungsquellen der Georgier zählt Bodenstedt Ackerbau, Viehzucht und Weinbau. Der Weinbau sei am entwickeltsten, denn dieser erfordere „keine harte Arbeit“. Bodenstedt nennt die Georgier das „träge Volk“ und findet es schade, dass es von den deutschen Ansiedlern nur so viel gelernt habe, wie es ihm zur Befriedigung nur geringster Bedürfnisse reiche (ebd.: 250 f.).

Bodenstedt hebt auch seiner Ansicht nach positive Eigenschaften der georgischen Männer hervor: Sie seien „die bravsten und ehrlichsten Leute der Welt; gastfreundlich wie alle Völker des Kaukasus, zuverlässig wie ihre Degen, flink und gewandt wie ihre Rosse, tapfer im Felde und freundlich zu Hause“ (ebd.: 249).

Bodenstedts Aufmerksamkeit richtet sich auf die „halb unterirdischen Hütten mit platten Dächern“, die für ihn ziemlich eng und ärmlich aussehen. Zudem bemängelt er die Sauberkeit in den Wohnungen und bezeichnet sie als „schmutzig“ und „ekelhaft“. Das einzig Wertvolle seien dort „schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke“. Die Tatsache, dass die Einwohnerinnen und Einwohner mehr Wert auf die Bekleidung als auf die Wohnhäuser legten, erklärt Bodenstedt mit den sozialen Zuständen. In den meisten europäischen Ländern, die auf einer höheren sozialen Entwicklungsstufe stünden, achte man weniger auf die Kleidung und mehr auf die Wohnungen, die als „Vereinigungspunkte häuslicher Geselligkeit“ dienten. „Wo die Frau nicht belebend und veredelnd mitwirkt, ist wahre Geselligkeit unmöglich“, konstatiert Bodenstedt (Bodenstedt 1855: 249 f.).

Genauso wie in *Tausend und ein Tag im Orient* rühmt Bodenstedt in *Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen* die Schönheit der georgischen Frauen, kritisiert sie aber auch. Zwar seien die Georgierinnen „schlank“ und „hübschgebaut“ mit „regelmäßigen, oft edelgeformten Gesichtern und großen, schöngezeichneten Augen“, aber man könne nach „jener höhern Schönheit, wo Herz, Geist und Gemüth sich im Auge widerspiegeln“, vergebens suchen. So eine „höhere Schönheit“ finde man nur bei einem auf einer höheren Kulturstufe stehenden Volk. Bodenstedt ordnet die europäischen Völker dieser höheren Kulturstufe zu. Darauf folgt der Vergleich der Georgierin mit der Europäerin: Das auf einen Blick unscheinbare

Gesicht einer Europäerin gewinne an Reiz, je mehr man sie kennenlerne. „Die stumme Beredsamkeit des Auges“, der feine Ausdruck des Mundes, „das ewig wechselnde Mienenspiel“ bezauberten den Beobachter erst nach und nach. Auch den einfachen Anzug einer Europäerin finde man wegen seiner „Feinheit und Sauberkeit“ desto schöner, je tiefer man in seine Details gehe. Eine Georgierin hingegen erscheine aus der Entfernung reizend und verliere ihren Charme bei näherer Betrachtung (Bodenstedt 1855: 245 f.).

Das „echte georgische Leben“ am Beispiel der Einwohnerinnen und Einwohner der Hauptstadt zu beschreiben, lehnt Bodenstedt ab. Er merkt an, dafür sei der russische Einfluss in Tbilissi zu stark (ebd.: 247).

Wer sich mit dem Kaukasusbild in Europa beschäftigt, kommt an dem russischen Kaukasusbild nicht vorbei, da es die Grundlage für die in Europa verbreiteten Vorstellungen vom Kaukasus bildet. Adolf Hampel zufolge sind es die russischen Schriftsteller, die dem Thema Kaukasus Eingang in die Weltliteratur verschafft haben, auch wenn die deutsch-kaukasischen Kontakte in der Literatur eine noch längere Tradition hatten:

Mehr noch als Italien die europäischen Dichter anzog, faszinierte der Kaukasus die russischen Poeten: Alexander Puschkin, Alexander Gribojedow, Lew Tolstoi, Andrey Belyj, Maxim Gorki, Ossip Mandelstam, Lew Gumiljew. Der eigentliche Sänger des Kaukasus aber ist Michail Lermontow (Hampel, 2003).

Bei der Etablierung und Verbreitung der russischen Literatur in Deutschland im 19. Jahrhundert ist Bodenstedts Rolle mit seinen Übersetzungen – vor allem von Lermontow – sehr groß.

3.2.2 Russisches Kaukasusbild oder „russischer Orient“²⁶

Zum russischen Kaukasusbild äußert sich Zaal Andronikashvili in seinem Beitrag *Der Kaukasus als Grenzraum. Ein atopos russischer Literatur* (2011) und verbindet darin die Entstehung des Kaukasusbildes mit der imperialen Ideologie Russlands und dem Namen Peter I. (1672–1725):

²⁶ Susi Frank betont 2002 in ihrem Beitrag *Kaukasus*, die russische Kultur des 19. Jahrhunderts habe den Kaukasus in Entsprechung zum europäischen romantischen Orientalismus als „russischen Orient“ modelliert (Frank nach Ulrike Jekutsch: *Der Dämon und die Fürstentöchter. Zu Lermontovs enigmatischem Poem*, in: M. Ju. Lermontov. Interpretationen, 2009, S. 93).

Die geopolitische Transformation Russlands zu einem Imperium nach europäischem Modell (1721) erforderte unter anderem eine geographische Begründung der Teilung Russlands in eine europäische Metropole und eine nichteuropäische Kolonialperipherie (Andronikashvili 2011: 41).

Deswegen war Russland ähnlich wie den europäischen Großmächten eine klar markierte Grenze an seinen Kolonien wichtig. Dadurch habe die Selbstwahrnehmung der Russen als Europäer abgeschlossen werden können, so Andronikashvili. Geografen wurden beauftragt, auf dem russischen Gebiet die Grenze zwischen Europa und Asien wissenschaftlich zu definieren. So haben Vasilij Tatiščev (1686–1750) und Philipp Johann von Strahlenberg (1676–1747) das Uralgebirge als östliche Grenze Europas festgelegt, die weiter vom südlichen Ural über den Kaukasus bis zum Asowschen und Schwarzen Meer gezogen wurde (Andronikashvili 2011: 42).²⁷ Demnach gehörte Georgien zum nichteuropäischen Teil.

Oliver Reisner weist in seinem Beitrag *Kaukasien als imaginiertes russisches Raum und imperiale Erfolgsgeschichte* darauf hin, dass in Russland eine „Europäisierung“ mit Reformen Peters I. in der Kultur und im Alltag eingesetzt habe. Allerdings beschränkte sich diese nur auf die Elite, die sich von der russischen Agrarbevölkerung und der eigenen Kultur entfremdete. Von den führenden europäischen Mächten, wie Frankreich, Großbritannien und Preußen, wurde die russische Elite mental kolonialisiert (ohne ein koloniales Subjekt gewesen zu sein).²⁸ Deswegen war es für die Elite wichtig, sich im Streit mit den europäischen Mächten als europäisch zu verorten. Dies war durch die Abgrenzung vom imaginierten Orient möglich. Die Grenze zum Orient wurde an die äußere Linie des russischen Zarenreichs verlagert. Die an den Rändern gelegenen eroberten Regionen wurden „verfremdet“ und „orientalisiert“. Russland begründete seine Expansion Richtung Süden als „zivilisatorische Mission“ zum Schutz christlich-orientalischer Völker in der islamischen Welt (Reisner 2007: 61 f.).

²⁷ Vgl. auch Philipp Johann von Strahlenberg: *Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, In so weit solches Das gantze Rußische Reich mit Sibirien und der grossen Tatarey in sich begreiffet*, in: *Digitale Sammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Münster*, Stockholm 1730, S. 19.

²⁸ Laut Thomas Grob zeigt Russland im Verhältnis zu Westeuropa Züge einer kolonisierten Nation, wenn man unter „Kolonialismus“ nicht nur eine militärisch politische und ökonomische, sondern auch eine asymmetrische kulturelle Beziehung versteht. Die russische Kultur sei vor allem im 19. Jahrhundert von der Auseinandersetzung mit dem Westen und dessen zivilisatorischer Leitfunktion geprägt gewesen. Diese innere Auseinandersetzung sei seinerseits von dem Bild beeinflusst gewesen, von „Europa“ benachteiligt und missverstanden zu werden. Es handele sich um die sogenannte „Selbstkolonisierung“, meint Thomas Grob (Grob 2012: 50).

Reisner nennt drei Bereiche, welche die imperiale Wahrnehmung des Kaukasus in Russland prägten: 1. die literarisch romantische Verarbeitung der zarischen Expansion in den Kaukasus, 2. die veröffentlichten Deutungen imperialer Herrschaft und nationaler Selbstvergewisserung in der Publizistik und Memoirenliteratur sowie 3. die wissenschaftliche Erforschung und Erklärung als Mittel imperialer Bedeutungsbeziehungsweise Sinnerzeugung im ausgehenden Zarenreich (Reisner 2007: 62). Auch Wolfgang Stephan Kissel meint, an der Orientalisierung des Kaukasus habe die russische Literatur – von kanonisierten Meisterwerken über Reisetexte bis hin zur ethnografischen Skizzen – mitgewirkt (Kissel 2012: 17).

Ende des 18. Jahrhunderts erkundeten zunächst ausländische Forschungsreisende im Auftrag Russlands die kaukasische Region, erst seit dem 19. Jahrhundert erforschten auch zarische Offiziere und Wissenschaftler aus St. Petersburg die Region. Die erste russische Studie zum Kaukasus erschien im Jahre 1823. Russlands Kriege im Kaukasus haben das Wissen über den Kaukasus wertvoller gemacht. Um die herrschaftliche und wirtschaftliche Durchdringung mit einer zivilisatorischen Mission zu rechtfertigen, sollten kaukasische Völker als weniger entwickelt dargestellt werden, um sie so „aus der Dunkelheit“ führen zu können. Dazu dienten Ethnografie, Statistiken, Administration, Finanzbehörden (vgl. Kap. 2.2, erster Teil). Mit der Unterwerfung der nordkaukasischen Bergbewohner im Jahre 1864 begann die kaukasische Regionalverwaltung in Tbilissi, systematisch Informationen über die kaukasische Region zu erheben:

Danach initiierte die kaukasische Regionalverwaltung mehrere umfangreiche Projekte zur Datenerhebung für praktische Zwecke, die zu einer detaillierten Geographie und Ethnographie Kaukasiens führen sollten. Die „Materialien zum wirtschaftlichen Leben der Staatsbauern in Transkaukasien“ oder die „Materialsammlung zur Beschreibung der Orte und Völker Kaukasiens“ versuchten die Regionen mit harten Fakten, Tabellen und Karten zu erfassen. Menschen wurden in mess- und quantifizierbare Kategorien gezwängt, um sie einer bestimmten ‚Entwicklungsebene‘ zuordnen zu können (Reisner 2007: 71).

Das Thema Kaukasus war nicht nur für die Geopolitik Russlands im 19. Jahrhundert besonders bedeutsam, sondern fand auch in der russischen Literatur seinen Niederschlag. Thomas Grob folgend ist für die Bilder des Kaukasus in der russischen Kultur die Romantik prägend (Grob 2012: 47). Das Interesse der russischen Gesellschaft für den Kaukasus beruhte auf Russlands Kriegsführung gegen das Persische und Osmanische Reich und dem unermüdlichen Widerstandskampf der

Kaukasusbergvölker gegen das Russische Reich. In den Werken von Alexander Puschkin (1799–1837) und Michail Lermontow (1814–1841) werden Russland und der Kaukasus einander gegenübergestellt als zwei voneinander abgegrenzte Räume. Vor allem die Landschaften, Bergvölker und ihr Freiheitskampf gegen Russland waren eine Inspirationsquelle vieler romantischer Dichter.

Zeitgleich mit der ersten russischen Studie zur kaukasischen Region entstand Puschkins Werk *Der Gefangene im Kaukasus* (1822), das zu den Gründungstexten der romantischen Kaukasusliteratur gehört (Reisner 2007: 63). Das literarische Bild des Kaukasus war indes verklärt, da empirische Kenntnisse über diese Region weitgehend fehlten (ebd.: 62). Reisner zufolge beschreiben unter anderem Puschkin und Lermontow die Eroberung des Kaukasus

als Begegnung mit dem nicht europäisierten ‚Anderen‘, um sich des russischen ‚Selbst‘ zu vergewissern. Es wurde aber nicht der Kulturkontakt thematisiert, sondern die unbeugsamen Kaukasier als Symbol der Entfremdung gebildeter Russen vom repressiven Zarenstaat Nikolaus I. gedeutet, in dem sie vergeblich jene Freiheiten suchten, die sie als Verbannte im ‚südlichen Sibirien‘ den Bergbewohnern andichteten (Reisner 2007: 63).

Hierzu muss bemerkt werden, dass unter Einfluss von Puschkin und Lermontow ein bestimmtes Kaukasusbild in der russischen Literatur geschaffen wurde, welches sich genauso stark durch einen orientalistischen Blick auf den Süden (Kaukasus) auszeichnete wie das Orientbild von Westeuropa. Das zentrale Thema der russischen Literatur über den Kaukasus war zudem der Vergleich zwischen ‚uns‘ und dem ‚Anderen/Fremden‘ (Brisku, 2017). Überdies fand dieses Kaukasusbild später Eingang in die Weltliteratur, beispielsweise auch durch Bodenstedts Übersetzungen in die deutsche Sprache.

Die Völker des Kaukasus wurden in der russischen Öffentlichkeit unterschiedlich wahrgenommen. Sie wurden veredelt („edle Wilde“) oder dämonisiert („gemeine Banditen“). Ihre Darstellung als „wild“ oder „unzivilisiert“ war jedoch die Regel. Aus russischer Perspektive verweigerten die kaukasischen Völker selbst die von Russland initiierten Zivilisierungsbestrebungen (Reisner 2007: 63 f.).

In seinem Poem *Der Gefangene im Kaukasus* bietet Puschkin „das Bild wilder Freiheit, ‚action‘, die Kämpfe, das exotische Setting und die schöne Natur, dazu das Freiheitsthema, [...] weiterhin Exotismus und Orientalismus“ (Grob 2012: 52). Puschkin konnotiert den kaukasischen Kulturraum vor allem mit Wildnis und Freiheit, Russland dagegen verbindet er mit der westlichen Gesellschaft und Zivilisation, mit

der Unfreiheit einhergehe (Zauner 2010: 117). Jedoch tauchen bei Puschkin manchmal auch zivilisationskritische Bemerkungen auf.

Die kaukasische Region stellte aus russischer Perspektive einen Grenzraum dar. Allerdings handelte es sich im Falle des Südkaukasus im Unterschied zu anderen eroberten Kolonien Russlands, wie Sibirien, um eine bunte Vielvölkerregion: mit Georgien und Armenien einerseits, deren Christianisierung bereits im 4. Jahrhundert stattgefunden hatte, also lange vor der Christianisierung Russlands, und andererseits mit den sunnitischen Bergstämmen im Nordkaukasus und den dominant schiitischen Khanaten auf dem Gebiet des heutigen Aserbaidschan. Das bedeutet, der Kaukasus besaß nicht nur eine zweitausendjährige Geschichte von Hoch- beziehungsweise Schriftkulturen mit eigener Staatlichkeit. Außerdem war der Kaukasus Grenz- und Einflusszone des Osmanischen Reichs und Persiens, die beide aus russischer Sicht Kerngebiete des Orients („vostok“) bildeten. Somit lassen sich die militärischen Konflikte in diesem Gebiet als Ringen um einen hohen kulturellen Einsatz zwischen Christentum und Islam, Orient und Okzident, Europa und Asien verdeutlichen mit dem aus westeuropäischer Sicht rückständigen Russischen Reich, das sich selbst als Protagonist westlicher Zivilisation begreift (Kissel 2012: 16 f.).

Zweiter Teil: Einzelanalysen der ausgewählten Reisetexte

1 Gustav Radde und sein Werk

In diesem Kapitel werden die für die vorliegende Arbeit relevanten Auszüge aus den vier folgenden Werken von Gustav Radde analysiert:

Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern (1866), *Vier Vorträge über den Kaukasus* (1873), *Chews'uren und ihr Land: ein monographischer Versuch* (1878), *Das Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Laufe der letzten dreißig Jahre* (1893).

Zunächst wird allgemein auf die Biografie des Autors und sein Œuvre eingegangen, die über Raddes Interessen am Reiseland Georgien Aufschluss geben sollen. Auch die politisch gesellschaftliche Situation in Georgien zur Zeit des Aufenthalts von Gustav Radde wird kurz geschildert.

1.1 Zum Leben von Gustav Radde

Für sechs Monate war ich nach Russland gekommen als Fremder – im sechsten Jahrzehnt lebe ich jetzt als guter, dankbarer Untertan in meinem neuen Vaterlande, das mir im Kaukasus zur lieb gewordenen, zweiten Heimat wurde (Radde 1912: 1).

Europäische Staaten zeigten seit dem 19. Jahrhundert ein wachsendes Interesse an der kaukasischen Region, seiner geopolitischen und wirtschaftlichen Lage, der reichhaltigen Natur sowie auch an Russlands Kriegshandlungen in diesem Gebiet. Dementsprechend nahm auch die Zahl der Informationen über kaukasische Länder in europäischen Quellen zu (Managadse 2017: 4). Immer mehr Europäer und vereinzelt auch Europäerinnen reisten in die Region, manche von ihnen verbrachten einige Jahre dort und einige blieben sogar für den Rest ihres Lebens in dem einen oder anderen kaukasischen Land. Viele von ihnen standen treu im Dienst des Russischen Kaiserreichs, fühlten sich als Russen und hinterließen wichtige Informationen über die jeweilige historische Periode (ebd.: 8). Zu ihnen gehört auch Gustav Radde.²⁹

²⁹ Die in dieser Arbeit aufgeführten Fakten aus dem Leben von Gustav Radde haben hauptsächlich *Die Autobiographie von Dr. Radde* und die *Biographie Dr. Radde's* zur Grundlage. Die beiden bilden Band VI in *Die Sammlungen des Kaukasischen Museums* (1912). Radde konnte seine Autobiografie nicht mehr beenden, deshalb wurde seine Biografie von Karl Hahn, einem langjährigen Freund Raddes, vervollständigt.

Gustav Ferdinand Richard Radde – Naturwissenschaftler, Ethnograf, einer der ersten Erforscher Sibiriens, des Fernen Ostens und der kaukasischen Region, Begründer und Direktor des Kaukasischen Museums und Direktor der Öffentlichen Bibliothek in Tbilissi – wurde 1831 in Danzig (Gdańsk, Preußen) in die Familie eines Schullehrers geboren. Auf dem Gymnasium entwickelte sich Raddes Interesse an Botanik und Zoologie. Während seiner Gymnasialzeit wurde Radde Mitglied im Verein der Naturwissenschaftler, mit dessen Unterstützung er später auf die Krim reiste. Auf der Halbinsel sammelte er zahlreiche Exponate der dortigen Flora und Fauna, die später in die internationale Sammlung der *Naturforschenden Gesellschaft in Danzig* übergingen. In den Jahren 1855 bis 1860 beteiligte sich Radde im Auftrag der *Petersburger Geographischen Gesellschaft*³⁰ an Forschungsreisen in die Flussregion Amur und nach Südosibirien. Nach seiner Rückkehr von diesen Reisen erhielt er eine Stelle als Konservator an der *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft* in Sankt Petersburg. Dadurch war es ihm möglich, die Exponate und Forschungsergebnisse seiner Reisen zu bearbeiten und anschließend zu publizieren (Blasius 1904: 1 ff.). In der Folgezeit war Radde an Expeditionen in damals noch weitgehend unbekannte und unerforschte Gebiete interessiert. In der Hoffnung, für seine Forschungen bedeutsame Objekte im Kaukasus finden zu können, zog er zusammen mit seiner Frau, Tochter eines Zoologen, von Sankt Petersburg nach Tbilissi. Dort wurde ihm 1863 die Gehilfenstelle des Direktors am *Physikalischen Observatorium Tiflis* angeboten, um im Kaukasus ähnliche Beobachtungen wie in Sibirien anzustellen (Radde 1912: 53). Er beschäftigte sich 40 Jahre lang mit der Erforschung des Gebiets. Zudem entwickelte er sich nicht nur zum maßgeblichen Experten, sondern fand im Kaukasus auch seine neue Heimat, wie er später in seiner Autobiografie selbst betont (ebd.: 1).

1867 gründete Radde in Tbilissi das *Kaukasische Museum*, welches er ebenso wie die öffentliche Bibliothek der Stadt bis zu seinem Tod leitete. Zu den vier Abteilungen des Museums gehörte auch das ethnografische Ressort (Plontke-Lüning 2015: 222). Rudolf Virchow – Arzt, Anthropologe und Prähistoriker, Vorsitzender der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* – bezeichnete Gustav Radde als „tatkräftigen Direktor des Tifliser Museums“ und das Kaukasische Museum als „ein umfassendes Archiv für das Studium der kaukasischen Länder“ (ebd.: 213). Radde unternahm Reisen nach Armenien und Dagestan, in das Talysch-Gebirge in Nordpersien, nach Chewsuretien, Tuschetien, Pshawi, Abchasien, Swanetien,

³⁰ Heute: *Russische Geographische Gesellschaft*.

Kartlien, in die kolchische Tiefebene und in viele andere Gebiete des Kaukasus. Für die Erforschung dieser Gebiete ist Gustav Radde von unschätzbbarer Bedeutung. Seine wissenschaftlichen Abhandlungen wurden sowohl auf Russisch als auch auf Deutsch in renommierten Fachzeitschriften veröffentlicht.

Radde kehrte oft nach Danzig und Sankt Petersburg zurück, traf sich mit Verlegern seiner wissenschaftlichen Beiträge und nahm an europäischen wissenschaftlichen Kongressen teil (Blasius 1904: 4). Er wurde mit einer Reihe von Auszeichnungen für seine wissenschaftliche Tätigkeit geehrt, darunter auch mit der Victoria-Medaille

für ein Leben, welches der Förderung wissenschaftlicher Geographie gewidmet war, [...] besonders für seine 5-jährigen Reisen in Ostsibirien (1855–60), für seine andauernde Erforschung der Kaukasischen Bergketten (1854–65 und 1876–85) Mingreliens, Abchasiens, des Karatschai, Daghestans und des armenischen Hochlandes, sowie der kaspischen Küsten-Gebiete (1875–80). [...] Besonders für das Talent, mit welchem er den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft, insbesondere der Botanik, Ornithologie und Ethnographie besondere Aufmerksamkeit schenkte (Blasius 1904: 22).

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens war Radde „Kaiserlich Russischer Geheimer Staatsrat mit dem Adel und Titel Excellenz“. Gustav Radde verstarb am 15. März 1903 in Tbilissi (ebd.: 43 f.).

1.1.1 Raddes Zeit im Russischen Kaiserreich

Raddes wissenschaftliche Arbeit begann im Russischen Kaiserreich. Gleich nach seiner Ankunft auf der Krim lebte er bei dem russischen Botaniker und Ethnologen Christian von Steven. Man darf vermuten, dass er schon während dieser Zeit Kenntnisse von den herrschenden Vorstellungen über das Russische Kaiserreich und die Länder, die damals dem Kaiserreich angehörten, erhielt.

Auf von Stevens' Empfehlung wurde Radde von der *Kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft* 1855 auf eine ostsibirische Expedition geschickt, die fünf Jahre andauerte (Radde 1912: 12 f.). Parallel pflegte er Kontakte zur Kaiserfamilie. Rudolf Blasius – deutscher Arzt, Bakteriologe und Ornithologe – der Radde 40 Jahre lang gekannt hat, beschreibt in seinem Beitrag *Gustav Radde. Ein Lebensbild* (1904) ihren gemeinsamen Besuch beim Großfürsten Michael Nikolajevitsch und seiner Familie:

Es war außerordentlich interessant für uns, die ganze großfürstliche Familie, auch die Söhne, darunter den ältesten Nikolai Michailovitsch (bekannt

Lepidopterologen) kennen zu lernen, die alle in so überaus entgegenkommender Weise die wissenschaftlichen Arbeiten Radde's unterstützt und seine vortrefflichen Eigenschaften als Pionier der Wissenschaft und anregenden Gesellschafter zu schätzen wussten (Blasius 1904: 15).

Blasius erwähnt auch die finanzielle Unterstützung, die Radde von der großfürstlichen Familie für seine Forschungen bekommen hat:

Unvergesslich werden mir diese Wochen sein, die ich bei meinem alten Freund Radde zubringen durfte. Unendlich viel interessantes haben sie mir gebracht, namentlich gaben sie mir aber einen klaren Einblick in das wirklich innige, freundschaftliche Verhältnis, das zwischen der großfürstlichen Familie und Radde bestand und das so außerordentlich günstig auf Raddes ganze wissenschaftliche Tätigkeit im Kaukasus einwirkte, indem vor allen Dingen immer die nötigen Geldmittel für seine wissenschaftlichen Expeditionen zur Verfügung standen (Blasius 1904: 18).

Zudem wurde Radde 1856 auf Empfehlung des Präsidenten der *Kaiserlichen Russischen Geographischen Gesellschaft*, des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch Romanow, Sohn des russischen Kaisers Nikolaus I., durch Kabinettsorder des Königs von Preußen von seiner Militärpflicht befreit. Die *Kaiserliche Russische Geographische Gesellschaft* billigte ihm ein hohes Maß an Autonomie bei all seinen Arbeiten zu. Eine Abhängigkeit bestand lediglich in materieller Hinsicht (Radde 1912: 24). Jedoch dauerte seine eigenverantwortliche Tätigkeit nicht lange. Die Expedition ins Amurland wurde vom Grafen Muravjev-Amurski unterstützt, der nach einer gewissen Zeit Radde aufforderte, sich an der Kolonisation der von ihm erforschten Gebiete zu beteiligen. Der Graf plante dort die Gründung einer Kosakensiedlung. Radde sollte als Kommandeur die Arbeiten der Kosakenfamilien und Soldaten aus der Strafkompagnie leiten. Aus Rücksicht und Dankbarkeit gegenüber dem Grafen kam Radde der Bitte des Grafen nach, obwohl er sich bewusst war, dass darunter seine Forschungsarbeiten leiden könnten (ebd.: 25-45).

Die Sammlungen seiner Beobachtungen schickte Radde nach Sankt Petersburg an die *Kaiserliche Akademie der Wissenschaften*. Radde war dazu verpflichtet, der Akademie ein Exemplar aus seinen Kollektionen zu übereignen. Wie Radde in seiner Biografie berichtet, hätte er seine Kollektionen, die „viel Seltenes und Neues“ umfassten, dem Britischen Museum in London für den doppelten Preis verkaufen können. Jedoch wollte er seine guten Beziehungen zur Akademie nicht gefährden. Seine Jahresberichte, geschrieben auf seinen Reisen, illustriert und mit Karten versehen,

wurden in den *Beiträgen zur Kenntnis des Russischen Reichs* veröffentlicht (Radde 1912: 56 f.).

Vor seiner Übersiedlung in den Kaukasus übernahm Radde die russische Staatsangehörigkeit. Des Weiteren wurde er von der *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* und der *Petersburger Geographischen Gesellschaft* als außeretatmäßiger Konservator angestellt mit der Aufgabe, seine Sammlungen zu bearbeiten. Dafür bekam er über drei Jahre eine jährliche finanzielle Unterstützung in Höhe von 800 Rubel. Die fünf Expeditionsjahre in Sibirien wurden ihm als Staatsdienst angerechnet (Radde 1912: 57).

In Tbilissi legte Radde Baron Nikolai, Chef der Zivilverwaltung und Stellvertreter des Kaisers im Kaukasus einen ausführlichen Plan für die biologisch geographischen Forschungen im Kaukasus vor. Radde wurde aufgefordert, die Region zu bereisen und zu erforschen. Die finanzielle Unterstützung lag diesmal bei 2000 Silberrubel jährlich. Zur Vervollständigung des Bildes musste Radde auch ethnografische Eigentümlichkeiten der Völker und ihre wechselvolle geschichtliche Entwicklung berücksichtigen (ebd.: 63 f.).

Gustav Radde war der georgischen Sprache nicht mächtig (Radde 1912: 101). Er sprach deutsch, russisch, französisch und englisch (Blasius 1904: 12). Das bedeutet, Radde hatte keinen unmittelbaren Verkehr mit den Einheimischen, war auf sein Vorwissen und seine eigene Anschauung angewiesen sowie auf das, was ihm seine Gefolgsleute mitteilten. Begleitet wurde er unter anderem von Dr. Sievers, einem der besten Freunde Raddes und Privatsekretär des Großfürsten Alexander Michailovitsch (Blasius 1904: 20; Hahn 1912: 89). Es ist zudem davon auszugehen, dass Radde bei seinen ethnografischen Unternehmungen auch auf frühere Erkenntnisse anderer Fachleute und Reisender zurückgegriffen hat (Hahn 1912: 101).

1.2 Gustav Raddes Reiseberichte

Die vier ausgewählten Texte Gustav Raddes sind das Ergebnis seiner langjährigen ethnologischen Forschung im Südkaukasus. Für die vorliegende Arbeit sind nur die Passagen relevant, in denen sich der Autor mit Georgien befasst.

Als Naturwissenschaftler und Geograf beschäftigte sich Radde in seinen Reiseberichten hauptsächlich mit der Flora und Fauna des bereisten Landes, mit Reliefs und Landschaftsbeschreibungen, jedoch wandte er sich auch weiteren Themen zu, wie gesellschaftliche Formen, Wirtschaft, Sprache und Folklore, Wissenschaft und

Religion. Alles, was ihm anders, fremd und exotisch erschien, zog seine Aufmerksamkeit an. Vor allem schien sein Interesse den Bergvölkern Georgiens zu gelten.

Die *Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern* (1866) führte Gustav Radde im Auftrag der zivilen Hauptverwaltung der kaukasischen Stattherrschaft aus und beschrieb darin seine Reise ins Mingrelische Hochgebirge und in dessen drei Hochtäler: Rion, Ts'chenis-ts'chali und Ingur.

Die *Vier Vorträge über den Kaukasus* hat Gustav Radde 1873 in Wien auf der fünften Weltausstellung³¹ präsentiert und 1874 veröffentlicht. Die Vorträge sind in vier Themenbereiche geteilt: 1. das Relief der Kaukasus-Länder, 2. die organische Welt, 3. die unorganische Welt und ihre Benutzung durch die Menschen, 4. die Völker der Gegenwart im Kaukasus, Zeitfragen und Zukunftsfragen. Besonders aufschlussreich für die vorliegende Arbeit ist der vierte Vortrag, in dem Radde über die christlichen Völker im Kaukasus, über die Einwohnerinnen und Einwohner Armeniens und Georgiens berichtet.

Chews'uren und ihr Land: ein monographischer Versuch widmete Radde 1878 dem georgischen Bergvolk in Ostgeorgien, das er für den interessantesten aller christlichen Völkerstämme des Kaukasus hielt (Hahn 1912: 97).

Das Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Verlaufe der letzten 30 Jahre trug Radde 1893 in Tbilissi vor. Der Vortrag wurde 1895 veröffentlicht und beschreibt Raddes Reise unter anderem ins kolchische Tiefland, nach Adjarien und ans Ostufer des Schwarzen Meeres 1892 bis 1893.

In Raddes Reiseberichten werden das Russische Kaiserreich, vom Autor als „Mutterland“ bezeichnet, und der Kaukasus einander gegenübergestellt. Über beiden steht aber der Westen – als Ordnung und Orientierungspunkt. Gleich in seinem ersten Vortrag versucht der Reisende, Russland dem Westen gleichzustellen, indem er betont, Europa habe zum Teil falsche Vorstellungen von Russland. Das Russische Kaiserreich, in Europa als rückständig wahrgenommen, werde sich nach dem Fall

³¹ Die fünfte Weltausstellung fand 1873 in Wien statt. Diese war gleichzeitig die erste im deutschsprachigen Raum. Sie sollte ein umfangreiches Bild der gegenwärtigen Industrie, des Gewerbes, der Kunst und Wissenschaft liefern. Die Ausstellung trug dazu bei, der Welt nach den militärischen Niederlagen 1859 und 1866 gegen Italien und Preußen ein politisch und wirtschaftlich wiedererstarktes Österreich zu zeigen. Laut Max Nordau, der vom *Pester Lloyd* (Tageszeitung für Ungarn und Osteuropa) als Feuilletonist für die Weltausstellung engagiert worden war, war Russland sowohl hinsichtlich der Teilnehmerzahl als auch der Qualität seiner Exponate viel besser präsentiert als auf den früheren Weltausstellungen. Dies erklärt Nordau dadurch, dass Russland „handelspolitischen Anschluss an Westeuropa“ bekommen wolle (Ujvári, 2005).

Sewastopols³² überraschend schnell entwickeln und sei in manchen Richtungen bereits dem Westen gleichrangig. Zu Russlands Errungenschaften zählte Radde das Eisenbahnnetz vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer, die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Unterwerfung der kaukasischen Völker:

Und dennoch entwickelt sich dieser Osten trotz seiner riesigen räumlichen Dimensionen, trotz seiner heterogenen Völkermassen, trotz seiner in früheren Zeiten mannigfach gehemmten Fortschritte gegenwärtig so rasch und so vielseitig, dass er in manchen Richtungen dem Westen ebenbürtig, in anderen – mit Benutzung aller Erfahrungen des Westens – ihm nach und nach gleichgestellt sein wird. Seit weniger denn zwei Decennien hat sich in Russland vieles geändert. Mit dem ruhmreichen Falle von Sewastopol begann die Neugestaltung. Ein immenses Eisenbahnnetz durchzieht die Tiefländer vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere, es schliesst sich mit vier Adern an die Pulse des Westens. Man zählt nicht mehr die Tausende von Wersten, welche entfernte Ziele trennen, und die Wochen, welche nöthig waren, sie zu erreichen. Zeit und Entfernung sind in diesem Falle auf das moderne Minimum reduziert (Radde 1874: 1 f.).

Auch in Europa verbreitete Topoi des Kaukasus seien verzerrt. Den Kaukasus „umhüllt das rosige Licht der Romantik“, berichtet Radde und macht dafür die Argonautensage und den Kampf der christlichen Kaukasier gegen Muslime sowie Puschkins, Lermontows und Bodenstedts romantische Schilderungen verantwortlich. Radde sieht aber die Wirklichkeit im Kaukasus anders. Indem er kaukasische Bergvölker und transkaukasische Muslime als „Friedensstörer“ betrachtet, lässt er Russlands Eroberungspolitik mit ihren gewaltsamen militärischen Aktionen als Friedensmission erscheinen (ebd.: 2).

Ein derartiger Vortragseinstieg spielt direkt auf den ersten Eindruck in Bezug auf Raddes Haltung an. Diese Haltung und die entsprechende Erzählweise kristallisieren sich in drei Hauptdiskursen des Fremden heraus: Diskurs der Ethnologie, eurozentrischer Diskurs und kolonialistischer Diskurs.

³² Gemeint ist der Krimkrieg geführt 1853–1856 zwischen dem Russischen Kaiserreich und dem Osmanischen Reich samt seinen Verbündeten Großbritannien und Frankreich. Russland versuchte, sein Herrschaftsgebiet zuungunsten des Osmanischen Reichs zu erweitern, erlitt aber eine Niederlage mit dem Fall der Festung Sewastopol. Bekannt ist der Krieg als der erste Stellungskrieg der Moderne (Wiggershaus, 2005).

1.2.1 Radde als reisender Ethnograf und Ethnologe

Reisende, das gehört ebenfalls zu den zentralen Topoi des Unterwegsseins, haben nach ihrer Heimkehr Lohnens-wertes, weil einmaliges, neues, Gefährliches, Abenteuerliches, Verrücktes, bislang noch nicht Gehörtes zu erzählen (Kindler 2017: 23).

In Georgien erforschte Radde, der unter dem Schutz des kolonialistischen Russlands stand, mit gleichem Eifer Ethnologie sowie Botanik, Zoologie und Geologie. In seinen Reisetexten charakterisiert er Georgier als in alten Traditionen und Gewohnheiten verhaftet, die aus der Zeit gefallen und unbrauchbar seien in der modernen, sich schnell entwickelnden Welt:

Aus jener feudalsten Zeit, die es mit dem Dein und Mein zwischen Herrn und Diener nicht streng nahm, datieren denn auch noch manche Gewohnheiten, die in das arbeitsrege, erwerbungs-süchtige 19. Jahrhundert nicht mehr passen. Dazu gehört z. B. auch der Hang zu Gastereien, zu gegenseitigen Besuchen, wohlangelegten gemeinschaftlichen Schmausereien, Trinkgelagen, welche sich bei den georgischen Völkern bis in die Gegenwart in antiker und wahrhaft grossartiger Manier erhalten und ihre Gastfreundschaft ja überall sprichwörtlich gemacht haben. So lebte man stets und lebt noch zum grössten Theile der Zukunft gleichgültig entgegen, in einer an und für sich ganz harmlosen Apathie, die aber gerade jeglichem Fortschritte, jedem eindringen befruchtender Idee und Arbeit von aussen die Thür weist (Radde 1874: 57).

Ungeachtet seiner unverhohlenen Sympathie für die georgische Gastfreundschaft und Geselligkeit geht Radde wiederum von dem durch Industrialisierung geprägten westeuropäischen Gesellschaftsmodell aus und bewertet diese Gelassenheit negativ, denn diese behindert aus seiner Sicht die Produktivität.

Mit Faulheit, Desinteresse am Besitz und Sorglosigkeit begründet Radde die Tatsache, dass die Bewohnerinnen und Bewohner in manchen Gebieten Ostgeorgiens in unterirdisch gebauten Häusern wohnen:

In der S'uram'schen Ebene und auf dem Wege nach Tiflis kann man mehrere solcher unterirdischen Dörfer sehen, während auf derselben Strecke auch ganz stattliche Dörfer über der Erde stehen, die nicht selten eine höchst malerische Lage und ganz gute Massivbauten haben. Da ist es also nicht der heisse Sommer oder der kalte Winter, welche dazu nöthigen, die Temperatenausgleichungs-Schichten im Innern für die Existenz auszuwählen, da ist es einfach die unabänderliche Gewohnheit der Insassen, die jenes naheliegende anregende Beispiel unbeachtet lässt und aus einer Generation in die folgende unverändert hinüber lebt (Radde 1874: 57).

An dieser Stelle spricht Radde das im 19. Jahrhundert verbreitete Stereotyp des „unveränderten“, „archaischen“ Orients an. Für das präferierte Leben in unterirdischen Bauten gibt es Radde zufolge keine andere Erklärung, als „dass die betreffenden Insassen die allerärmlichste äussere Existenzform jeder besseren vorziehen“ (Radde 1874: 57). Gründe für diese Lebensweise können aber vielfältig sein, zum Beispiel andauernde kriegerische Auseinandersetzungen oder auch Armut in der Bevölkerung. Die von der Leibeigenschaft Befreiten hatten wenig Mittel, ähnliche Häuser zu errichten wie ihre ehemaligen Herren. Außerdem war es eigentlich schwieriger, unterirdische Häuser zu bauen als die über der Erde. An dieser Stelle kann konstatiert werden, dass Radde ein negatives Urteil fällt, ohne den eigentlichen Gründen dafür nachzugehen.

Es fällt auf, dass Radde in seinen Reiseberichten den Stadtbewohnern in der Regel wenig Aufmerksamkeit schenkt. Die Leserschaft bekommt den Eindruck, dass sein besonderes Interesse der Erforschung der Lebensweise der entlegenen Bergvölker Georgiens galt, welche die alten Traditionen bewahrt hatten und Radde aus ethnologischer Sicht viel fremder und exotischer, aber auch authentischer erschienen als die Städter. An dieser Stelle ist an Friedrich Bodenstedt zu erinnern, der das Kennenlernen des „echte[n] georgische[n] Leben[s]“ in der Hauptstadt für unmöglich hielt, da dort der russische Einfluss zu stark sei (Bodenstedt 1855: 247).

So observierte Radde vor allem die Swanen aus westgeorgischen Hochgebirgen und Pshawen, Tuschen und Chewsuren aus ostgeorgischen Gebirgen. Die Erstgenannten beschrieb er ausführlich in seinem Werk *Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern*, und den anderen drei Völkern widmete er die Monografie *Die Chewsuren und ihr Land*.

Raddes ausgeprägtes Interesse an den Bergbewohnerinnen und Bergbewohnern Georgiens lässt sich einerseits dadurch erklären, dass er als Entdeckungsreisender und Ethnologe unbekanntes Terrain betreten und indigene Völker explorieren wollte. Andererseits brauchte das Russische Kaiserreich Informationen über Gebiete, die es noch nicht erschlossen hatte (vgl. Kap. 1.1.1).

Die Swanen machten einen „unheimlichen“, gefährlichen Eindruck auf Radde. In ihrer Miene würden sich „Wildheit“ und „Rohheit“ abzeichnen. Besonders die Gesichter von alten Greisen würden „eine zur thierischen Stumpfheit verwilderte Seele“

ausstrahlen, was davon zeuge, dass sie bisweilen zehn und mehr Morde begangen hätten, so der Autor (Radde 1866: 83). Eine derartige, scheinbar nur aufgrund der Physiognomien und Gesichtsausdrücke der Einheimischen getätigte Äußerung, deutet darauf hin, dass der Reisende mit bestimmten prädeternierten Vorstellungen oder Vorwissen den Ort besucht hat. Die bloße Wahrnehmung „verwilderter“ Gesichter reichte ihm offenbar aus, sich in seinen Vorstellungen bestätigt zu fühlen. Diese Vorstellung hing sicherlich auch damit zusammen, dass Radde von der Tradition der Blutrache wusste, die bei Freien Swanen³³ damals noch verbreitet war. So macht Radde darauf aufmerksam, dass die Genossenschaften der Freien Swanen keine Republiken mit geordneten staatlichen Zuständen seien, sondern in ihnen reinste Anarchie herrsche, was oft zu Streit, Krieg sowie zu Blutrache führe:

Man irrt sich, wenn man, wie ich öfters vernahm, die Genossenschaften des oberen Freien Swaniens als kleine Republiken sich vorstellt. Diese Idee scheint allein aus der einseitigen Auffassung hervorgegangen zu sein, welche nur die Allgemeinbeschlüsse der swanischen Genossenschaften kennt. Eine Republik muss doch vor allen Dingen innere geordnete, staatliche Zustände besitzen und im Stande sein, ihre Rechte nach Aussen hin zur Geltung zu bringen. Wo finden wir das bei den freien Swanen? Bei ihnen fehlt den Beschlüssen sehr oft die gesetzliche Kraft. Die Opposition findet ihre Anhänger, sie wird stärker als die anfänglich entscheidende Parthei; vom Widerspruch kommt es zum Zank, Streit, Krieg. Mit dem ersten Bluttröpfen, der vergossen wird, entwickelt sich dann die fruchtbare Gewalt der Blutrache. Sie verfeindet auf das bitterste die Einzelwesen. Es sind die Folgen der Gesetzlosigkeit. Anarchische Zustände sind daher hier ganz eingebürgert (Radde 1866: 80 f.).

³³ Swanetien im Norden Georgiens im Großen Kaukasus teilt sich in Oberswanetien und Niederswanetien. Niederswanetien gehörte seit Anfang des 19. Jahrhunderts zum Dadiani-Fürstentum in Mingrelieu, bis das Fürstentum vom Russischen Kaiserreich aufgelöst wurde. Oberswanetien genoss Autonomie und nannte sich Freies Swanetien. Niederswanetien wurde 1859 und Oberswanetien 1864 vom Russischen Kaiserreich annektiert. In demselben Jahr bereiste Gustav Radde Oberswanetien.

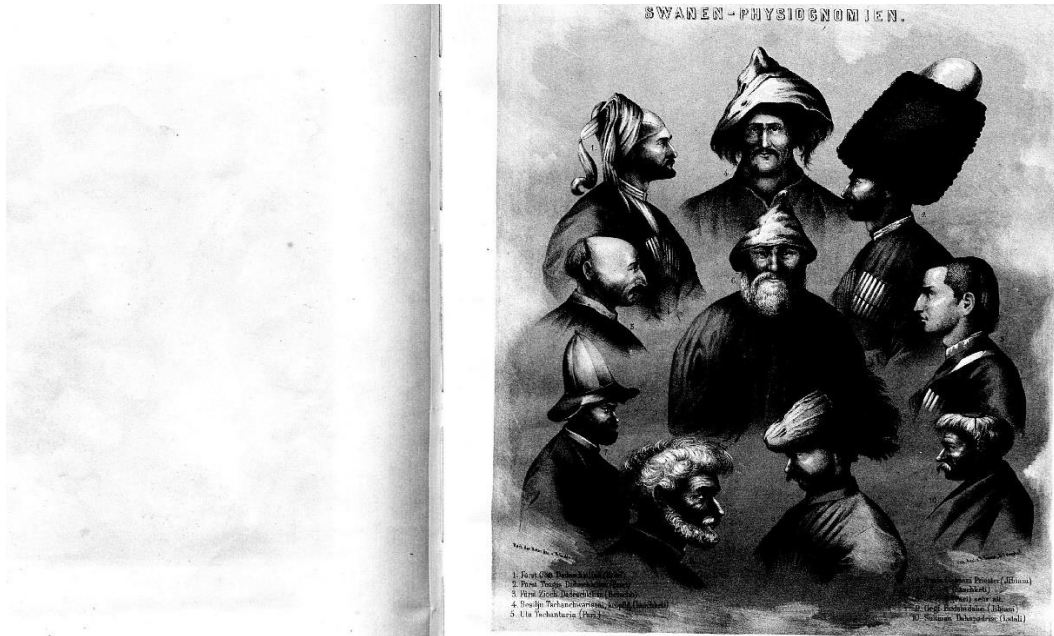


Abb. 2: Swanen-Physiognomien. Nach der Natur gezeichnet von Gustav Radde. In: *Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern. Reisen im Mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern.*

Radde will seiner Leserschaft „das beste und treueste Bild über die Freien Swanen“ durch die Schilderung folgender Ereignisse verschaffen: Er berichtet von einem offenen Krieg zwischen Nachbardörfern in Swanetien um Weideplätze. Es sei alles niedergeschossen worden, was feindlich gewesen sei, ob Mensch oder Tier, erzählt Radde. Er beschreibt mit Gewehr und Kindschal bewaffnete Männer, gekleidet in abgetragenen ärmellosen Wämsern oder manche dürftig in groben Tüchern und zerlumpten tscherkessischen Habiten; Frauen in ärmlichen Anzügen, die „sogar ein bisschen Geschmack“ zeigten, und halb nackte Kinder.

Signifikant erscheinen Radde auch folgende Begebenheiten: Die Dorfkapellen der Swanen zu besichtigen, wurde ihm nach langem Streit von den Einheimischen bewilligt. Ebenso musste er bei seinem Besuch in einer Kapelle die Erlaubnis der Anwesenden erbitten, die Gämsen- und Steinbockhörner berühren zu dürfen, welche die Swanen aus religiösen Überzeugungen dort aufbewahrten. Jedoch opponierte ein Dorfbewohner, der vorher auf dem Feld gewesen war und keine Möglichkeit gehabt hatte, seine Erlaubnis zu geben. Dadurch geriet die ganze Gesellschaft in Streit. „Die wilden Gesichter sahen auf mich, die rauhen Stimmen schrien mich an. Es war das eine unheimliche Scene“, schreibt Radde. Danach folgte noch ein „Weiberstreit“ im Nachbarhof mit Lärm und Schlägerei (Radde 1866: 77 ff.).

Durch die Wiedergabe dieser und ähnlicher Ereignisse – wobei der Wahrheitsgehalt der geschilderten Szenen unklar bleibt – und durch die bewusste Verwendung einer pejorativen Wortwahl wie „wild“, „verwildert“, „unheimlich“, „tierische Stumpfheit“ kreiert Radde ein Bild georgischer Bergvölker, das dem im 19. Jahrhundert in der Ethnologie verbreiteten Bild der sogenannten „Naturvölker“ entspricht und kolonialistischen Ideologien zuspielt. Somit bleibt Radde mit seinen Ausführungen zur Kultur und Bevölkerung Georgiens in der Tradition der Ethnologie des 19. Jahrhunderts verhaftet (vgl. Kap. 2.2, erster Teil). Zudem verstärkt er das Stereotyp des wilden, unzivilisierten Orients.

Die Bergvölker werden bei Radde als auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe der Menschheit stehend, als „roh“ und „unvollendet“ und damit als unterwerfungs- und zivilisationsbedürftig dargestellt. Aus dieser Perspektive lassen sich für Radde die Maßnahmen des Russischen Reichs einfacher rechtfertigen. Er erblickt in Russland die Macht, welche der Anarchie bei den Freien Swanen Abhilfe schaffen könnte, auch wenn sich die Einheimischen jedwedem Fortschritt widersetzen:

[Die anarchischen Zustände] werden erst nach und nach durch den russischen Einfluss beseitigt werden können. Das Land und seine Leute erschweren selbst die ersten Grundlagen eines Fortschritts der Civilisation hier ungemein (Radde 1866: 80 f.).

Dieses Zitat zeugt von Raddes grundsätzlicher Befürwortung einer aktiven Kolonialpolitik des Russischen Kaiserreichs in Georgien, und die Darstellung exotischer Bergvölker nahe am Naturzustand dient insofern der ideologischen Rechtfertigung des russischen Kolonialismus.

Ein weiteres Beispiel für Raddes Auffassung findet sich in der Darstellung der Chewsuren. Im Sommer 1876 machte Radde eine Reise in die Berge des Großen Kaukasus zu den drei kleinen Völkergruppen, den Chewsuren, Tuschen und Pshawen. Den Grund dieser Reise erklärt er in seiner Monografie *Die Chewsuren und ihr Land*:

Das Gebiet ist trotz seiner Nähe von Tiflis und trotz des grossen Interesses, welches seine Bewohner in ethnologischer Hinsicht bieten, sehr wenig gekannt und die darauf bezügliche Literatur neuerer Zeit beschränkt sich auf zwei Arbeiten in russischer Sprache, von denen die eine den Charakter der Zeitungsnachrichten und leichtlesiger Journalartikel besitzt, die andere, ernsthafter angelegt, bis jetzt die einzige Quelle war, aus der über Land und Leute jener Gegend geschöpft wurde. Ich kam, entzückt durch die

grossartigsten Naturscenen³⁴ dieses Theiles der Hauptkette, und überrascht von dem sonderbaren Wesen, den Sitten und Anschauungen der Bewohner zurück, beladen mit einem für die Kürze der Reisezeit überaus reichen Material, ebensowohl in Hinsicht auf geographische Details, wie auch auf botanische und ethnographische Sammlungen, und ging sofort an die Bearbeitung derselben (Radde 1878: IV).

Ähnlich wie die Swanen werden auch die Chewsuren bei Radde als Repräsentanten frühmenschlicher Entwicklungsformen dargestellt, die ihre Sitten und Gebräuche in unveränderter Form, „in antikem Typus“ (ebd.: 79) gewahrt haben. Das Leben der Chewsuren kategorisiert der Forscher in drei Hauptphasen:

Verfolgen wir nun das Leben der Chewsuren in seinen drei Hauptphasen, die Geburt, die Ehe und den Tod, die religiösen Anschauungen und die hierarchische Kirchenwirtschaft dieses Völkchens, sowie die Pflege seiner uralten Gewohnheitsrechte lasse ich dann folgen und verweise, was Kostüm und Schmuck, sowie Möbel, Hausrath und Wirtschaft anbelangt, auf die sich damit beschäftigenden Abschnitte (Radde 1878: 79).

Die erste Phase, die Radde skizziert, ist die „Geburt“. Das „Chewsurenweib“ dürfe nicht im eigenen Haus gebären, nicht einmal im eigenen Dorf. Die schwangere Frau gelte als „unrein“ und sei vom sozialen Leben weitgehend ausgeschlossen. So würden ihr sowie ihrem Mann etwa die Teilnahme an Dorffesten verweigert. Sogar die Geburt selbst hätte in einer verlassenenen und „elenden“ Hütte außerhalb des Dorfes ohne jede Hilfe stattzufinden. Nicht einmal dem Gatten sei es erlaubt zu helfen:

Man stelle sich eine solche Geburt vor, wenn in nahe 7000' Meereshöhe die Gebirge in tiefe Schneedecken gehüllt sind und die Kälte nicht selten nachts den 20. Grad erreicht. Auf dem Strohbündel liegt dann in langwährender dunkler Nacht die verlassenene Frau ohne irgend welche Hülfe (Radde 1878: 80).³⁵

Auch die Gefäße, welche die Frau benutzte, gälten als „unrein“. Selbst die Geburtshütte, die die Mutter und das Neugeborene erst nach einem ganzen Monat verlassen dürften, müsse danach unmittelbar verbrannt werden (ebd.: 79 f.).

Mit „Heirat“ kategorisiert Radde die zweite Lebensphase der Chewsuren. Die zukünftigen Paare würden oft schon in der Wiege von den Eltern bestimmt. Auch Entführungen junger Frauen seien sehr verbreitet. Radde findet die Tatsache seltsam,

³⁴ Die Rechtschreibung in allen zitierten Textstellen entspricht jeweils dem Original.

³⁵ Jedoch weist Radde darauf hin, dass sich in der neuesten Zeit einiges geändert habe, indem die Chewsuren bei der Geburt die Hilfe einer anderen Frau gestatteten, was der Autor für einen großen Fortschritt der Gesellschaft hält (Radde 1978: 79).

dass sich Mädchen ihrem Bräutigam widersetzen müssten, um zu zeigen, dass sie dem Mann nicht freiwillig gefolgt seien. Bei einer Trauungszeremonie interessiert Radde besonders, dass der Priester die Kleider des jungen Paares mit einer Nadel zusammensteckt, was eine ewige Verbindung symbolisiere. Noch bemerkenswerter findet Radde das Verhältnis zwischen den Eheleuten:

Es ist auffallend, dass selbst nach geschlossener Ehe das Verhältnis des Mannes zur Frau in der ersten Zeit ein geheimnisvolles bleibt und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebkost oder mit ihr spricht (Radde 1878: 88).

Des Weiteren hätte der Mann besondere Privilegien gegenüber seiner Frau. Hierzu merkt Radde verallgemeinernd an, dass dies nicht nur bei Chewsuren, sondern überall im „Orient“ der Fall wäre:

Zumal ist es der Mann, welcher grosse Vorrechte vor dem Weibe (wie überall im Orient) genisst. Er kann jederzeit sein Weib, ohne gestraft zu werden, verstossen, einfach schon deshalb, weil es ihm nicht gefällt. Unfruchtbarkeit des Weibes ist Grund zum Verlassen. [...] Ist das Weib mit dem Manne nicht zufrieden, so kann es ihm wohl verlassen, aber der Mann muss entschädigt werden. Das Maximum dieses Loskaufpreises beläuft sich auf 80 Rubel, die aber in Gegenständen, namentlich Rindvieh bezahlt werden (Radde 1878: 89f.).

Radde führt aus, dass die Untreue einer Frau durch Abschneiden eines Gesichtsteils bestraft werde (ebd.: 90). Auf die Ungleichheiten zwischen chewsurischen Männern und Frauen weist Radde an mehreren Stellen hin: Nur im Falle der Geburt eines Jungen würde die Verwandtschaft traditionell ein Schaf opfern oder eine gewisse Geldsumme der Kirche zahlen, „die Mädchen werden nicht theilhaftig dieses Freudenopfers“, so Radde (ebd.: 82); zudem verlaufe die Erziehung der Mädchen ohne jede „Sorgfalt“ – sie würden an häuslichen Beschäftigungen teilnehmen, sobald sie das können, sie würden schon im frühen Alter weben und spinnen und das Wasser von der nahegelegenen Quelle schleppen

und am Morgen wird der Kuhmist, ohne Schaufel, einfach mit den Händen zusammengebracht und wo möglich gleich zu Kisik verarbeitet, d. h. an die nahen Steinwände in dünnen Kuchen angeklebt, die, wenn sie trockneten, für den Winter als Feuerung benutzt werden (ebd.: 84).

Besonderes Augenmerk richtet Radde auf die dritte Phase des „Todes“. „Ich komme nun zu den Todten der Chewsuren und waren die bis dahin gemachten Mittheilungen

über dieselben schon originell genug, so bieten die Gebräuche der Todtenfeier abermals des Interessanten viel“, kündigt Radde an (Radde 1878: 90). Das Bestattungsritual bei Chewsuren gibt er wie folgt wieder:

Nicht die Leiche, sondern schon der Sterbende werde aus dem Gehäuse in den Hof getragen. Die Chewsuren glaubten, dadurch die Entehrung und Verunreinigung der Hütte vermeiden zu können. Die Leiche bleibe für drei bis vier Tage über der Erde. In dieser Zeit würden Gebete für den Verstorbenen gesprochen. Die nächsten Verwandten blieben zu Hause, während sich draußen die extra dafür eingeladenen Frauen, Bewohnerinnen des Dorfes, um die Leiche versammelten und über den Verstorbenen wehklagten. Für dieses „lärmende Geschäft“ bekämen sie als Lohn ein flaches Brot, 1 bis 2 Pfund Butter oder Käse und 2 Pfund Salz. Zwischen den in der Hütte sitzenden Verwandten und den Nachbarinnen und Nachbarn, die gekommen waren, um ihr Beileid auszusprechen, werde ein „Bemitleidigungs-Gespräch“ geführt, das Radde wie folgt wiedergibt:

Der Kommende redet: Warum starb ich nicht früher, muss ich dich so sehen!

Der Verwandte: Deinem Feinde und Missethäter (Tod)!

Leidtragender: O grosse Sünde, grosses Unglück ... Selbst Gott kränkend, dass dein Herz so kummervoll ... Du hast ihn verloren, er kommt in die Erde – und ich wandle noch unter der Sonne und rede mit Dir.

Der Verwandte: Bei deinen Siegen!! Kann uns das Güte entgehen? Leben wir denn zum Guten? ... Zum Unglück und zur Schande (sind wir geboren). Der Tod bringt uns die Ruhe, befreit uns vom Kampfe, befreit uns vom tiefen Kummer ... Ach, wenn das Leben aus wäre!.. (Radde 1878: 92).

Laut Radde handelt es sich bei dieser Beschreibung um „die ächt chewsurische Manier, den Todten zu bestatten“. Im Falle des „Bemitleidigungs-Gesprächs“ beziehe er sich auf Äußerungen des Ethnologen „Eristow“. Doch Radde gibt an, auch eigene Erkundigungen angestellt zu haben (ebd.: 91).

Radde drückt sein Erstaunen darüber aus, dass die Tradition der Blutrache unter einem Teil der Bergbevölkerung (genauso wie bei den Freien Swanen) noch geläufig sei und dass die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Haare mit Urin wuschen (Radde 1878: 112, 115).

Raddes Beschreibung der Chewsuren zeichnet sich im Vergleich zu seiner Darstellung der Swanen durch eine größere Distanz aus: Berichtet Radde im Falle der Swanen auch

über persönliche Erlebnisse, ist die Darstellung der Chewsuren durch eine vorsichtige Ausdrucksweise gekennzeichnet. Dies erklärt sich dadurch, dass er nicht alle der geschilderten Begebenheiten empirisch beobachtet haben kann. Ein unmittelbares Erleben war aufgrund seines relativ kurzen Aufenthalts in der Region (Radde 1878: IV) auch gar nicht möglich. So verweist Radde selbst schon zu Anfang seines Berichts auf einige Quellen, die zu seiner Zeit über Chewsuren, Tuschen und Pschawen vorlagen und die er für seine ethnologische Betrachtung dieser Bergvölker benutzt hat. Dazu schreibt er:

In neuerer Zeit haben sich mit den drei Völkergruppen der Chewsuren, Tuschen und Pschawen namentlich zwei Autoren beschäftigt. Beide hatten den Vortheil, längere Zeit in dem Gebiete dieser Völker administrativ zu dienen und während ihrer Dienstreisen vielfach mit den Bewohnern in Berührung zu kommen. Fürst Raphael Eristow,³⁶ als Eingeborner der grusinischen Sprache mächtig, lebte dort zwei Jahre, Anfangs der 50er. Früher schon schrieb Herr Süssermann, Ende der vierziger Jahre Gehülfe des Gebiets-Chefs (Fürsten Lewan Tschelokajew) in der Zeitung Kawkas und edierte neuerdings im Russ. Boten (Russkij Westnik) eine Reihe von Mittheilungen, aus denen ich Einiges für meine Zwecke benutzen konnte (Radde 1878: 63f.).

Dieses Zitat und die angeführten Beispiele zeugen davon, dass Raddes Schilderungen und damit auch das gezeichnete Bild der Chewsuren zum größten Teil auf Basis externer Quellen und mehrfach verarbeiteter Informationen, Präfigurationen (vgl. Kap. 1.3, erster Teil) entstanden sind. Dies schließt die persönliche Erfahrung und damit eine teilnehmende Beobachtung (vgl. Kap. 2.2, erster Teil) zum größten Teil aus. Zudem ist von einer Selektion und Akzentuierung bestimmter Augenblicke sowohl aus dem Reisegeschehen als auch aus den Prätexten auszugehen, denn Radde beschreibt tatsächlich nur „die sonderbarsten Gebräuche der Chewsuren“ (Radde 1878: 64), die für einen Europäer eine Differenz ausmachen und mit dem „Eigenen“ nicht konform gehen. Etwaige kulturelle Praktiken, Sitten und Bräuche, die dem europäischen Empfinden nahestehen könnten, werden nicht thematisiert. Trotz seiner distanzierten Darstellungsweise wird Raddes grundsätzliche, überlegene Haltung gegenüber den Bergvölkern deutlich, zumal er diese permanent als „sonderbare Wesen“ (ebd.: IV) und „wilde Menschen“ (ebd.: 84) beschreibt.

³⁶Radde meint den georgischen Dichter, Dramatiker, Historiker und Ethnologen Raphael Eristavi (რაფიელ ერისთავი/1824-1901), der zwischen 1847 und 1849 in Chewsuretien als Übersetzer und Dolmetscher tätig war. Über den zweiten Autor, Süssermann, lassen sich anhand der einschlägigen Quellen keine näheren Angaben machen.

Die angeführten Textbeispiele zeigen zudem, dass Radde kulturelle Verhaltensweisen und Praktiken der Bergvölker Georgiens nach dem Kriterium der Fremdheit auswählt, isoliert betrachtet und bewertet, anstatt sie in einen größeren kulturellen Kontext einzuordnen. Nur auf diese Art und Weise hätte er feststellen können, in welchem System solche Handlungsweisen möglich wären.

Die vorstehende Analyse führt zu dem Ergebnis, dass Radde die Bergvölker aus eurozentrischer Perspektive keineswegs neutral in ihrer Differenz, sondern als archaisch, wild und unzivilisiert beschreibt, ohne dass er nach dem Hintergrund von bestimmten Regeln fragt oder sich mit den Traditionen detaillierter auseinandersetzt. Des Weiteren zeigen sich hier deutlich koloniale Denkmuster. Auch im Falle der Chewsuren, wie schon bei den Swanen, befürwortet Radde die russische Kolonialpolitik. So begrüßt er die Bestrebungen der russischen Kirche oder auch der Kolonialbeamten, sämtliche chewsurische Traditionen abzuschaffen und beispielsweise die Begräbnisse künftig „nach den Vorschriften der russischen Kirche“ durchzuführen (Radde 1878: 92). Seine Art der Darstellung kann wiederum als indirekte moralische Unterstützung des russischen Kolonialismus verstanden werden.

1.2.2 Eurozentrischer Diskurs – das Asiatische versus das Europäische

Raddes Wahrnehmung des kaukasischen Kulturraums ist ambivalent, was einerseits mit seiner eurozentrischen Wahrnehmungsperspektive, andererseits mit der besonderen Zwischenlage Georgiens zusammenhängt. Dies wird in den folgenden Kapiteln verdeutlicht.

Der fremde Kulturraum Georgien wird in Raddes Reiseberichten zwar allgemein in Asien verortet (asiatisch, östlich und orientalisches werden von Radde gleichgesetzt), aber auch zweigeteilt, in einen vom Westen und einem vom Osten beeinflussten Kulturraum. Während seiner Reisen findet Radde die Spuren dieser beiden Welten. Das gleichzeitige Auftreten gegensätzlicher kultureller Erscheinungen gibt Radde die Möglichkeit, dichotomische Aussagen über den Orient und den Okzident zu treffen, wobei er das Okzidentale positiv und das Orientalische eher negativ bewertet. In seinen Reiseberichten zeigt sich eine Ambiguität zwischen der Zuneigung des Eigenen (Europäischen) und der Abneigung des Anderen (Asiatischen).

Wie für das 19. Jahrhundert insgesamt charakteristisch (vgl. Kap. 2.1.3), dienen auch für Radde bei der Beurteilung der fremden Kultur politisch administrative und

technisch wissenschaftliche Leistungen Europas als Grundlage. Der Westen ist für Radde das Vorbild und die Fortschritte des Ostens werden daran gemessen, wie nah er seinem Vorbild kommt. Beispielsweise begrüßt Radde die Tatsache, dass das Gerichtswesen in manchen Teilen des Kaiserreichs nach westlichem Vorbild umgestaltet wurde und „man in der Gefängnisfrage nach den humansten Anforderungen der Zeit“ arbeitete (Radde 1874: 2). Wenn sich der bisher „mangelhafte und unvollständige Osten“ so schnell entwickeln könne, funktioniere dies nur unter Anwendung aller Erfahrungen des Westens, konstatiert Radde (ebd.: 1). Raddes Bewertung erfolgt nach dem Maßstab eigenkulturell europäischer Vorstellungen. Auffallend sind Dichotomien, wie entwickelt/unentwickelt, wild/zivilisiert, modern/alt, rein/unrein. Zudem nutzt er Epitheta, wie „unentwickelt“, „unzivilisiert“, „schmutzig“, „unmodern“ und sogar „gefährlich“ zur Charakterisierung der Teile des Russischen Reichs und des Kaukasus, die orientalisches geprägt sind, während alles Europäische für ihn „entwickelt“, „zivilisiert“, „sauber“ und „modern“ ist. Beispiele finden sich ausreichend in seinen Reiseberichten.

In *Das Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Laufe der letzten dreißig Jahre* werden Wildheit und Zivilisiertsein gleich am Anfang einander gegenübergestellt. Obwohl sich das Land durch eine bemerkenswerte kulturelle Entwicklung auszeichne, benötige die dort verbreitete „Wildheit“, Radde folgend, noch den „frommen Sinn“, der ihr bei der Weiterentwicklung helfe (Radde 1874: 3). Es ist anzunehmen, dass Radde unter dem „frommen Sinn“ das Russische Reich meint, das zu der Zeit für kaukasische Länder als das „Fenster nach Europa“ galt.

Raddes Differenzierung zwischen wild und zivilisiert – sowie damit einhergehend auch zwischen modern und alt sowie europäisch und asiatisch – lässt sich besonders gut beobachten, wenn Radde das alte und moderne Batumi³⁷ miteinander vergleicht. Er unterscheidet ganz offensichtlich zwischen zwei Batumi. Eines sei türkisch geprägt, somit „rückständig“, „schmutzig“, fast „zerfallen“ und „unordentlich“, dagegen sei das von Russen aufgebaute Batumi „sauber“, „modern“, „entwickelt“ und „zivilisiert“.

³⁷ Batumi ist die Hauptstadt der Region Adscharien in Südwestgeorgien am Schwarzen Meer. Gustav Radde, Arthur Leist und Werner Siemens benutzen die im 19. Jahrhundert verbreitete Bezeichnung „Batumi“.

Batumi war 30 Jahre vor seinem Aufenthalt in Georgien eine türkische Stadt.³⁸ Radde beschreibt enge, unebene Straßen und Gebäude im türkischen Stil, welche die Türken verkauft und verlassen haben, als sie zurück in die Heimat gezogen sind.

Das damals noch türkische Batum lag inmitten von Sümpfen, auf denen etwas Reisbau und im Meere der Fischfang für das lokale Bedürfnis betrieben wurde. Es schlief den Schlaf des Gerechten. Erst 1878 nach dem Krieg erwachte es. [...] Nun biegen wir in die engen und gekrümmten Gassen Altbatums ein. Am zerfallenen Bauwerk, hinfalligen Zäunen, deren dünnes Holz von häufigem Regen geschwärzt ist, geht es vorbei. Die türkischen Häuser haben ihr Pfannendach gewöhnlich von allen vier Seiten aufwärts gleichmäßig zugespitzt. Ihr Grundriß ist meistens quadratisch. In leichtem Fachwerk sind sie nachlässig gefügt. Hier und da ein Feigen- oder Maulbeerbaum, im Gehöfte überall mehrstöckige Taubenschläge mit vielen Fluglöchern [...] (Radde 1895: 5).

Das alles könne vielleicht das Auge eines Künstlers anziehen, sei aber sehr ärmlich, fügt Radde hinzu.

Dagegen wirkt der von Russen erbaute Stadtteil so positiv auf den Autor, dass er ihn sogar gegenüber den schönsten Städten Russlands bevorzugt. Hier wird Radde zufolge alles sauber gehalten: die Architektur sei elegant, vor allem die Sauberkeit in Lebensmittelgeschäften fällt ihm ins Auge. Solch eine Sauberkeit finde man sogar in der Hauptstadt Georgiens nicht. Einige Gebäude seien aus Antwerpener Ziegeln errichtet worden, und in der Stadt stehe auch das von einem Engländer gebaute Militärhospital (Radde 1895: 6). Jedwedes Zeichen des „Fortschrittes“ verbindet Radde mit dem Einfluss Europas und des Russischen Reichs im Land. Raddes positivere Einordnung des Stadtteils aufgrund seiner westlichen Bauelemente und Infrastruktur verdeutlicht den eurozentrischen Standard, den Radde als Bewertungsgrundlage anlegt.

Diesen Standard legt er auch in anderen Regionen an, beispielsweise in Mingrelieu. So kann der Autor seine Freude und Begeisterung nicht verbergen, als er das Haus von Salome und Achilles Murat in der Stadt Sugdidi betritt.³⁹ Das Haus war im europäischen Stil gebaut:

³⁸ Adscharien befand sich seit den 70er-Jahren des 16. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Osmanischen Reichs. Seine Befreiung war nur während des Russisch-Türkischen Krieges in den Jahren 1877–1878 möglich.

³⁹ Salome (1848-1913) war die Tochter von David Dadiani, des Fürsten von Mingrelieu in Westgeorgien, geboren in Sugdidi (Hauptstadt von Mingrelieu), und ist aufgewachsen nach westeuropäischen Werten, wie von ihren Zeitgenossen über sie berichtet wird. Nachdem das Russische Reich das Fürstentum von Mingrelieu offiziell abgeschafft hatte, zog die Familie zunächst nach St. Petersburg, danach nach Frankreich, wo Salome den Prinzen Achilles Murat heiratete. Nach dem

Mit besonderer Freude betritt der Reisende die Besitzung des Prinzen Achilles Murat, der sich mit seiner Gattin der Schwester des Fürsten Nikolei von Mingrelien Anfang der siebziger Jahre hier niederließ und die geerbten Güter rationell bewirtschaftet. Vereint hat dieses Ehepaar in Sugdidi ein anmütiges Heim inmitten großer Gartenanlagen gegründet, und zwar alles, das im besten Sinne des Wortes nach europäischem Muster (Radde 1895: 28).

Die georgische Gesellschaft habe „die Keime der Kultur und Civilisation aus dem Norden und Westen zu empfangen und in ihrem Mutterlande zu pflegen“, meint Radde. Die Tatsache, dass armenische und georgische Wissenschaftler an russischen, deutschen und schweizerischen Hochschulen studiert hätten, begrüßt er. Allerdings handele es sich bei diesen Wissenschaftlern um Vertreter der höheren Kreise der städtischen Gemeinden. Radde bedauert hingegen, dass die christliche Bevölkerung des flachen Landes noch so gut wie unberührt von dem „Kulturwogen des Westens“ geblieben sei (Radde 1874: 56).

Ausdrücke, wie „nach westlichem Vorbild“ (ebd.: 2), „nach unseren Begriffen“ (ebd.: 16) und „nach westlichem Muster“ (ebd.: 68) verdeutlichen Raddes eurozentrische Betrachtungsweise in seinen Darstellungen, nämlich seine Vorstellung von der Überlegenheit Europas gegenüber Asien. Das Europäische wird als „rationell“ und damit als musterhaft, als Verkörperung „des echten Fortschritts“ im Sinne Waldenfels‘ (vgl. Kap. 2.1.4) dargestellt und Asien beziehungsweise der Orient als dessen Gegenbild.

1.2.2.1 Christentum als Grundlage des Eurozentrismus

Denn sie zielt auf kulturelle Prägungen, die Europa einmal verbunden haben und von denen noch vieles nachwirkt. Die stärkste dieser gemeinsamen Prägungen ist religiöser Natur: die christliche (Winkler 2009: 19).

Radde beschreibt auch die muslimische Bevölkerung Georgiens, steht aber der christlichen Bevölkerung offensichtlich positiver gegenüber. Die muslimischen Einwohnerinnen und Einwohner sind ihm zufolge „fanatische Eroberer“ und versuchen mit allen Mitteln, ihre Religion im eroberten Land zu verbreiten. Radde bezieht sich auf die Herrschaft des Osmanischen Reichs im 17. Jahrhundert in Georgien. „Bei Todesstrafe wurde damals dort die Ausübung des Christentums

Sieg Deutschlands im Deutsch-Französischen Krieg (1870–1871) und der Abschaffung der Monarchie in Frankreich zog das Ehepaar nach Georgien und bezog eine Wohnung des Dadiani-Wohnkomplexes (National Parliamentary Library of Georgia: Dadiani Dynasty).

untersagt, die Grusinische Sprache,⁴⁰ Sitte und Tracht verboten“ (Radde 1874: 56). Die Verbreitung des Islams zeichnet sich Radde folgend auch durch die äußere Erscheinung der Einheimischen aus. Während die Bewohner von Kartli in Ostgeorgien zum großen Teil „Mohammedaner“ geworden seien,

erhielt sich dagegen in Imeretien und Mingrelien der Grusinische Stamm reiner und hat in diesen Ländern zugleich durchweg seine beiden schönsten Zweige getrieben, deren weit gerühmte Schönheit allein die übrigens schlecht gewählte Benennung Blumenbach's „Kaukasische Race“ rechtfertigen mag (Radde 1874: 56).⁴¹

Die Christentum-Sympathie und die Islam-Antipathie zeigen sich anhand des folgenden Beispiels in seinen *Vier Vorträgen über den Kaukasus*, in denen er Muslime und Musliminnen mit der christlichen Bevölkerung vergleicht. Habe der Georgier, den Radde vielfach generalisierend als christlich betrachtet, seine Gastfreundschaft „überall sprichwörtlich gemacht“ (ebd.: 57), verweigere ein Schiite dem Gast ein Glas Wasser:

Einzelne kleine Charakterzüge illustriren am besten den Grad des Fanatismus, welchen die Schiiten den Christen gegenüber an den Tag legen. Oft ist es mir passiert, wenn ich vom Durste geplagt ein schiitisches Dorf passirte und einen Trunk Wasser bei den Bewohnern erbat, abgewiesen zu werden. In den meisten Fällen versteckten sich die Insassen, zumal jedenfalls alle Weiber, und dass man in den Hofraum nicht eindringe, dafür sorgen die grossen bösen Hunde, oder aber es brachte ein alter Mann ein neues Thongefäss, reichte mir scheinu den Trunk und zerschlag den Krug sofort, nachdem ich mich gelobt hatte (Radde 1874: 63).

Allerdings ist Raddes Einstellung gegenüber den beiden Strömungen des Islams nicht gleich: Im Gegensatz zu den Schiiten bringt er den Sunniten sogar etwas Sympathie entgegen. „Der Trans-Kaukasische Schiite ist Fanatiker reinsten Wassers, verachtet und hasst unversöhnlich jeden, der anders glaubt, als er“, meint Radde. Einem Sunniten schreibt er aber „mohammedanische Gelehrsamkeit“ und „Ehrlichkeit“ zu. Seine Sympathie könnte darauf gründen, dass sich die Sunniten langsam westlich orientierten:

⁴⁰ Unter „Grusinische[r] Sprache“ meint Radde die georgische Sprache. Er nutzt dafür die russische Bezeichnung.

⁴¹ An dieser Stelle ist Raddes Argumentation widersprüchlich, denn ein wenig später behauptet er, „wo das bunte Gemisch verschiedener Völker“ lebe, gebe es die schönsten Menschen. Und wenn man bedenke, führter weiteraus, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen seien, die das Schicksal der Einheimischen auch beeinflusst hätten, so könne von einem sich rein erhaltenen Volk nicht mehr die Rede sein (Radde 1874: 58).

Da stehen wir dann mitten auf dem sterilsten Felde der Lehre des Propheten. Viel unfruchtbarer ist es da, wo Ali lehrte und Hussein's gewaltsamer Tod noch alljährlich mit Blutvergießen gefeiert wird, als westlicher, wo Omar's Dogma herrscht, wo die Sunniten vielfach im Umgange mit den Nachbarvölkern des Abendlandes mehr und mehr den Anforderungen der Zeit Rechnung tragen und, wenn auch unwillig und langsam, so doch wenigstens merklich sich dem Einflusse des Westens beugen (Radde 1874: 63).

Die generelle Bezeichnung der muslimischen Bevölkerung als „fanatisch“ sowie weitere pejorative Charakterisierungen in den angeführten Beispielen verdeutlichen, dass Radde gegenüber der christlichen Bevölkerung – die er oft mit dem „reinen Grusinischen“ gleichsetzt – offener und positiver eingestellt ist als der muslimischen. Dies zeugt davon, dass er kulturspezifische Merkmale vom christlichen Standpunkt aus bewertet und seine Wahrnehmung christozentrisch determiniert ist.

1.2.3 Kolonialistischer Diskurs und Raddes ausgeprägter

Kolonisierungswunsch Georgiens

Der eurozentrische Diskurs steht bei Radde in wechselseitiger Beziehung zum kolonialistischen Diskurs. Signifikant ist, dass Radde für das Land meist die russische Bezeichnung „Grusia“ verwendet (russ. Грузия). Zudem tritt er, Gesandter des Russischen Reichs, als Verfechter der kolonialistischen Ideen auf. Dies wird im Folgenden anhand entsprechender Stellen aus Raddes Reiseberichten belegt.

Im fiktiven Reisebericht *Notizen eines Reisenden* (1861), in dem der georgische Autor Ilia Tschawtschawadse (1837–1907) die zivilisatorischen Aktionen des russischen Imperiums in Georgien kritisiert, versucht ein russischer Offizier, die Hauptfigur davon zu überzeugen, wie herrlich und profitabel es für kleine „finstere“ Nationen sei, unter der Herrschaft eines großen, „aufgeklärten“ Imperiums zu stehen. Dies könne das Bildungsniveau erhöhen und den Blick auf die europäische Zivilisation ermöglichen:

Ihr Leute hier, ob Georgier oder Armenier, seid nicht darin geschult, ein gelehrtes Gespräch zu führen [...]. Das kommt freilich von der Ungebildetheit. Ich vermute, ihr habt auch keine Ahnung davon, was Zivilisation ist oder Assoziation, Argumentation, Intelligenz, Kassation und Philologie. Aber das ist weniger schlimm. Das ist vorübergehend. Auch ihr werdet euch darin üben. Gottlob kommen viele Offiziere und Beamte aus Russland her, um euch Bildung beizubringen (Tschawtschawadse 2018: 20).

Der Kolonialismus wurde von seinen Befürwortern immer als Maßnahme zur „Veredelung“ der „dunklen“ Nationen bezeichnet (vgl. Kap. 2.2, erster Teil). Auch Gustav Radde stellt in seinen Reiseberichten Russland als Missionar und Erschaffer des Friedens und der Ordnung im Kaukasus dar und sich selbst als Unterstützer der kolonialistischen Ideen des Russischen Reichs:

War bis dahin der Kaukasus der Schauplatz blutiger Kriegsszenen gewesen, auf welchem die Bemühungen Russlands in erster Linie den Frieden und die Ordnung erzielten, so gestaltete sich nunmehr, mit dem Verhalten des letzten Kanonendonners, die Gesamtlage des Landes ganz anders. Neben jener Wachsamkeit der Regierung, welche fürsorgend das Erkämpfte jederzeit zu sichern wusste, bahnte man eifrig die Wege, auf denen die mannigfachen Erzeugnisse und Früchte des Friedens gedeihen können (Radde 1874: 3).

Russland sei zwar noch nicht so entwickelt wie Europa, aber schon auf gutem Weg, so Raddes Ansicht. Wie auch Europa verkörpere es moderne Zivilisation, Fortschritt und Rationalität, das seinen eroberten Ländern – unter ihnen auch Georgien – allein den Weg zur Zivilisierung ebne (ebd.: 3, 56).

Ähnlich wie Friedrich Bodenstedt beschreibt Radde Georgier im Vergleich zu den benachbarten Armeniern als „wenig begabt und abgelebt“, apathisch und gleichgültig gegen jeden Fortschritt und verharrt im Altgewohnten. Die Gründe sucht er in der Vergangenheit und in sozialen Verhältnissen. Der Georgier,⁴² der immer Landbauer gewesen sei, habe sein väterliches Grundstück nicht verlassen und es den islamischen Eroberern nicht überlassen wollen. So habe er jedes Unheil geduldig ertragen, erläutert Radde (vgl. Kap. 3.2.1, erster Teil). Darüber hinaus habe er lange Zeit nicht nur unter der Fremdherrschaft, sondern auch unter der Leibeigenschaft leiden müssen. Sein Leiden habe das Russische Kaiserreich beendet, meint Radde. „Die Hand des mächtigen Zaren schützt Georgien“, schreibt er in seinem vierten Vortrag. Das Russische Kaiserreich stellt er als Retter und Friedensstifter dar, das den Kriegen und Eroberungen im Land ein Ende gesetzt und der Kultur und Zivilisation aus dem Norden und Westen das Tor geöffnet habe. „Seit dem Jahre 1810,⁴³ als Georgien in den Besitz Russlands kam, ist diese unheilvolle Epoche beendet...“ (Radde 1874: 55 f.).

⁴² Es muss darauf hingewiesen werden – und dies gilt für alle drei Autoren –, dass mit dem Kollektivsubjekt „dem Georgier“ oder „den Georgiern“ zunächst männliche Vertreter, aber darüber hinaus auch alle Einheimischen gemeint werden. Frauen werden einfach als vernachlässigte Masse mitadressiert.

⁴³ Das Russische Kaiserreich hat Georgien zwischen 1801 und 1867 schrittweise annektiert. Die ersten annektierten Regionen waren Kartlien und Kachetien, die letzte war Mingrelien.

Russland hat Georgien tatsächlich geholfen, die islamischen Invasoren abzuwehren, die das Land Ende des 18. Jahrhunderts zu vernichten drohten. Jedoch bleibt Radde hier einseitig und erwähnt mit keinem Wort die Versprechen, die Russland gegenüber Georgien gebrochen hat, noch die Methoden, mit denen es versucht hat, das Land zu assimilieren (vgl. Kap. 3.1.1).

1.2.3.1 Rades eindimensionale Perspektive auf sozialpolitische Verhältnisse

Der ganze Südost-Winkel der Pontuslande, vom Abchasien über Mingrelieu, Gurien, Adscharien bis nach Lasistan, hat, so lange man denken kann, seiner räuberischen Bevölkerung wegen keinen guten Ruf gehabt. Zwar wachsen hier seit alten Zeiten entschieden die schönsten Menschen der weißen Rasse heran, zwar hat sie die Natur auch mit hoher Intelligenz begabt, aber nichtsdestoweniger gibt es unter ihnen ebenso geschickte wie freche Diebe und Räuber, und die verbrecherischen Fälle in dieser Richtung gehören hier zu Lande keineswegs zu den seltenen Ausnahmen, sie sind vielmehr sehr gewöhnlich. Vermummte Gestalten, bewaffnet mit Revolver und Kinschal (Dolch), machen nicht nur nachts, sondern auch am hellen Tage dem Vorkämpfer der Kultur bisweilen unverhofft einen Besuch, berauben ihn unter Androhung des Todes und verschwinden. Die Dschungel des Urwaldes verwischt die Spur der Täter und ihre Verbrechen. Zum Glücke ist der Mord bei diesen Handlungen gewöhnlich ausgeschlossen (Radde 1895: 11).

So beschreibt Radde die Unruhen zur damaligen Zeit in Westgeorgien in seinem 1895 veröffentlichten Bericht *Das Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Laufe der letzten dreißig Jahre*. Obwohl er bereits seit 1863 in Georgien lebte, kannte er die Verhältnisse im Land offenbar nicht gut – oder aber er mied als Bediensteter des Russischen Reichs das Thema bewusst. Ersteres ist schwer vorstellbar, da er die Öffentliche Bibliothek in der Hauptstadt leitete und Begründer des Ethnografischen Museums war.

Es ist anzunehmen, dass Radde unter „Vorkämpfer der Kultur“ im angeführten Zitat Vertreter des Russischen Reichs in Georgien versteht, die er als Opfer darstellt. Die sozialpolitischen Faktoren, die die sogenannte „Firaloba“ begründeten, erwähnt er nicht.

„Firaloba“ war eine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitete Bewegung in Westgeorgien. „Firalen“ waren Räuber oder Rebellen, die für die Aufhebung der Leibeigenschaft, für Gerechtigkeit und gegen die Zügellosigkeit der russischen Beamten sowohl vor als auch nach der Abschaffung der Leibeigenschaft kämpften. Ihre Opfer waren vor allem die Reichen, Fürsten und Händler.

„Wer sich heutzutage mit den Lebensumständen in Gurien⁴⁴ auskennt, würde nicht das Volk beschuldigen bezüglich der Räuberei, sondern die soziale Ordnung“ (übersetzt von der Verfasserin), schrieb damals der georgische Schriftsteller Egnate Ninoshvili (1859–1894). Bei der ärmeren Bevölkerung genossen die Räuber einen guten Ruf und erhielten Anerkennung, über ihre Taten wurden Gedichte geschrieben. „Die Handlung der Räuber tut dem Volke sogar gut, spricht seinen Protest aus“ (übersetzt von der Verfasserin), berichtete die fünfte Ausgabe der georgischen Zeitung *Iveria* 1884 (Makharadse, 2013).

Raddes Verurteilung des kriminellen Verhaltens der Räuber erscheint durchaus berechtigt. Doch sollte eine Bewertung auch den politischen und sozialen Hintergrund im Land nicht unberücksichtigt lassen. Der Schweizer Historiker Urs Bitterli weist in seinem Beitrag *Die Wilden und die Zivilisierten* (1976) darauf hin, dass eine Wertung höchstens dann in beschränktem Grad legitim sei, wenn einzelne Kulturelemente einer Fremdkultur im Hinblick auf ihren Sinn und ihre Nützlichkeit im spezifischen Kontext der betreffenden Kultur geprüft worden sind (Bitterli 2004: 52).

Raddes Einschätzung der Gesamtsituation in Georgien kann als einseitig betrachtet werden. Er stellt Russland eindeutig als Schöpfer des Friedens dar, geht jedoch nicht darauf ein, welche ökonomischen und geopolitischen Interessen das Russische Kaiserreich verfolgte und welche negativen Einflüsse die Herrschaft des Imperiums dem Land gebracht hat. „Es gibt keine Leibeigenen mehr in Russland. Der Segen der Arbeit bleibt dem schaffenden Individuum und wer mit Lust an die Arbeit geht, kommt sicherlich vorwärts, welchem Stande und Berufe er auch angehören möge“ (Radde 1874: 1). So positiv beurteilt Radde etwa die Abschaffung der Leibeigenschaft in den 1860er-Jahren in den kolonialisierten Gebieten des Russischen Reichs. Er verschweigt, mit welcher großer Enttäuschung dieser Schritt für Bauern und Bäuerinnen einhergegangen ist (vgl. Kap. 3.1.1). Der Autor berichtet von den Verdiensten der russischen Regierung seit der Eroberung Georgiens. So sei die Zahl der christlichen Schulen in Georgien von zwei oder drei auf hundert gestiegen (ebd.: 69). Wie schon zuvor bleibt Raddes Einordnung der Geschehnisse auch hier höchst eindimensional. Mit keinem Wort erwähnt er die Konsequenzen dieser „Verdienste“ Russlands, namentlich die Unterdrückung der georgischen Muttersprache in den Schulen und die zwanghafte Einführung der russischen Sprache. Begeistert von Russlands

⁴⁴ Eine Region in Westgeorgien.

Handlungen, Maßnahmen und Reformen, die das Reich in seinen eroberten Ländern durchführte, verleugnet Radde konsequent deren negative Seiten und Folgen.

Raddes Ausführungen machen deutlich, dass ihm die Bedeutung Georgiens und der gesamten Kaukasusregion aufgrund der strategischen Lage für Europa und Russland durchaus bewusst ist. Er betrachtet den Kaukasus als Vermittler zwischen dem Westen und dem Fernen Osten und erkennt das immer stärker wachsende Interesse nicht nur Europas, sondern auch Amerikas an den Kaukasusländern (Radde 1874: 4). Seine Ausführungen lassen darauf schließen, dass ihm auch Russlands eigentliche Ziele bezüglich der Kaukasusländer nicht unbekannt waren: „Ganz abgesehen von strategischen und politischen Interessen“ Russlands, schreibt er in seinem ersten Vortrag, sei die „Zähigkeit“ des Kaiserreichs gerechtfertigt, wenn man die Situation in der kaukasischen Region in Betracht ziehen würde (ebd.: 2).

Radde greift, teils explizit, kolonialistische Ideen auf. Er zeigt sich überzeugt, das Russische Reich handele vor allem aus der Mission heraus, in der kaukasischen Region für Ordnung, Zivilisation und Frieden zu sorgen.

1.2.4 Prätexte bei Radde und ihr Einfluss auf Raddes Werk

Die Interaktion mit dem „Fremden“ ist immer durch Stereotype und Vorurteile beeinflusst. Dies spiegelt sich auch in Gustav Raddes Schriften wider. Seine Publikationen hinterlassen den Eindruck, dass er der fremden Kultur mit tradierten Vorstellungen gegenübertrat, die er aus verschiedenen Quellen vermittelt bekommen hatte.

Das im 19. Jahrhundert verbreitete Bild vom „wildem“ Kaukasus dürfte Radde schon während seiner Heimatzeit geläufig gewesen sein. „Der Kaukasus, das ferne, wilde, fast noch unerforschte Land, zieht den jungen Forscher mächtig an“, schrieb sein Biograf Karl Hahn (Hahn 1912: 62). Nach der Lektüre verschiedener Reiseberichte und dem Bewusstwerden der beengenden Verhältnisse seiner Heimatstadt begeisterte sich Radde für schöne Landschaften und stellte sich bizarre Szenarien im Kaukasus in stereotyper Form vor. In seiner Autobiografie sinniert er später:

Wohl aber kannten Begeisterung für die Natur, schwärmerischer Enthusiasmus für ihre Schönheiten und ausdauernde Energie im Kampf mit allen Hindernissen bei mir keine Grenzen. Dazu kam ein gewisser Hang zum

Abenteuerlichen, zum Gewagten. Die rege Phantasie malte mir nach mancher Reiselectüre schon in den beengenden Verhältnissen der Heimat allerlei Jagd- und Räuberscenen in die Seele, die in stereotyper Form mich auch nachts im Traume beständig verfolgten. Der Trieb zum Wandern wurde immer größer. Es drängte mich hinaus, je weiter, um so besser, nur fort aus dem drückenden Zwang der engen Stadt und Alltäglichkeit (Radde 1912: 1).⁴⁵

Es ist bekannt, dass Radde vor seiner Reise in das Russische Kaiserreich außer Reiseberichte auch ethnologisch-geografische und anthropologische Arbeiten sowie Geschichtsbücher über die Region bearbeitet hatte. Des Weiteren sprach er kein Georgisch, so dass er auf Übersetzungen angewiesen war und vieles über Erzählungen oder Legenden erfahren haben musste, was zur Stereotypisierung oder auch zu Vorurteilen geführt haben könnte. Bei seiner Georgienreise von Kutaisi nach Swanetien wurde Radde zum Beispiel von einem Reiseführer und einem Kosaken begleitet (Hahn 1912: 65). Doch seine eigentlichen „Begleiter“ auf den Reisen waren vor allem seine Vorgänger, deren Namen oder Texte er in seinen Berichten erwähnt. Mit manchen suchte er sogar die Konfrontation.

Bereits vor Beginn seiner Reisen hatte Radde mehrere ethnografische Schriften über Georgien gelesen. Auf zwei Vorgänger von ihm, auf Raphael Eristavi und Süßermann, wurde im Kapitel 1.2.1 bereits hingewiesen. Auch Annegret Plontke-Lüning weist in ihrem Beitrag *Gustav Radde und die Kaukasische Archäologie* (2015) darauf hin, dass sich Radde für seine Arbeiten auf die Forschungen ausgewiesener Fachleute gestützt habe, für die er und sein gastfreundliches Haus gesellschaftlicher Mittelpunkt in Tbilissi gewesen seien (Plontke-Lüning 2015: 227). Radde nimmt in seinen Berichten Bezug auf eine große Anzahl von Texten, die er in verschiedenen Sprachen gelesen hat. Er gibt Hinweise und zitiert Textstellen, um seine Aussagen zu ergänzen oder zu belegen. Mit einigen davon setzt er sich auch kritisch auseinander. So verwendet er, um hier die Terminologie Manfred Pfisters aufzugreifen, eine „kompilatorische“ und „dialogische“ Intertextualität (vgl. Kap. 1.3, erster Teil).

Ein Beispiel einer kritischen Auseinandersetzung mit einem Prätext ist Raddes Verhältnis zur Varietäten- beziehungsweise Rassentheorie von Johann Friedrich

⁴⁵ Der Bezug zu Alexander von Humboldt (1769–1859) ist an dieser Stelle unverkennbar. In seinen *Autobiographischen Bekenntnissen* berichtet Humboldt: „Ich wäre in die fernste Südsee geschifft, und hätte ich nie einen wissenschaftlichen Zweck erfüllt. Ich fühlte mich eingeengt, engbrüstig. Ein unbestimmtes Streben nach dem Fernen und Ungewissen, alles, was meine Phantasie stark rührte, die Gefahr des Meeres, der Wunsch, Abenteuer zu bestehen und aus einer alltäglichen Natur mich in eine Wunderwelt zu versetzen, reizten mich damals an. Dazu schien mir dies das einzige Mittel, sich dem Naturzustande zu nähern“ (Humboldt 1987: 39 f.).

Blumenbach (1752–1840).⁴⁶ Verstünden wir unter der „Kaukasischen Rasse“ „unser Schönheitsideal“, schreibt Radde, dann fänden wir dieses Ideal am Schwarzen Meer in Imeretien und Mingrelien. Wenn wir aber von der „unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch“ sprächen, sei der Begriff ungültig. Diese Auffassung belegt Radde, indem er unterstreicht, dass auch unter den „schönsten Menschen“ am Schwarzen Meer zwei Typen zu unterscheiden seien: blondhaarig, blauäugig, hochstirnig versus schwarzhaarig und schwarzäugig. Wenn man darüber hinaus bedenke,

wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasus-Länder gezogen sind und wie sehr sie die Schicksale der Stamminsassen dort beeinflussten, so giebt man die Idee einer ursprünglichen, sich typisch erhaltenden Race auf (Radde 1874: 56 f.).

So hält Radde den Begriff „Kaukasische Rasse“ für „schlecht gewählt“ (ebd.: 56).

Der Punkt, in dem Radde Blumenbach zustimmt, ist der Einfluss des geografischen Lebensraums und der Lebensbedingungen („Klima“) auf das Erscheinungsbild und den Charakter der Menschen.⁴⁷ Je höher man steige, desto hässlicher würden die Menschen, so Raddes These. Radde rühmt die Schönheit der Einheimischen in Imeretien und Mingrelien. Der Bewohner des kolchischen Tieflandes sei

körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorwaltend brünett, mit gluthvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem gesichtsoval, feinen, aber markierten Zügen, mässiger Nase (Radde 1874: 58).

Jedoch lassen Schönheit und Eleganz der Einwohnerinnen und Einwohner in den Gebirgen laut Radde nach. „Besonders fällt es auf, dass die Weiber, je höher wir ins Gebirge steigen, umso hässlicher werden“, meint Radde. Diese Veränderung erklärt er damit, dass die Menschen in den Bergen gegen die Natur kämpften und kein einfaches

⁴⁶ Blumenbach unterschied fünf Varietäten, die er als kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malaiische Rassen bezeichnete. In der kaukasischen Rasse sah er die Stammrasse der Menschheit. Die Beschreibung der kaukasischen Rasse beinhaltet auch ein ästhetisches Urteil. Alle ihr zugehörigen Völker haben laut Blumenbach meistens eine weiße Hautfarbe und sind „nach den europäischen Begriffen von Schönheit“ „die bestegebilde[t]sten Menschen“. Bei dieser Behauptung bezog sich Blumenbach auf den Schädel einer Georgierin, die seiner Überzeugung nach die schönste Schädelform hatte (Klatt 2008: 70–101).

⁴⁷ Blumenbachs Rassentypologie orientiert sich an der „geografischen Verbreitung“. Der Wissenschaftler behauptet, die physische Erscheinung des Menschen sei bedingt durch den geografischen Ort („Klima“), die Nahrung und Lebensweise. Das physische Erscheinungsbild des Menschen ändere sich demnach mit dem geografischen Ort. Wenn die Rassenmerkmale unveränderlich wären, müssten diese auch in einer fremden Umwelt unverändert erhalten bleiben (Klatt 2008: 70–101).

Leben mehr führten wie der „schöne Faullenzer“ im Tiefland, wie die Mingrelier (Radde 1874: 58).

Auch auf den Charakter der Einheimischen habe das Klima, so Radde, neben den historischen und sozialen Verhältnissen, einen wesentlichen Einfluss. Für den Zusammenhang zwischen Klima, Kultur und Charakter der Menschen kann auch Johann Gottfried Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784-1791) als Prätext genannt werden. Herder hielt das Klima für den entscheidenden Faktor bei der psychischen und physischen Konstitution der Völker und der Ausprägung eines Volkscharakters:

Endlich die Höhe oder Tiefe eines Erdstrichs, die Beschaffenheit desselben und seiner Produkte, die Speisen und Getränke, die der Mensch genießt, die Lebensweise, der er folgt, die Arbeit, die er verrichtet, Kleidung, gewohnte Stellungen sogar, Vergnügen und Künste, nebst einem Heer anderer Umstände, die in ihrer lebendigen Verbindung viel wirken: alle sie gehören zum Gemälde des vielverändernden Klima (Herder 2017: 261 f.).

„Je dürftiger und karger die Natur, umso arbeitsamer das Individuum“, meint Radde (Radde 1874: 56). Den Mingreliern im kolchischen Tiefland, welche die Natur reichlich beschenkt habe mit „viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven“, unterstellt Radde Müßigkeit und Bedürfnislosigkeit:

Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faullenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer (ebd.: 57).

Mit dieser Aussage bekräftigt Radde das bekannte Stereotyp über „faule“ und „anspruchslose“ Südländerinnen und Südländer.

Je höher man ins Gebirge steige, desto fleißigere Menschen treffe man. Dies liegt laut Radde daran, dass sich „der fleißige Mensch“ Gedanken machen muss, seine Existenz im Angesicht harscher Bedingungen im Winter zu sichern.

Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. [...] Je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zur Hülfe gekommen werden muss, umso besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus (Radde 1874: 58).

Dadurch liefert Radde ein Beispiel für den Einfluss der klimageografischen Stereotype auf die Beurteilung des anderen Landes.

Raddes offenkundige Rezeption anderer Autoren in der Beschreibung der Einheimischen ist ein weiterer Beleg dafür, dass seine Vorstellungen von Georgien vor seinen Reisen ins Land bereits präfiguriert waren. Es lässt sich folgern, dass die Eindrücke in Raddes Reiseberichten nicht nur reflektieren, was er im fremden Land gefunden hat, sondern auch, wonach er gesucht hat.

Radde betont die Relevanz der historischen Perspektive, um die damalige sozialpolitische Situation in den Kaukasusländern zu erklären. Somit könnte Radde in eine Traditionslinie mit Alexander von Humboldt gestellt werden, der bei der Darstellung der Ureinwohner Südamerikas historische und kulturelle Phänomene einbezog und damit Kants Prämisse anerkannte, dass „Erfahrung ohne vorgängige Begriffe nicht möglich sei“ (Brenner 1990: 460). Humboldt zufolge darf man die Einheimischen nicht nur „in ihrem gegenwärtigen Zustande von Geistesversunkenheit und Elend schildern“, sondern muss sich mit den vergangenen Epochen auseinandersetzen, als die „Indianer“ noch „unter der Herrschaft ihrer eigenen Gesetze all ihre eigentümliche Energie entwickeln“ konnten:

Man müsste die hieroglyphischen Gemälde, ihre Bauten von gehauenen Steinen und ihre Bildhauerarbeiten untersuchen, die sich erhalten haben und, wenn sie auch schon noch die Kindheit der Kunst verraten, dennoch auffallende Ähnlichkeiten mit mehreren Denkmälern der Zivilisiertesten Völker zeigen“ (Humboldt 1981: 88).

Aus den Beschreibungen in seinen Werken geht hervor, dass Radde mit der Geschichte Georgiens durchaus vertraut war: So erwähnt er die Sage über Argonauten und das Goldene Vlies, berichtet vom Einfluss Griechenlands und des Römischen Reichs, von der Entwicklung des Christentums und seinem Kampf gegen Zoroastrismus, von Kreuzrittern und vom Goldenen Zeitalter und den Kämpfen gegen den Einfluss des Islams (Radde 1874: 2, 52, 54 f.). Radde beschäftigt sich intensiv mit der Geschichte des Landes und konstatiert, die geografische Lage habe das historische und politische Schicksal Georgiens wesentlich bedingt. Dies sei der Grund dafür, dass das Land fast unaufhörlich unter fremder Herrschaft existieren musste: Das Land habe sich unter dem Einfluss der ständigen Eingriffe von außen in Verbindung mit den inneren Anarchien entwickelt (ebd.: 53 f.). Ein Beispiel hierfür ist Raddes Suche nach sicheren geschichtlichen Nachweisen, wenn er über die Herkunft oder Vergangenheit der Swanen berichtet. Er kennt die antiken Quellen über Georgien und bezieht sich sogar auf den griechischen Geschichtsschreiber Strabon (63 v. - 23 n. Chr.), der relevante Informationen über Georgien seiner Zeit geliefert und auch, wie Radde notiert, das

georgische Bergvolk der Swanen gekannt habe (ebd.: 16). Die Swanen hatten laut Radde die Ehre, von Strabon als „mächtiges“ Volk bezeichnet zu werden (ebd.: 63). Außerdem bezieht sich Radde mehrmals auf den Schweizer Reiseschriftsteller und Historiker Frédéric Dubois du Montpéroux (1798–1850) und sein Werk *Reise um den Kaukasus zu den Tscherkessen und Abchasen, nach Kolchis, Georgien, Armenien und in die Krim* (1842). Radde zitiert Dubois, um seiner Leserschaft einen Überblick über die Zeit voller „Verheerungen, Niedermetzelungen, Revolutionen und unheilvollen Invasionen“ zu verschaffen, die Georgien nach der „glorreichen“ Herrschaft von Königin Tamar (1160-1213) bis Anfang des 19. Jahrhunderts durchmachen musste:

Im Verlaufe von 368 Jahren folgten sich (auf dem Imeretischen Throne) dreissig Könige, verdrängte einer den anderen; sieben davon kommen eines gewaltsamen Todes um, drei sind geblendet, 22 sind entthront, durch wenigstens vierzig Revolutionen werden Könige berufen oder verjagt. Der geblendete Bagrat ist einer von ihnen, er wird achtmal als Herrscher anerkannt und entthront. Davon abgesehen gibt es während eines Jahrhunderts acht Könige mit einer mittleren Regierungszeit von 12 Jahren (Dubois nach Radde 1874: 55).

In *Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern*, in denen Radde seinen Besuch in Swanetien beschreibt, betont er, es habe sich dort innerhalb der letzten 30 Jahre nichts geändert. Insofern seien Dubois‘ Notizen heute noch zutreffend (Radde 1866: 35). Somit werden die Swanen als unveränderliches Volk betrachtet, das mit der Entwicklung des Westens nicht zurechtkommt. Radde geht noch weiter, indem er die Lebenssituation der Swanen zu seiner Zeit mit der im 15. Jahrhundert vergleicht und konstatiert, zum gegenwärtigen Leben der Swanen könne man Aussagen in genau derselben Form und mit demselben Inhalt machen wie zu deren Vergangenheit (ebd.: 81). Bei diesem Vergleich stützt er sich auf den bereits erwähnten Marie Felicité Brosset sowie auf Dimitri Bakradse (1826-1890), den georgischen Gelehrten, der mehrere wirkungsreiche Werke über Geschichte, Archäologie und Ethnografie Georgiens verfasste.

Außerdem finden sich in demselben Reisebericht Hinweise auf zwei weitere Vorläufer Raddes, nämlich auf Heinrich Julius von Klaproth (1783–1835) und Moritz Wagner (1813–1887) (Radde 1866: 18, 20). Es ist anzunehmen, dass ihm auch deren Reiseberichte, *Reise in den Kaukasus und nach Georgien unternommen in den Jahren 1807 und 1808* (1812-1814) von Klaproth und Wagners *Reise nach Colchis und nach den deutschen Colonien jenseits des Kaukasus* (1850), bekannt waren.

Die Bezüge auf verschiedene Prätexte lassen darauf schließen, dass Radde, obgleich er der georgischen Sprache nicht mächtig war, bereits eine vorgeprägte Georgienvision hatte, als er seine Reise in die verschiedenen Gebiete des Landes unternahm.

1.3 Fazit

Obwohl Radde am Anfang seiner *Vier Vorträge* konstatiert, ein „realistisches“ und vorurteilsfreies Bild des Kaukasus entwerfen zu wollen, tritt seine Darstellungsweise der fremden Wirklichkeit deutlich hinter den eigenen Ansprüchen zurück: Raddes Bild Georgiens erweist sich durchaus als von verschiedenen Faktoren prädisponiert.

Auffällig ist vor allem Raddes eurozentrische Wahrnehmungsperspektive: Die Analyse seiner vier Reiseberichte hat gezeigt, dass Radde den fremden Kulturraum explizit mit Asien respektive dem Orient identifiziert und von Europa abgrenzt. Bei der Beurteilung des Fremden dient ihm Europa als Maßstab und Vorbild. Dies offenbart sich in der Verwendung dichotomischer Aussagen über den Orient und den Okzident, wobei das Orientalische negativ und das Okzidentalische positiv bewertet werden.

Weiterhin konnte die Analyse verdeutlichen, dass sich der Autor als Entdeckungsreisender und Ethnologe insbesondere für die Darstellung der Bergbevölkerung Georgiens interessierte. Er richtete seinen Fokus damit vor allem auf diejenigen Gruppen, die vor dem Hintergrund europäischer Normen und Maßstäbe die meisten Unterscheidungsmerkmale und damit einen hohen Fremdheitsgrad offenbarten. Durch die Schilderung besonders spannender, selektiver Ereignisse aus dem Alltagsleben der Bergvölker (wie die Auseinandersetzung im Swanendorf in Kap. 1.2.1) und ausgewählter Gebräuche (wie „Geburt“, „Heirat“ und „Tod“ bei Chewsuren, Kap. 1.2.1) sowie durch die bewusste Wortwahl („unvollendet“, „unveränderlich“, „roh“, „wild“, „unheimlich“) konstruierte er ein Bild der sogenannten „Naturvölker“, das durch eine niedrigere Entwicklungsstufe der Menschheit gekennzeichnet ist. Durch seine Charakterisierung der Bergvölker Georgiens als primitive Vorgänger der zivilisierten Menschen bestärkte Gustav Radde

die eurozentrischen und kolonialen Denkmuster von wilden, unzivilisierten und exotischen Fremden.

Darüber hinaus ließen sich in Raddes Beschreibungen etliche Verallgemeinerungen feststellen, ebenso wie eine Vernachlässigung der damaligen sozialen und politischen Verhältnisse im Land. Er trat der fremden Kultur mit bestimmten klassischen Vorstellungen entgegen und verstärkte Stereotype vom „rückständigen“, „unentwickelten“ Orient, welcher der Zivilisierung bedarf. Die Zivilisierungsmission überließ Radde dem Russischen Kaiserreich, dessen Kolonialpolitik im Kaukasus er ausdrücklich bejahte. Dadurch, dass Radde, Gesandter des Russischen Kaiserreichs und Befürworter der russischen Kolonialpolitik, Georgien in seinen Reiseberichten zur archaischen, rückständigen Gesellschaft erklärte, wurde er indirekt zum ausführenden Organ seines Auftraggebers. Es lag im Interesse des Russischen Kaiserreichs, einerseits die noch unerforschten Gebiete, die ihm nun angehörten, zu erkunden, um diese optimal nutzen zu können, andererseits die kolonisierten Völker zur Rechtfertigung eigener Kolonialpolitik als „zivilisierungsbedürftig“ erscheinen zu lassen.

Trotz seiner Ankündigung zu Beginn seines ersten Vortrags, die in Europa verbreitete romantische Vorstellung vom Kaukasus von der Hand weisen und ein realistisches Bild der Situation in der kaukasischen Region darstellen zu wollen, reduziert Radde im Grunde das Klischee des „romantischen Wilden“ auf den Aspekt der „Wildheit“, wodurch die Notwendigkeit des russischen kolonialen Engagements unvermeidbar erscheint.

Mit seinen Zuschreibungen von Eigenschaften, die für zivilisierte Europäerinnen und Europäer eher fremd sind, stellt Radde die Bevölkerung Georgiens als Exoten dar. Das Bild des exotischen Fremden wird durch Naturschilderungen verstärkt, die Raddes sachliches Erzählen nicht selten unterbrechen. Die Natur Georgiens betrachtet der Reisende einerseits aus der Perspektive des Naturwissenschaftlers, andererseits rezipiert er sie ästhetisch und verfällt in einen schwärmerischen Ton. So spricht er in seinen *Vier Vorträgen* etwa von „malerischen Felsenwänden“ oder „herrlichsten Urwäldern“ (Radde 1878: 10). Allen voran ist er „entzückt durch die grossartigsten Naturscenen“ der kaukasischen Hauptkette (ebd.: IV), mit deren Darstellung er sich

nahezu auf allen acht Seiten seines ersten Vortrags befasst. Raddes Reiseberichte sind keine rein wissenschaftlichen Beschreibungen. Sie bieten in der Tradition der Forschungsreiseberichte des 19. Jahrhunderts nicht nur deskriptive, sondern auch subjektiv geprägte Schilderungen (vgl. Kap. 1.2, erster Teil). Auf Fakten folgen immer wieder narrative Elemente und Naturszenen, wissenschaftliche Erläuterungen gehen in erzählerische Episoden über.

Bei der Analyse wurde zudem erkennbar, dass in Raddes Texten neben kulturellen Denkmustern auch andere Faktoren die Gestaltung des Fremdbildes beeinflusst haben. Vor allem waren dies Prätexte von Raddes Vorgängern, von Ethnologen und Reisenden im Kaukasus, auf die der Autor in seinen Texten oft Bezug nahm und mit denen er sich auch kritisch auseinandersetzte.

Mit Blick auf die Kriterien, die Ansgar Nünning für die Kategorisierung der Reiseberichte verwendet (Kap. 1.3, erster Teil), sind bei naturwissenschaftlichen und ethnologischen Schilderungen von Radde folgende Punkte zentral: Eurozentrische Wahrnehmung; starke Selektion und Akzentuierung besonders spannender Momente bei ethnologischen Beschreibungen, die zur Erweiterung des empirischen Wissens des Russischen Kaiserreichs über seine Kolonien dienen sollten; das Übertragen damaliger stereotypischer Vorstellungen vom Orient auf den Kaukasus.

Bezugnehmend auf die genannten Punkte können Gustav Raddes Reiseberichte als eine Kombination aus dokumentarischem und realistischem Reisebericht nach Nünning angesehen werden, denn es handelt sich einerseits um wissenschaftliche Reiseberichte zum Zweck naturwissenschaftlicher und ethnologischer Forschungen. Andererseits verzichtet der Autor nicht auf persönliche Kommentare. Außerdem weisen Raddes Reiseberichte Zeichen revisionistischer oder intertextuell dialogischer Reiseberichte auf, denn Radde bezieht sich in seinen Texten auf seine Vorgänger, die er nicht nur zitiert, sondern denen er auch widerspricht (vgl. Kap. 1.2.4).

2 Werner von Siemens

2.1 Zum Leben von Werner von Siemens

Werner von Siemens wurde 1816 in Lenthe bei Hannover geboren – zu einer Zeit, in der sich die Welt durch die einsetzende Industrialisierung wie nie zuvor veränderte. Siemens, der sich vor allem für Mathematik und Technik interessierte, konnte sich kein Studium leisten, diente daher lange beim Militär, um dort eine technisch-naturwissenschaftliche Ausbildung zu erhalten. Seine Lebensaufgabe fand er in der Anwendung der Elektrizität und gründete 1847 zusammen mit dem Feinmechaniker Johann Georg Halske und seinem Vetter Johann Georg Siemens ein Telegrafbauunternehmen, aus dem die heutige Siemens AG hervorging (Bähr 2016: 5 f.). *Siemens und Halske* war die erste Firma in Europa, die sich auf den Bau von Telegrafleitungen spezialisierte. In ganz Deutschland baute Siemens in den 1840er-Jahren Unterwasserleitungen und in den 1850er- und 1860er-Jahren wirkte er am Bau mehrerer Unterwasserleitungen zwischen Europa und anderen Kontinenten mit. Die Firma baute eine Telegrafleitung entlang der noch im Bau befindlichen Eisenbahnlinie zwischen St. Petersburg und Moskau und gründete 1855 eine Niederlassung in St. Petersburg. Dank der in Russland erreichten Erfolge wurde Siemens' Firma zu einer der stärksten internationalen Unternehmen der Welt. In den 1850er-Jahren begann die Firma *Siemens und Halske* mit dem Bau der Telegrafleitung im Südkaukasus. Aufgrund der ungünstigen Situation nach dem Krimkrieg (1853–1856) bat die kaukasische Verwaltung 1857 die russische Zentralregierung um Hilfe beim Bau der Telegrafleitungen. Die Leitungen sollten zur Herstellung eines schnellen Kontakts zwischen der Verwaltung und der Armee dienen, deren Einheiten in verschiedenen Regionen stationiert waren. Mit dem Bau wurde die Firma *Siemens und Halske* betraut. So entstanden Telegrafleitungen zwischen Tbilissi und 20 km südwestlich liegender Stadt Kojori, Tbilissi und Poti, Tbilissi und Stavropol, Tbilissi und Baku, zwischen dem Kaukasus und der Türkei (Gelaschwili 2010: 4 ff.).

In der Hauptstadt Georgiens errichteten Werner von Siemens und sein Bruder Carl in den 1860er-Jahren eine Filiale und erwarben ein Kupferbergwerk in Kedabeg (Aserbaidshan) als „Privatgeschäft“ (Bähr 2016: 42). Das beim Bau der Telegrafleitungen eingenommene Kapital investierten die Siemens-Brüder in die Kupfer- und Erdölproduktion im Südkaukasus (Gelaschwili 2010: 19). Von 1868 bis

1870 bauten die Brüder die indoeuropäische Telegrafienlinie, die von London durch die Nordsee bis nach Emden, von Preußen über Polen, Südrussland und den Kaukasus bis nach Teheran verlief und dort an eine bereits bestehende Linie des British India Telegraph Department angeschlossen wurde, die über Karachi weiter nach Kalkutta führte (Bähr 2016: 42 f.). Dank der Telegrafienleitungen in der kaukasischen Region konnte die russische Regierung ihre militärisch-strategischen Positionen im Kaukasus stärken. Aber auch für die Völker des Südkaukasus, darunter die Georgier, hatte der Bau der Telegrafienleitungen positive Folgen: Die Entwicklung von wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen innerhalb der Regionen Georgiens sowie die Beziehungen zu Russland und den europäischen Ländern konnten vorangetrieben werden (ebd.: 7).

Das Besondere an Werner von Siemens war seine Vielseitigkeit. Durch seine Erfindung der Dynamomaschine 1866 zählt er zu den Pionieren eines neuen Zeitalters auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Siemens war ein höchst erfolgreicher Unternehmer, begabter Techniker und Erfinder von Rang. Als einer der ersten Industriellen erkannte er den Zusammenhang zwischen naturwissenschaftlicher Forschung und wirtschaftlicher Entwicklung (Bähr 2016: 5 f.). Im Alter von 74 Jahren verließ Werner von Siemens *Siemens und Halske*. Die darauffolgenden drei Jahre reiste er mit der Familie nach Italien, nach Korfu und in den Kaukasus, wo er unter anderem auf Bärenjagd ging. Daneben beschäftigte er sich intensiv mit dem Verfassen seiner *Lebenserinnerungen*, weshalb er sich mehrfach für längere Zeit in sein Landhaus in Bad Harzburg zurückzog. Siemens starb 1892 in seinem Haus in Charlottenburg. Am Ende seiner Autobiografie zog er folgendes Fazit:

Denn mein Leben war schön, weil es wesentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war, und wenn ich schließlich der Trauer darüber Ausdruck gebe, daß es seinem Ende entgegengeht, so bewegt mich dazu der Schmerz, daß ich von meinen Lieben scheiden muß und daß es mir nicht vergönnt ist, an der vollen Entwicklung des naturwissenschaftlichen Zeitalters erfolgreich weiter zu arbeiten (Bähr 2016: 67).

2.2 Siemens' Ziele und Interessen im Kaukasus und seine *Kaukasusreisen*

Die *Kaukasusreisen* bilden ein Kapitel der *Lebenserinnerungen* von Werner von Siemens, die 1892 in Berlin erschienen sind. Im Jahr 1943 wurde zusätzlich eine Sonderausgabe herausgebracht, die dieser Arbeit zugrunde liegt. Siemens berichtet in *Kaukasusreisen* von seinen drei Besuchen in der Kaukasusregion.

Die Analyse der *Kaukasusreisen* von Werner von Siemens befasst sich zum einen mit der Frage, inwieweit der kaukasische Kulturraum vom Autor als kulturell fremd wahrgenommen wird, und zum anderen, ob auch seine Reiseberichte wesentliche Elemente des im 19. Jahrhundert in Europa verbreiteten Bildes über den Kaukasus bedienen. Für die Analyse der *Kaukasusreisen* ist es relevant, zuvor Siemens' Ziele und Interessen im Kaukasus zu klären.

Siemens unternahm vor allem Geschäftsreisen in die verschiedenen Gebiete des Kaukasus. Seine erste Reise führte ihn Anfang Oktober 1865 nach Kedabeg. Er musste entscheiden, ob sein Unternehmen das Kupferbergwerk in Kedabeg behalten oder aufgeben sollte, weil es viele neue Geldinvestitionen erforderte. Durch diese Reise konnte er sich auch seinen Wunsch erfüllen, die „Urstätten menschlicher Kultur“ sowie die „reichhaltige“ kaukasische Natur, wie er sie von Bodenstedts Beschreibungen kannte, zu erkunden:

Ich zähle diese kaukasische Reise zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Ein stilles Sehnen nach den Urstätten menschlicher Kultur hatte ich stets empfunden, und Bodenstedts glühende Schilderungen der üppigen kaukasischen Natur hatten dieses Sehnen nach dem Kaukasus geleitet und längst den Wunsch in mir rege gemacht, ihn kennenzulernen. Für die Reise sprach noch, daß ich durch den nach so schweren Leiden erfolgten Tod meiner geliebten Frau geistig und körperlich sehr angegriffen war und einer Auffrischung dringend bedurfte (Siemens 1943: 5).

Im September 1868 reiste Siemens zum zweiten Mal in den Kaukasus, auch wieder nach Kedabeg. Außerdem unternahm er mehrere Gebirgstouren in unbetretene Gebiete. Seinen während dieser Reise unternommenen Ausflug zur Cibelda-Festung im Großen Kaukasus schildert er besonders ausführlich. Ziel seiner Unternehmung war, in Cibelda ein Kupfer- und silberhaltiges Erzlager zu erschließen. Danach beschreibt er in seinen Memoiren seinen zweiten Ausflug in den Großen Kaukasus, bei der er eine georgische Fürstenfamilie kennenlernte. Siemens wollte dort ein Erzlager besichtigen, das dieser Familie gehörte. Auf dieser Tour reiste er von Tbilissi

nach Tzarskie-Kolodzy,⁴⁸ wo ein Freund, der in der Tbilisser Filiale der Firma *Siemens und Halske* beschäftigt war, ein Petroleumwerk betrieb. Von dort führte sein Weg in das Weinland Kachetien und von Kachetien wieder zurück nach Kedabeg (Siemens 1943: 38 f.). Bei seiner dritten und letzten Reise in den Kaukasus 1890, ebenfalls im Herbst unternommen, fuhr Siemens gemeinsam mit seiner zweiten Frau und Tochter sowie mit dem Reichstagsabgeordneten Dr. Friedrich Hammacher von Berlin über Odessa auf die Krim. Von der Krim ging es nach Tbilissi weiter, wo sich ihnen sein Bruder Karl anschloss, um gemeinsam nach Kedabeg und dann nach Baku zu reisen. Die Rückreise verlief über St. Petersburg nach Deutschland.

Über die ersten beiden Reisen in den Kaukasus berichtet Siemens besonders detailliert. Seine dritte Reise findet fast zwanzig Jahre nach den ersten beiden Reisen statt, wodurch er Zeuge der Entwicklung in der kaukasischen Region wird. Diese Entwicklung zeigt sich für ihn insbesondere in der Weiterführung des Verkehrswesens.

Aus seiner Reisebeschreibung geht hervor, dass Siemens seine Erinnerungen an die ersten beiden Besuche im Kaukasus kurz vor dem Aufbruch zu seiner dritten Reise aufgeschrieben hat. Alle drei Reisen wurden im Herbst unternommen, sie dürften also ungefähr zwei bis drei Monate gedauert haben.

Werner von Siemens tritt in seiner Reisebeschreibung als kapitalistischer Unternehmer auf, den wirtschaftliche Interessen bewegen. Zudem versteht er sich als Europäer, der Zivilisation in die noch unentwickelte kaukasische Region bringt. Darüber hinaus nimmt er die Rolle eines Reisenden ein, der seine Begeisterung gegenüber den uralten Kulturen und der schönen, unberührten kaukasischen Natur zeigt.

Diese drei Seiten von Siemens schlagen sich in seinen *Kaukasusreisen* nieder und sind eng verbunden mit einem eurozentrischen und kolonialistischen Diskurs.

Die nächsten Kapitel setzen sich mit den drei Rollen von Siemens als Europäer, Unternehmer und begeisterter Reisender im Kaukasus auseinander.

2.2.1 Siemens als zivilisationsbringender Westeuropäer

Siemens verortet die kaukasische Region geografisch deutlich außerhalb Europas (Siemens 1943: 61 f.) und nimmt sie, ähnlich wie Gustav Radde, als asiatischen

⁴⁸ Heute „Dedoplistzqaro“/დედოფლისწყარო genannt. Befindet sich in Ostgeorgien, in der kachetischen Weinregion.

respektive orientalischen Kulturraum wahr. An mehreren Stellen spricht Siemens davon, sich in Asien zu befinden. Die Begriffe Asien und Orient beziehungsweise asiatisch und orientalisches verwendet der Autor als synonyme Bezeichnungen.

Darüber hinaus schreibt Siemens der kaukasischen Region entsprechend der Orientvorstellung im 19. Jahrhundert Merkmale wie Wildheit, Unveränderlichkeit und Irrationalität zu. Diese Zuordnung zu Asien/Orient gibt Siemens des Weiteren die Möglichkeit, sich im Gegensatz zum fremden Kulturraum als zivilisierter Westeuropäer darzustellen.

Siemens' *Kaukasusreisen* liegt eine deutlich ausgeprägte eurozentrische Sichtweise zugrunde: Zivilisierung, (technische) Entwicklung, Wirtschaft stehen für Europa, Armut, Barbarei, Unterentwicklung für den Orient. Europa ist modern, aufgeklärt, fortschrittlich, der Orient hingegen traditionell und bewegungslos. Vor diesem Hintergrund entstehen die Dichotomien fremd/eigen, wild/zivilisiert, irrational/rational, unzivilisiert/zivilisiert, gefährlich/sicher. Somit ist festzuhalten, dass sich der Orientalismuskurs in Siemens' Reisebeschreibungen niederschlägt. Zudem wird der Orient in diesem Diskurs ambivalent präsentiert: Einerseits wirkt er gefährlich, andererseits fasziniert er.

Es muss besonders betont werden, dass trotz der großen Heterogenität der kaukasischen Region Siemens diese aufgrund seiner verallgemeinernden Aussagen in seinen *Kaukasusreisen* als einen einheitlichen Raum betrachtet. Zwar werden Georgien und Armenien aufgrund ihrer orthodoxen Religion und alten Kulturen extra hervorgehoben, werden aber nichtsdestotrotz zu den anderen kaukasischen Völkern hinzugerechnet. Insofern handelt es sich auch um Georgien, wenn Siemens allgemein über den Kaukasus spricht.

2.2.1.1 „Wild“, „unzivilisiert“, „gefährlich“

Indem Siemens die schwierigen Reisebedingungen im Kaukasus betont, charakterisiert er die Region als relativ „wild“ und unzugänglich. Bei dieser Darstellung spielen Aspekte wie „wilde“, „unberührte“ Natur, mangelnde Infrastruktur und dadurch erschwertes Vorankommen bei der Fahrt sowie gefährliche Menschen eine Rolle. Das Kapitel *Kaukasusreisen* bringt Gefahren und Ängste auf Siemens' Reise zur Sprache, die zunächst auf die Wildheit des Naturraums hindeuten. Siemens und seine Begleiter sind einer bedrohlichen Natur ausgeliefert. Dies wird in mehr als einer Episode anschaulich beschrieben. Beispielsweise schildert Siemens

seine erste Fahrt über das Suram-Gebirge⁴⁹ als „sehr beschwerlich“, aber dafür als „außerordentlich romantisch“:

Der Übergang über den Suram war dafür außerordentlich romantisch und bot ganz entzückende Partien. Das Unterholz des Waldes und der Waldblößen besteht hier durchgängig aus Rhododendron und der baumartigen, gelbblühenden Azalie des Kaukasus, beides Pflanzen, die während der Blütezeit einen bezaubernd schönen Anblick gewähren und die Luft mit betäubendem Dufte erfüllen. Denkt man sich dazu schroffe, oft mehrere hundert Meter fast senkrecht aufstrebende Felswände, die vielfach von unten bis oben mit mächtigem, altem Efeu berankt sind, so kann man sich einen Begriff von den Reizen der Landschaft machen (Siemens 1943: 14).

„Beschwerlich“ und sogar auch „gefährlich“ ist die Fahrt zur Cibelda-Festung im Nordkaukasus. Nachdem die Reisenden mit „Mühen und Schrecken“ den Engpass erreicht haben, kommt eine neue Herausforderung auf sie zu:

Von hier ab hörte jeder Weg auf, und es war mir ganz rätselhaft, wie unser Führer in dem prächtigen Urwalde, den wir nun passieren mussten, sich zurechtfinden vermochte. Die Formation des Bodens war auf der folgenden Strecke sehr eigentümliche. Es waren mächtige, von Osten nach Westen verlaufende wellenförmige Erhebungen von vielleicht siebenhundert Fuß Höhe, die wir wiederholt überschreiten mußten. Ihre südlichen Abhänge waren mit herrlichen Bäumen, meist Eichen, Kastanien und Walnußbäumen, bestanden, deren Kronen eine so vollständige Decke bildeten, daß die Plage der Lianen und anderer Schlinggewächse unter ihr nicht zur Entwicklung kommen konnte. [...] Es kostete oft viel Mühe, eine solche Baumleiche die gerade den Weg versperrte, zu umgehen. [...] Der ganze Abhang war trotz seiner Steilheit sumpfig, so daß die Hufe der Pferde in dem zähen Erdreich stecken blieben und wir mehrfach genötigt waren, abzusteigen und unseren Pferden zu helfen (Siemens 1943: 32 f.).

Auch die Fahrt von Poti nach Tbilissi sowohl bei seinem ersten als auch zweitem Aufenthalt in der Kaukasusregion wird als „mit großen Beschwerden verknüpft“ beschrieben (ebd.: 12). Siemens fuhr zunächst mit einem Flussdampfer den Rion hinauf bis Orpiri⁵⁰ und von da an mit einem Wagen nach Kutaissi. Bei seiner dritten Reise hatte er schon die Möglichkeit, von Poti nach Tbilissi bequem mit der Eisenbahn zu fahren, wobei die Fahrt nur einen Tag dauerte (ebd.: 12 ff.). Als besonders schwierig wird auch der Übergang über die Flüsse dargestellt (ebd.: 42). Hinzu kam noch die von klimatischen Bedingungen verursachte Krankheit, welche den Eindruck

⁴⁹ Das Suramgebirge oder Lichi-Gebirge ist ein Gebirgszug in Georgien, das den Großen Kaukasus im Norden mit dem Kleinen Kaukasus im Süden sowie Ostgeorgien mit Westgeorgien verbindet.

⁵⁰ Die beiden Flüsse Rion und Orpiri fließen durch Westgeorgien.

von Gefahr weiter verstärkte. „Leider mußte ich jetzt dem gefährlichen Klima dieses unvergleichlich schönen Landes meinen Tribut zahlen“, schrieb er, als er „von dem gefährlichen klimatischen Fieber der Gegend befallen“ wurde (Siemens 1943: 36). Generell schildert Siemens in seinem Reisetext überwiegend das „Uralte“ und „Ursprüngliche“. Im 19. Jahrhundert war die Landwirtschaft in Georgien relativ gut entwickelt, exportiert wurden – zum Beispiel nach Frankreich – sowohl Weizen und Gerste als auch Mais, Wolle, Buchsbäume, Seide und Wein. Dennoch setzt sich Siemens lediglich mit der „wilden“, „unberührten“ Natur auseinander, die ihm „entzückend“ vorkommt. „Prächtige“ Urwälder, riesengroße Bäume, die „von keiner menschlichen Kultur berührten Landschaften“ ziehen Siemens‘ Aufmerksamkeit auf sich:

Die Bäume hatten ganz gewaltige Dimensionen. Wohl noch nie hatte hier eines Menschen Hand den natürlichen Verlauf des Wachstums beeinflußt, und so standen alte, verdorrte Baumriesen neben üppig grünenden, während Bäume einer jüngeren Generation die am Boden liegenden, wohl durch Stürme gefällten mächtigen Baumstämme beschatteten (Siemens 1943: 32 f.).

Siemens stellt die kaukasischen Landschaften als „unberührten“ Naturraum dar, in dem der Mensch wenig oder gar nicht eingreift. Er kennzeichnet die Natur des Nordkaukasus auch als gefährvoll, wohingegen die Natur des Südkaukasus eher als reichhaltig, aber auch als wuchernd und „wild“ beschrieben wird. Derartige Schilderungen verstärken die Wahrnehmung des Kaukasusgebiets insgesamt als wilden Naturraum.

Siemens‘ *Kaukasusreisen* thematisieren allerdings auch Gefahren und Ängste auf der Reise, die nicht nur auf der Unwirtlichkeit der Natur, sondern auch auf der Wildheit der Einwohner des Kaukasus gründen. Siemens berichtet an mehreren Stellen von Räuberei in der kaukasischen Region. Dass kaukasische Männer Waffen tragen, gehört laut Siemens zu deren Lebensgewohnheiten:

Dieses immer von neuem wieder auftauchende kaukasische Räubertum hat seine tiefere Begründung in den Lebensgewohnheiten und Anschauungen der Bevölkerung eines Landes, in welchem das Waffentragen noch den Stolz des Mannes bildet. Das Räubern wird dort mehr als unerlaubter Sport denn als gemeines Verbrechen betrachtet. Wie Ritter im Mittelalter es mit ihrer Würde für vereinbar hielten, dem Krämer auf der Landstraße seine Waren fortzunehmen und die Bürger der Städte zu brandschatzen, so sehnt sich der kaukasische Tatar danach, als freier Mann auf schnellem Roß durch Wälder und Steppe zu streichen und mit Gewalt zu nehmen, was ihm in den Weg kommt (Siemens 1943: 16).

Eine weitere Episode verstärkt Siemens' Vorstellung vom „wildem“ Kaukasus: Auf dem Weg von „Dalliar“⁵¹ nach Kedabeg erlebten Siemens und seine Begleiter (darunter seine Frau und Tochter) ein „orientalisches Schauspiel“. Die Einheimischen empfingen sie in ihrem kaukasischen Kostüm und mit ihrem Waffenschmuck. Sie machten „die halsbrecherischsten Reiterkunststücke, wobei sie ihre Gewehre abschossen“, sodass das alles mehr den Eindruck „einer kriegerischen Begegnung als den eines friedlichen Empfangs erweckte“ (Siemens 1943: 54 f.).

Die angeführten Episoden verdeutlichen das Bild, das Siemens mit kaukasischen Männern assoziiert: Sie erscheinen gewalttätig und räuberisch. Sie rufen zumindest eine Verunsicherung bei europäischen Reisenden hervor, stellen eher noch eine Bedrohung dar. Zudem handelt es sich um eine Generalisierung, wenn Siemens die Räuberei auf die gesamte Region bezieht und allgemein über das „kaukasische Räubertum“ spricht.

Allerdings zeigt sich in Siemens' kaukasischem Männerbild auch ein gewisser Reiz, den die Kaukasier auf ihn ausüben. Einerseits lehnt Siemens die vorzivilisatorische Wildheit der kaukasischen Männer ab, andererseits bewundert er neidvoll deren starke Männlichkeit, die in der westlichen Welt zu Siemens' Zeit langsam verloren ginge. Die „männliche Würde“ scheint für ihn zum Charakter der Asiaten und Kaukasier zu gehören, die weder durch Gewalt und Wildheit noch durch Armut verblasst. „Der Asiate zeigt trotz Schmutz und Lumpen immer einen gewissen Grad männlicher Würde, der dem Europäer in Lumpen ganz abgeht“, hält Siemens am Ende seiner *Kaukasusreisen* fest (Siemens 1943: 62). Siemens' Betrachtungsweise schwankt zwischen Furcht vor der Gefahr, die von Kaukasiern ausgeht, und Bewunderung, die er ihrem Stolz und ihrer Männlichkeit gegenüber empfindet. Trotzdem stellt er das Reisen in der kaukasischen Region generell als risikoreich dar, verursacht sowohl durch die „wilde“ Natur oder mangelnde Infrastruktur als auch durch gefährliche Einwohner, was zur Konstruktion des Bildes eines „wildem“, „unzivilisierten“ Kulturraums beiträgt.

Die Vorstellung des „Vorzivilisatorischen“ im 19. Jahrhundert kann mit der Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit gleichgesetzt werden, die sich auf einen Mangel an Entwicklung und Fortschritt beziehen. Auch der Vergleich kaukasischer waffentragender Männer mit Rittern im Mittelalter ist ein Beleg dafür, dass für

⁵¹ Gemeint ist die elf Kilometer lange Darialschlucht im nördlichen Georgien an der Grenze zu Russland.

Siemens das Kaukasusgebiet in der Alten Welt verharret, in der Waffentragen und Gewalt noch üblich sind. Siemens klassifiziert den kaukasischen Raum anhand kultureller Praktiken, wie der Art und Weise des Wohnens, der Einrichtung der Wohnräume, der Esskultur und Arbeitsweise, als „noch“ asiatisch/orientalisch (Siemens 1943: 40) und schreibt ihm die Kategorien „Unbeweglichkeit“ und „Unveränderlichkeit“ zu.

Betrachtet man die wenigen vorhandenen Begegnungsszenen mit Einheimischen, ist eine ungleiche, eurozentrische Darstellung zu erkennen. Die Leserinnen und Leser werden auf das „wilde“ Verhalten der Fremden hingewiesen. Beim Besuch einer georgischen Fürstenfamilie in Kachetien bezeichnet Siemens zunächst den Wohnsitz des Gastgebers als „merkwürdig“ und „prähistorisch“:

Merkwürdig war der Stammsitz der Familie, in welchem wir die Nacht zubrachten. Er bestand in einem am Fuße des Gebirges, aber noch in der Ebene gelegenen großen Holzhaus, das auf etwa vier Meter hohen Pfosten aufgebaut war. Eine niedergelassene, bequeme Leiter bot die einzige Möglichkeit, in das Haus zu gelangen. Es war ein richtiger prähistorischer Pfahlbau, dessen System sich in der konservativen kaukasischen Luft bis in unsere Tage erhalten hat (Siemens 1943: 39 f.).

Siemens' Überraschung wird größer, als er sämtliche Funktionen des über zwei Meter großen Tisches im Saal und die Ess- und Trinkkultur der Gastgeber kennenlernt:

Zum Mittagmahle wurde auf ihn längs der Kante ein Teppich von etwa halber Tischbreite gedeckt, auf dem dann Speisen und Brotfladen aufgetragen wurden. Die großen, dünnen Brotfladen dienten nicht nur als Nahrungsmittel, sondern auch als Tischdecke und Serviette, sowie zum Reinigen der Eßgerätschaften. Für uns Fremde wurden Stühle herbeigebracht; als wir uns darauf niedergelassen hatten, sprangen der alte Fürst und nach ihm seine Söhne auf den Tisch und kauerten sich uns gegenüber bei ihren Brottüchern nieder. Mit Messern und Gabeln waren nur wir Gäste versehen, die Fürsten speisten noch echt orientalisch mit den Fingern. Das Essen selbst war äußerst schmackhaft, namentlich das Filet-Schischlick hätte im feinsten Berliner Restaurant Furore gemacht. Während des Mahles kreiste fleißig Kachetinerwein in Büffelhörnern; störend war nur, dass die Sitte verlangte, das gefüllt überreichte Horn zu Ehren jeder Person, deren Gesundheit proponiert wurde, auch auszutrinken. Lange hielten wir nicht auf Massentrinken dressierte Europäer das nicht aus. Eine zweite Bestimmung des großen Tisches im Saale lernten wir zur Nacht kennen; sämtliche Lagerstätten, sowohl für uns wie für die Fürsten, wurden auf ihn hergerichtet (Siemens 1943: 40).

Siemens' unterhaltender Erzählton weist einerseits auf sein Humorgefühl bei der Schilderung einer skurrilen Szenerie hin, andererseits versteckt sich dahinter die

Überheblichkeit eines Europäers gegenüber den Kaukasiern, die „noch echt orientalisches mit den Fingern“ essen. Siemens spricht an dieser Stelle die Rückständigkeit der Gastgeber an.

„Unveränderlichkeit“ und „Unbeweglichkeit“ sind laut Siemens allgemeine Zeichen für die ganze kaukasische Region: Verwundert bemerkt er bei seinem Besuch der schwäbischen Kolonie⁵² Annenfeld in Kedabeg, dass die Schwaben seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, also seit ihrer Auswanderung, die alten Schwaben geblieben seien mit den unverfälschten altschwäbischen Sitten und der Sprache, die sie am Anfang des Jahrhunderts gesprochen hätten:

Es ist überraschend, in diesen schwäbischen Niederlassungen ganz unvermittelt die unverfälschte altschwäbische Sitte und Sprache anzutreffen. [...] Es wurde mir zwar schwer, ihre Sprache zu verstehen, da ich sie noch nicht studiert hatte, wie es jetzt nach zwanzigjähriger Ehe mit einer Schwäbin einigermaßen der Fall ist; ich hörte aber von einem echten Schwaben, daß auch er sie nur mit Mühe verstehe, da es der im Anfange des Jahrhunderts gesprochene und nicht der heutige, durch den Einfluß der Zeit wesentlich veränderte Dialekt sei. Gleich der Sprache, haben die Leute auch alle ihre Sitten und Gebräuche beibehalten, so wie sie bei ihrer Auswanderung bestanden. Sie sind gleichsam versteinert und wehren sich erbittert gegen jede Veränderung (Siemens 1943: 19).

Auch die anderen Kulturen in der Kaukasusregion sind laut Siemens vom Fluss der Zeit befreit. Sie mischen sich nicht untereinander und versuchen sich „rein“ und „ursprünglich“ zu halten. Die russischen Kolonien, die es im 19. Jahrhundert im Kaukasus häufig gab, haben Siemens zufolge nach mehr als einem halben Jahrhundert „Sprache, Glauben und Sitten noch völlig unverändert beibehalten“ (ebd.: 19 f.). Diese „Unveränderlichkeit“ bezieht Siemens auf den gesamten kaukasischen Raum:

Es scheint aber, als ob diese Unveränderlichkeit der Volkssitten und Sprachen eine allgemeine Eigenschaft des Kaukasus sei, der ein wahres Völkermosaik darstellt (ebd.: 19).

An dieser Stelle ist ein Verweis auf das russische Kaukasusbild von Alexander Puschkin möglich. Thomas Grob zufolge ist der Kaukasus für Puschkin „ein wahrer

⁵² 1763 unterschrieb Katharina II. den sogenannten „Kolonistenbrief“, nach welchem Ausländer nach Russland eingeladen wurden, um bei der wirtschaftlichen Entwicklung zu helfen (Krieger, 2017). In Russische Imperium kamen nach und nach überwiegend Schwaben aus Baden-Württemberg, die Napoleons Überfall, politische Unruhen und Hungersnot erlebt hatten. Zudem bewegten sie auch religiöse Gründe: Als Anhänger der protestantischen Reformbewegung Pietismus glaubten sie an die Rückkehr Jesus Christus und wollten sich möglichst in der Nähe von Jerusalem aufhalten, das zu der Zeit vom Osmanischen Reich besetzt war (Lüpke-Schwarz, 2013). In Georgien wurden 1817–1820 acht schwäbische Kolonien gegründet.

romantischer Raum der unverhandelbaren Werte, der weder Kompromisse noch eine Verschmelzung der Positionen erlaubt“. Als Beispiel führt er Puschkins Werk *Der Gefangene im Kaukasus* an, in dem die Liebe einer Tscherkessin zu einem russischen Gefangenen zu keinem glücklichen Ende kommen kann. Der Russe lehnt die Liebe der Tscherkessin ab, denn ihn bindet eine alte, wenn auch unglückliche Liebe. Die neue Liebe kann die alte nicht ersetzen. Auch das Mädchen teilt diese Ansicht. Sie kann ihrerseits nicht auf seinen Vorschlag eingehen, sich anderweitig zu verlieben. Somit handelt es sich hier um ein „Tauschverbot“ (Grob 2012: 55), das keine Veränderung zulässt. Auch Siemens stellt das Kaukasusgebiet, darunter Georgien, als einen kulturellen Raum dar, in dem es seiner Ansicht nach an Fortschritt fehlt, da sich dort über Jahrzehnte nichts verändert hat oder die Veränderungen nur schleppend und mühsam stattfinden. So setzt Siemens den fremden Kulturraum zurück auf eine frühere kulturelle Entwicklungsstufe.

Siemens begründet diese „Unveränderlichkeit“ sowie die feindliche Einstellung der Einheimischen gegenüber der Kulturentwicklung mit ihrer Bedürfnislosigkeit. Dies lässt die einheimische Bevölkerung als passiv, ohne Dynamik und Eigengewicht erscheinen, sodass ihre „Zivilisierung“ nur von außen ermöglicht werden kann.

Die Kaukasier werden in *Kaukasusreisen* als Menschen mit „sehr wenigen Lebensbedürfnissen“ dargestellt. Wie auch schon Bodenstedt (Kap. 3.2.1, erster Teil) und Radde (Kap. 1.2.1), fallen Siemens die in Gruben gebauten und mit einer meterdicken Erdschicht überdeckten Holzhäuser im Kaukasus auf,⁵³ die er mit Maulwurfshügeln vergleicht (Siemens 1943: 22). Das Vorhandensein derartiger Erdhöhlenhäuser bezieht Siemens auf die sehr geringen Lebensbedürfnisse asiatischer Menschen. Das Nichtvorhandensein moderner Wohnhäuser deute davon, dass die Zeit in der Region stehen geblieben sei und dort seit Jahren keine Entwicklung stattgefunden habe. Dies hänge auch mit dem völlig differenten Zeitverständnis der Einheimischen zusammen. Ihr Leben verlaufe ohne jedwede Ruhelosigkeit und Hektik. Sie würden den Raum und die Zeit für unwichtig erachten: „Haben sie sich so viel Geld verdient, um ihren Lebensunterhalt für etliche Wochen gesichert zu haben, so hören sie auf zu arbeiten und ruhen“ (ebd.: 24). Diese Entschleunigung, das entspannte und ambitionslose Leben stimmen nicht mit der Lebensweise eines

⁵³ Es entsteht der Eindruck, dass Siemens die Unterschiede der kaukasischen Völker nivelliert. Oft ist es schwierig nachzuvollziehen, welches kaukasische Land er meint, wenn er beispielsweise über unterirdische Wohnräume im Kaukasus und über Erdhöhlen im östlichen Kaukasus (Siemens 1943: 23) spricht.

Europäers im industriellen Zeitalter überein. So ein Leben zeuge von Irrationalität und widerspreche der europäischen Ratio. Das von Siemens dargestellte Fremde entspricht dem Bild des „hilfs-, rettungs-, ja sogar erlösungsbedürftigen“ Orients im Sinne Edward Saids (Said 2017: 236). Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass sich Siemens später als zivilisationsbringender Europäer darstellt, wenn er Einheimische als Mitarbeiter in seinem Kedabeger-Kupferwerk beschäftigt, sie an Erwerbsarbeit heranführt und dadurch Bedürfnisse schafft, die sich auf eine Verbesserung der sozialen und kulturellen Lebensverhältnisse auswirken. Dies wird in den folgenden Kapiteln verdeutlicht.

2.2.1.2 Eurozentrischer Diskurs bei Siemens

Liebe Frau, Ihr Europäer, seid Egoisten, Ihr verlangt von uns, dass wir uns verändern, das bedeutet, wir werden nicht mehr so sein, wie wir waren oder sind, also dass wir Euch ähneln. Und das tut Ihr, liebe Frau, nicht aus Liebe zu uns, sondern weil es für Euch bequemer sein wird, wenn alle Euch ähneln. Ihr seid viele, wir sind wenige, Ihr wollt uns mit dem gleichen Recht aufschlucken wie das Meer den Tau und der Wal Jungfische. Dann müsst Ihr nicht mehr unsere Sprachen lernen, unsere geographischen Namen merken, unsere komischen Vor- und Nachnamen aussprechen. Es ist Euch lieber, wenn wir alle John, Jan und Hans heißen anstatt Arzakhan, Kegwa und Tarasch (übersetzt von der Verfasserin, Gamsakhurdia 1990: 76).

In der Bewertung der Kaukasier als „bedürfnislos“ und in seiner Bemühung, aus den Einheimischen tüchtige Arbeiter zu machen, zeigt sich Siemens‘ eurozentrische Vorstellung von der Rolle der Arbeit und vom Verhältnis der Arbeit zum Wohlstand. Zudem geht Siemens, Radde ähnlich, davon aus, dass der gegenwärtige Zustand der europäischen Gesellschaft auch als Maßstab für die fremde Gesellschaft zu gelten habe. Siemens‘ Aussagen implizieren, dass sich die kaukasische Region so wie Europa entwickeln und ein den europäischen Ländern gleichstehendes Land werden müsse. Als zivilisationsbringender Europäer bemüht er sich um diese Veränderung. Kedabeg zur Zeit seiner ersten Reise beschreibt er als „paradiesische Wüste“, jedoch ohne Infrastruktur und jegliche Kulturbedingungen, sowie als einen Ort, wo die Einheimischen wie „Troglodyten“ noch in Erdhöhlen wohnten. Laut Siemens hat es der Hüttendirektion viel Mühe gekostet, die asiatischen Arbeiter an Steinhäuser zu gewöhnen. Dazu merkt er an, dass die Verwaltungsangestellten des Werks fast ohne Ausnahme Deutsche und ein kleiner Teil Russen seien (Siemens 1943: 24f.). Die Bezeichnung der Einheimischen in Kedabeg als „Troglodyten“ verweist auf Siemens‘

Überlegenheitsgefühl. Als Europäer, der sich die Zivilisierung der Einheimischen zum Ziel gesetzt habe, sei er stolz darauf, zusammen mit anderen Europäern dazu beigetragen zu haben, die Einwohnerinnen und Einwohner aus ihren Höhlen zu locken: „Als ich drei Jahre später Kedabeg wieder besuchte, fand ich aus der Troglodytenniederlassung bereits eine ganz ansehnliche Ortschaft europäischen Aussehens entstanden“ (Siemens 1943: 25). Um eigene Erfolge zu veranschaulichen, vergleicht Siemens Kedabeg der 1860er-Jahre, zum Zeitpunkt seines ersten Besuchs im Kaukasus, mit dem Kedabeg dreißig Jahre später:

Damals, als ich es zum ersten Male besuchte, war das Aussehen Kedabegs freilich noch ein ganz anderes. Außer dem hölzernen Direktorialgebäude, das sich auf einer dominierenden Höhe dem Auge zeigte, waren nur wenige Hütten- und Verwaltungsgebäude sichtbar. Die Arbeiterwohnungen waren nur durch Rauchstellen an den Bergabhängen kenntlich, denn sie bestanden sämtlich aus Erdhöhlen (ebd.: 21 f.).

Dreißig Jahre später sei die Stadt eine moderne Kulturstätte mit „europäischem Aussehen“, mit Schulen und Straßenbahnen. Diese beschreibt Siemens folgendermaßen:

Gegenwärtig ist der Anblick Kedabegs, wie man ihn empfängt, wenn man aus dem Thale heraufkommend die letzte Berglehne überschritten hat und an einem alten Kirchhofe, der am Wege liegt, vorübergegangen ist, ein sehr überraschender. Es ist das ganz europäische Bild einer romantisch gelegenen, kleinen Fabrikstadt, das sich dem Blicke darbietet, mit gewaltigen Öfen und großen Gebäuden, darunter ein christliches Bethaus, eine Schule und ein europäisch eingerichtetes Wirtshaus; auch eine über einen hohen Viadukt führende Eisenbahn ist vorhanden, welche die ungefähr dreißig Kilometer entfernte Hüttenfiliale Kalakent mit Kedabeg und dem benachbarten Erzberge verbindet. Dieser merkwürdige Anblick einer modernen Kulturstätte mitten in der Wildnis hat Kedabeg förmlich zu einer Wallfahrtsstätte für die Landesbewohner bis tief nach Persien hinein gemacht (Siemens 1943: 21 f.).

Bei der Beurteilung der Lebens- und Verhaltensweise der Einheimischen im Kaukasusgebiet geht Siemens vom eigenen kulturellen Hintergrund aus, ohne den Sinn eines beobachteten Phänomens oder Ereignisses – und damit die Gründe für eine Differenz – nachzuvollziehen. Er stülpt der gesamten heterogenen Region des Kaukasus eine ihr fremde Kultur über und konstituiert ein steriles Kunstprodukt der westlichen Zivilisation: eine heile Miniaturkunstwelt, die nur in den Vorstellungen, aber nicht in der Realität existiert. Darüber hinaus dienen Siemens' eurozentrische Ansichten als Grundlage für kolonialistische Ziele.

2.2.2 Siemens als Unternehmer und seine kolonialen Bestrebungen

Siemens' Handlungen und Bemühungen in der kaukasischen Region lagen selbstverständlich vor allem eigene unternehmerische Interessen zugrunde. Damit eng verbunden waren seine kolonialen Bestrebungen. Als Unternehmer war er einerseits am wirtschaftlichen Erfolg interessiert, andererseits führte seine eurozentrische und koloniale Sichtweise dazu, dass er Russlands Politik im Kaukasus rechtfertigte. Als Unternehmer war Siemens darauf konzentriert, zur Veränderung der Region beizutragen, um die Produktivität seiner Geschäfte in der Region zu steigern. Daher bemühte er sich, zunächst dort entsprechende wirtschaftliche und kulturelle Bedingungen zu schaffen, auch wenn er mit bestimmten Hindernissen zu kämpfen hatte:

Der Bergbau nach modernen Prinzipien wurde von uns mit sehr sanguinischen Erwartungen [...] begonnen. Es zeigte sich aber bald, daß bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden waren und große Geldsummen aufgewendet werden mußten, um einen lohnenden Betrieb des Werkes herbeizuführen. Dies ist auch erklärlich, wenn man sich vorstellt, daß das Werk etwa 600 Kilometer vom Schwarzen Meere entfernt liegt und mit demselben damals weder durch Eisenbahnen noch ordentliche Straßen in Verbindung stand, daß alle für das Bergwerk und die zu erbauende Kupferhütte erforderlichen Materialien bis auf die feuerfesten Steine, die es im Kaukasus noch nicht gab, aus Europa bezogen werden mußten. Und daß für das Leben einer europäischen Kolonie in dieser paradiesischen Wüste, in der Erdhöhlen als menschliche Wohnungen dienten, alle Kulturbedingungen erst zu schaffen waren (Siemens 1943: 4 f.).

Wie bereits erwähnt, sorgte Siemens unter anderem dafür, dass die in seinem Werk beschäftigten Einheimischen ihre Heimstatt aus unterirdischen Höhlenhäusern in überirdische Steinhäuser verlegten:

[...] es hat der Hüttendirektion zu Kedabeg viel Mühe gekostet, die asiatischen Arbeiter an Steinhäuser zu gewöhnen. Als dieses schließlich mit Hilfe der Frauen gelang, war damit denn auch die schwierige Arbeitsfrage gelöst. Da nämlich die Leute dort nur sehr geringe Lebensbedürfnisse haben, so liegt kein Grund für sie vor, viel zu arbeiten (Siemens 1943: 24).

Geschickt bildete Siemens seine Mitarbeiter, die bisher auch mit wenigem Einkommen zufrieden waren und sich durch „mangelnden Arbeitseifer“ auszeichneten, zu tüchtigen Arbeitern aus, die eine stete Arbeit erbrachten. Dies sei ihm dadurch gelungen, dass er gewisse Bedürfnisse in den Einheimischen weckte:

Es gab dagegen nur das eine Mittel, den Leuten Bedürfnisse anzugewöhnen, deren Befriedigung bloß durch dauernde Arbeitsleistung zu ermöglichen war. Die Handhabe dazu bildete der dem weiblichen Geschlechte angeborene Sinn für angenehmes Familienleben und seine leicht zu erweckende Eitelkeit und Putzsucht. Als einige einfache Arbeiterhäuser gebaut und es gelungen war, einige Arbeiterpaare darin einzuquartieren, fanden die Frauen bald gefallen an der größeren Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Wohnungen. Auch den Männern behagte es, daß sie nicht mehr fortwährend Vorkehrungen für die Regensicherheit ihrer Dächer zu treffen brauchten. Es wurde nun weiter dafür gesorgt, daß die Frauen sich allerlei kleine Einrichtungen beschaffen konnten, die das Leben im Hause gemütlicher und sie selbst für ihre Männer anziehender machten. Sie hatten bald Geschmack an Teppichen und Spiegeln gefunden, verbesserten ihre Toilette, kurz sie bekamen Bedürfnisse, für deren Befriedigung nur die Männer sorgen mußten, die sich selbst ganz wohl dabei befanden. Das erregte den Neid der noch in ihren Höhlen wohnenden Frauen, und es dauerte gar nicht lange, so trat ein allgemeiner Zudrang zu den Arbeiterwohnungen ein, der allerdings dazu nötigte, für alle ständigen Arbeiter Häuser zu bauen (Siemens 1943: 24 f.).

Gleichzeitig unterbreitete Siemens Empfehlungen, wie Europa bei seinen kolonialen Bemühungen besser vorgehen könnte:

Ich kann nur dringend raten, bei unseren jetzigen kolonialen Bestrebungen in gleicher Richtung vorzugehen. Der bedürfnislose Mensch ist jeder Kulturentwicklung feindlich. Erst wenn Bedürfnisse in ihm geweckt sind und er an Arbeit für ihre Befriedigung gewöhnt ist, bildet er ein dankbares Objekt für soziale und religiöse Kulturbestrebungen. Mit letzteren zu beginnen, wird immer nur Scheinresultate geben (ebd.: 25).

Durch die Verwirklichung seiner geschäftlichen Pläne in Kedabeg und durch die Schaffung von Arbeitsplätzen trug Siemens zu Veränderungen im Kaukasus bei. Er bemühte sich dabei um die Angleichung der kaukasischen Region an den Westen. Siemens war sehr stolz darauf, eine spezielle Anlage zur Lieferung verschiedener Brennstoffe zum Kedabeger Hüttenwerk zu realisieren, so wie man das im industrialisierten Europa auch kannte:

Ist auch diese, bis in die Details theoretisch und praktisch schon vollständig ausgearbeitete Anlage fertig, so wird im fernen Kaukasus ein Hüttenwerk existieren, das an der Spitze der wissenschaftlichen Technik steht und mit ihrer Hilfe die Ungunst seiner Lage siegreich zu überwinden vermag (Siemens 1943: 27).

Im Grunde handelt es sich um eine typische Herrschaftsbeziehung. Siemens erwartete von der einheimischen Bevölkerung, im Sinne eines Europäers ein wirtschaftliches Interesse nach Bedürfnisbefriedigung zu verfolgen. Er entschied über die Lebensweise

der einheimischen Gesellschaft in erster Linie auf der Grundlage seiner eigenen, wirtschaftlichen wie kolonialen, Interessen. Er bemühte sich dadurch um die Anpassung des kulturell Andersartigen an die europäische Kultur. Eine derartige Haltung beruht auf der Überzeugung von der eigenen kulturellen Höherwertigkeit (vgl. Kap. 3.1.1).

Als wirtschaftlich denkender Unternehmer bemühte sich Siemens, möglichst von jeder Gegebenheit zu profitieren. Neben seiner Begeisterung für die „paradiesisch schöne“ Umgebung (Siemens 1943: 29) dachte er auch an seinen Gewinn. Beispielsweise entdeckte er bei einer Expedition in die kaukasischen Berge wilden Hopfen und schlug dem begleitenden General vor, den Hopfen durch Soldaten ernten und in Deutschland analysieren zu lassen, da ihm der Wert des Hopfens bekannt war:

Seine Umgebung ist paradiesisch schön, vor allem durch ihre Vegetation, deren Üppigkeit jeder Beschreibung trotzt. [...] An den gewaltigen Eichen und Kastanien fiel mir auf, daß sie vielfach, besonders an sonnigen Stellen, eine ganz braune Umhüllung hatten, die kein grünes Blatt mehr an ihnen entdecken ließ. Es war wilder Hopfen, der sie bis zum höchsten Wipfel hinauf bekleidete und ihnen durch seine gerade reifen, großen Dolden die Färbung verlieh. Da ich den großen Wert des Hopfens kannte, schlug ich dem General Heymann nach der Rückkehr vor, diesen Hopfen doch durch seine Soldaten einsammeln zu lassen und zunächst eine Probe nach Deutschland zu schicken (Siemens 1943: 30).

Siemens' „Entdeckungsfreude“ und „Eroberungsgier“ (vgl. Kap. 2.1.4), entspricht einem grundlegenden Verhaltensmuster der westlichen Welt: Es handelt sich um das Prinzip der Ausbeutung der Natur für den eigenen Wohlstand und – damit korrelierend – auch der Ausbeutung des Menschen.

2.2.2.1 Siemens' Einstellung zur russischen Kolonialpolitik

In Kapitel 2.1 des zweiten Teils wurde dargelegt, dass Siemens als Unternehmer mit der russischen Regierung kooperierte und Aufträge von ihr bekam. Aufgrund dieses Bündnisses ist zu beleuchten, wie Siemens die russische Kolonialpolitik in der Kaukasusregion beurteilte.

Russland steht bei Siemens für Kulturentwicklung und für einen generellen Fortschritt in der kaukasischen Region. Jedoch sieht Siemens durchaus auch die eigentlichen wirtschaftlichen Interessen Russlands. Mit dem Blick des Industriellen kalkuliert er

Kosten und Nutzen der Kolonialisierung und betont schließlich den Profit, den das Russische Reich durch Eingriffe in die kaukasische Region erzielen könnte. Als Beispiel dient Siemens der Zugang zum Schwarzen Meer: So habe die russische Regierung dreimal vergeblich versucht, in Poti einen Hafen zu bauen. Ein weiterer Versuch sei durch hohe Baukosten verhindert worden.

[...] diese wiederholten Mißerfolge [illustrieren] doch die für Rußland gegebene Notwendigkeit, den einzigen brauchbaren Hafen der Küste, Batum, zu erwerben, weil daran die Kulturentwicklung des ganzen kaukasischen Besitzes hing. Schon der alleinige Erwerb Batums würde für Rußland ein hinreichendes Äquivalent der Kosten des letzten türkischen Krieges gewesen sein (Siemens 1943: 12).

Siemens bewundert die von den Russen gebauten Straßen, die in den kaukasischen Bergen zur Cibelda-Festung führen. Cibelda blieb laut Siemens länger als andere Orte noch eine Zeit lang unbesiegt, denn die natürliche, uneinnehmbare Festung konnte von einigen Tscherkessen gegen russische Armeen verteidigt werden. Doch die russische Kriegsmacht brach schließlich den Widerstand der Tscherkessen (ebd.: 28 ff.):

Am nächsten Morgen setzten wir mit Sonnenaufgang unseren Ritt fort und näherten uns nun dem Hochgebirge. Dabei hatten wir vielfach Gelegenheit, den kühnen Straßenbau der Russen zu bewundern; es waren da Hindernisse besiegt, die auf den ersten Anblick ganz unübersteiglich erschienen (ebd.: 31).

Darauf folgt eine weitere Beschreibung eines extrem schmalen Pfads, der den einzigen Zugang zur Festung bildet. Dadurch, dass die Reise als hochgefährlich dargestellt wird, erscheint das weitere Handeln der Russen in dieser Region als zwingend notwendig (Siemens 1943: 31 ff.), vor allem weil Gefahr nicht nur aufgrund der wilden Natur und mangelnden Infrastruktur bestehe, sondern auch wegen der Einheimischen. Siemens stellt Russland als Kämpfer gegen die Wildheit und als Sicherheitsstifter dar, sei es in Bezug auf „wilde“ Menschen oder die „wilde“ Natur. Russland ist damit ein Verbündeter des Westens, der auf Augenhöhe für die Zivilisierung der Region kämpft. Russland übernimmt die Mission, die „Wildheit“ und „Räuberei“ im Kaukasus zu beseitigen: „Es ist der russischen Regierung bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, das Räuberunwesen im Kaukasus ganz auszurotten“, bemerkt Siemens (ebd.: 15).

Die geschilderten Episoden zeigen, dass Siemens die russische Kolonialpolitik in der kaukasischen Region nicht infrage stellte. Durch seine Darstellung des kaukasischen Kulturraums größtenteils als „unzivilisiert“ und „wild“ legitimiert er die Rolle des

Russischen Kaiserreichs als Zivilisationsbringer und rechtfertigt ideologisch die koloniale Ausbeutung des Kaukasus. Welch schwerwiegende Folgen die russische Kolonialpolitik in der Kaukasusregion hatte, darüber wird in den *Kaukasusreisen* nicht berichtet (vgl. Kap. 3.1.1).

2.2.3 Siemens als begeisterter Reisender

Kaukasus und Transkaukasien sind urälteste Orte der Menschheit. Mir ist klar, warum die Arche Noah hier strandete, warum die Argonauten hier hinreisten, warum Prometheus das himmlische Feuer des Wissens hierhin brachte (Andrej Belyj,⁵⁴ zitiert nach Pleitgen 2017: 24).

Die kaukasische Region ist für Siemens nicht nur wegen ihrer Bodenschätze und seiner Geschäfte dort anziehend. Auch Siemens' romantische Sehnsucht nach dem Fremden, nach der wilden Natur und alten Kultur schlägt sich in den *Kaukasusreisen* nieder. Vor allem sind es die kaukasischen Berge, die Begeisterung in ihm hervorrufen. Seine Begegnung mit der Natur und Landschaft des Kaukasus schildert Siemens solcherart:

Bei sinkender Sonne erreichten wir endlich ein enges Felsentor, das den Eingang in die eigentliche Naturfestung der Cibelda bildet. Als wir dasselbe passiert hatten, breitete sich vor uns ein Schauspiel von einer solchen Großartigkeit und Schönheit aus, daß es mich im ersten Augenblick fast niederdrückte. Vor uns lag im hellen Abendsonnenglanze der mächtige, bis tief hinunter mit Schnee bedeckte Elbrus (Siemens 1943: 34).

Der Südkaukasus bildet den Ursprung eines Teils der antiken griechischen Welt und verfügt über eine weit zurückreichende Geschichte. In den beiden südkaukasischen Staaten, Armenien und Georgien, wurde das Christentum bereits im 3. Jahrhundert als Staatsreligion übernommen (301 n. Chr. in Armenien und 337 n. Chr. in Georgien), was die Verbindung zur westlichen Kultur festigte. Siemens findet auf seiner Reise viele Hinweise auf diese kulturelle Tradition. Insbesondere unterstreicht er in den *Kaukasusreisen* die Hypothese, der Südkaukasus könne die „Wiege der Menschheit“ sein:

Das Kupferbergwerk Kedabeg ist uralt; es wird sogar behauptet, daß es eins der ältesten Bergwerke sei, aus denen bereits in prähistorischer Zeit Kupfer gewonnen wurde. Dafür spricht schon seine Lage in der Nähe des großen Goktscha-Sees⁵⁵ und des von dem westlichen Ufer desselben aufsteigenden

⁵⁴ Andrej Belyj (1880–1934), russischer Dichter, Theoretiker und Prosaiker des Symbolismus, unternahm mehrere Reisen unter anderem auch in den Kaukasus und hinterließ Reiseberichte.

⁵⁵ Der Goktscha-See oder Sewansee befindet sich in Armenien.

Berges Ararat, einer Gegend, die ja vielfach als die Wiege der Menschheit betrachtet wird (Siemens 1943: 3).

Der Berg Ararat⁵⁶ steht bei Siemens als Sinnbild für die frühe christliche Kulturtradition Armeniens. Zudem assoziiert Siemens die Umgebung von Kedabeg mit dem biblischen Paradies: „Eine Sage erzählt sogar, das schöne Tal des Schamchorflusses,⁵⁷ welches zum Waldrevier des Bergwerks gehört, sei der Ort des biblischen Paradieses gewesen“ (Siemens 1943: 3). Er betont das Alter des Klosters Gelati⁵⁸ in Westgeorgien, das laut ihm als eines der ältesten Klöster des Christentums gelten kann. Der kleine Tempel von Gelati sei besonders berühmt, da er aus einer „uralten“ Zeit entspringe:

Dieser Tempel soll aus einer uralten Zeitperiode stammen, wie man überhaupt das Alter vieler Baureliquien im Kaukasus nicht wie in Europa nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden rechnet. Mag dies auch vielleicht übertrieben sein, so deutet doch alles, was man sieht und hört, darauf hin, daß man sich im Kaukasus auf einem der Ursitze menschlicher Kultur befindet (ebd.: 13).

Darüber hinaus berichtet Siemens über Kachetien, welches er als Ursprungsland der Weinkultur darstellt:

Kachetien gilt als das Umland der Weinkultur, und es finden in dem Hauptorte des Landes uralte Dankfeste statt, die an die römischen Saturnalien erinnern. Hoch und niedrig strömt dann aus ganz Grusinien in dem Festorte zusammen und bringt Gott Bacchus reichliche Trankopfer in Kachetiner Wein, wobei allgemeine Brüderlichkeit herrschen soll (ebd.: 39).

Bemerkenswert ist, dass in den *Kaukasusreisen* die Darstellung des Kaukasus als alter Kulturraum überwiegt, die kulturelle Gegenwart jedoch beinahe ausgeblendet wird. Alleine in Tbilissi berichtet Siemens über einen modernen Stadtteil, der indes überwiegend europäisch sei, mit Menschen europäischer und russischer Abstammung:

Eigentlich besteht Tiflis aus zwei verschiedenen Städten, der oberen europäischen und der unteren, asiatischen Stadt, die beide durch scharfe Grenzen voneinander geschieden sind. Das europäische Tiflis nennt sich gem

⁵⁶ Nach biblischer Überlieferung soll Arche Noah auf dem Berg Ararat gestrandet sein: „Da wich das Wasser von der Erde, allmählich aber stetig. [Nach Ablauf der 150 Tage nahm das Wasser ab.] Und die Arche kam am 17. Tag des siebten Monats zur Ruhe auf den Bergen von Ararat (Genesis 2018: 220). Der Berg Ararat liegt an der türkisch-armenischen Grenze.

⁵⁷ Der Schamchorfluss fließt in Aserbaidschan.

⁵⁸ Die Klosteranlage Gelati befindet sich in Westgeorgien in der Nähe von Kutaissi und wurde im 11. Jahrhundert erbaut. Sie gehört zum Weltkulturerbe der UNESCO. Die ältesten Klöster Georgiens „Schiomgwime“ und „Dschwari“ in Ostgeorgien entstammen dem 6. Jahrhundert.

und mit Stolz ‚das asiatische Paris‘ oder beansprucht doch diesen Ehrentitel unmittelbar hinter Kalkutta. In der Tat sieht es ganz europäisch aus und wird auch überwiegend von Russen und Westeuropäern bewohnt; in diesem Theile liegen die kaiserliche Residenz, das Theater und sämtliche Regierungsgebäude. Die angrenzende Stadt ist dagegen nach Ansehen und Bevölkerung wirklich rein asiatisch (Siemens 1943: 14).

Gleichzeitig romantisiert Siemens den Kaukasus. Er legt den Fokus auf seine Geschichte und wirft einen nostalgischen Blick auf vergangene Zeiten. Einen nostalgischen Eindruck hinterlässt die Passage in den *Kaukasusreisen*, in der Siemens bei seinem dritten Besuch von Tbilissi mit Bedauern berichtet, die Hauptstadt habe mit der Zeit ihren „vornehmen Anstrich“ verloren. Er trauert dem Stadtbild der vergangenen Zeiten nach, das sich seit der russischen Herrschaft gewandelt habe:

[Sie] kann sich heute nicht mehr rühmen, das asiatische Paris zu sein. Die Stadt war früher nicht nur großfürstliche Residenz, sondern auch Sitz des eingeborenen grusinischen Adels, der namentlich im Winter die Tifliser Geselligkeit beherrschte. Das ist jetzt anders geworden. [...] In früheren, kriegerischen Zeiten behaupteten die tapferen, kräftigen Grusiner den schlaun und geschäftsgewandten Armeniern gegenüber ihren Besitz und ihre gesellschaftliche Stellung. Das hörte aber auf, als unter russischer Herrschaft dauernder Friede und geordnete Rechtszustände eingetreten waren. Von der Zeit an stieg das armenische Element unaufhaltsam, und das grusinische mußte weichen. Jetzt ist so ziemlich der ganze städtische Besitz armenisch. Verschwunden sind die stolzen, in Waffenschmuck starrenden Gestalten der Grusiner von den Tifliser Straßen, der Armenier bewohnt ihre Paläste und regiert heute die Stadt (Siemens 1943: 52 f.).

Das Bild der „tapfere[n], kräftigen Grusine[r]“ – wie Siemens Tbilisser Georgier unter Einfluss des Russischen nennt – zeigt ein weiteres Mal Siemens‘ Bewunderung der starken Männlichkeit. Siemens nimmt die Waffen, die die Tbilisser „Grusiner“ tragen, im Gegensatz zu anderen bewaffneten Kaukasiern, nicht als Gefahr wahr, sondern als Schmuck. Er schreibt den Männern keine Gewalt zu und stellt sie nicht als bedrohlich dar, sondern bringt ihnen gegenüber eine gewisse Sympathie zum Ausdruck.

Obwohl sich Siemens auch in der Kaukasusregion um die technische Entwicklung bemüht, liegt ihm die Nähe zur „üppigen“, „unberührten“ Natur am Herzen. Gemeint sind die „wilden“ kaukasischen Landschaften, deren Ursprünglichkeit Siemens ständig betont. Bei seinen ersten beiden Reisen wandert oder reitet er durch das Gebiet. Die Reise auf diese Art und Weise stellt er zwar als gefährlich dar, aber er weiß es auch zu schätzen, dass man die Umgebung dadurch unmittelbarer wahrnimmt. Zudem lasse

das Wandern oder Reiten Raum für romantische Abenteuer. Deswegen bezeichnet er die bequeme Reise mit der Eisenbahn bei seinem dritten Besuch als „Spazierfahrt“ und lässt nur seine ersten beiden Besuche in der Region als „eigentliche“ Reisen gelten:

Mit diesen beiden kaukasischen Reisen betrachte ich meine eigentliche Reisezeit als abgeschlossen, denn die heutigen europäischen Reisen in bequemen Eisenbahnkupee oder Postwagen sind nur Spazierfahrten zu nennen. Auch die dritte Reise zu Kedabeg, zu der ich mich rüste, um Abschied fürs Leben vom Kaukasus zu nehmen, wird kaum noch etwas anderes sein (Siemens 1943: 49).

Siemens empfindet die Entwicklung bequemerer und schnellerer Fortbewegungsmittel einerseits als Entlastung, andererseits erkennt er darin auch das Verschwinden des Authentischen. Hinter seinen Aussagen zum Reisen offenbart sich eine latente Zivilisationskritik im Geiste der Romantik: Die Zivilisation bringt Erleichterung und Bequemlichkeit. Doch im unmittelbaren Erleben des Natürlichen, Urwüchsigen, Ursprünglichen zeigt sich das Wahre: Es ist zwar beschwerlich, aber in der Beschwerlichkeit ist man bei ganz sich selbst und hat die Möglichkeit, Erkenntnisse zu gewinnen.

Bezogen auf die Zivilisationskritik lohnt sich auch ein Blick auf Alexander Puschkin. Katharina Kickinger weist darauf hin, dass Puschkins „Haltung zur von ihm wahrgenommenen Primitivität Kaukasiens“ ambivalent sei. Einerseits assoziiere er den asiatischen Kulturraum mit Armut und Schmutz,⁵⁹ andererseits reagiere er skeptisch auf das Voranschreiten der Zivilisation, wodurch die Ursprünglichkeit und Wildheit zunehmend verdrängt und durch Ordnung ersetzt werde (Kickinger 2013: 51). So äußerte Puschkin beispielsweise in seinen Tagebüchern *Die Reise nach Arzum während des Feldzugs im Jahre 1829* sein Bedauern darüber, dass die natürlichen Bäder der heißen Quellen in Georgievsk, im Nordkaukasus, seit seinem letzten Aufenthalt zu komfortablen Thermalbädern ausgebaut worden seien:

Von Georgievsk machte ich einen Abstecher zu den Quellen von Gorjačie Vody. Hier fand ich große Veränderung vor. Zu meiner Zeit hatten sich die Bäder in elenden, schnell aufgeschlagenen Hütten befunden. Die Quellen, größten Teils im ursprünglichen Zustand belassen, sprudelten, dampften und

⁵⁹ Dazu schrieb Puschkin: „Ich kenne keinen Ausdruck, der sinnvoller wäre als die Worte: Asiatischer Luxus. Diese Wendung entstand, wahrscheinlich, während der Kreuzzüge, als die armen Ritter, die die kahlen Wände und das Eichengestühl ihrer Schlösser verlassen hatten, zum ersten Mal rote Diwane, bunte Teppiche und mit farbigen Steinen eingelegte Dolchgriffe zu Gesicht bekamen. Heute kann man sagen: Asiatische Armut, asiatischer Schweinestall und dgl., aber der Luxus gehört natürlich zu Europa“ (Puschkin 1998: 74f.).

flossen zu verschiedenen Seiten die Berge hinab, weiße und rötliche Spuren hinterlassend. [...] Heute hat man pompöse Badeanstalten und Häuser errichtet. [...] Zugegeben: die Bäder des Kaukasus bieten heute mehr Bequemlichkeit; doch mir tat es leid um ihren ehemaligen wilden Zustand; mir tat es leid um die steilen steinigen Pfade, das Gebüsch und die unumzäunten Abgründe, über die ich einst geklettert war (Puškin 1998: 20f.).

Auch diese Seite von Siemens – als begeisterter Reisender – ist eng verknüpft mit dem eurozentrischen und kolonialistischen Diskurs. Durch die Hervorhebung der „Ursprünglichkeit“ des Kaukasusgebiets betont Siemens einerseits gemeinsame Wurzeln des Südkaukasus und Europas in der griechischen Antike und die Verbindung Georgiens zur westlichen Kultur in Bezug auf das Christentum, andererseits legitimiert er eigene wirtschaftliche und koloniale Interessen dadurch, dass er die Region immer wieder als rückständig charakterisiert. Darüber hinaus nutzt er das Bild des „wilden“ Kaukasus als Vorlage, indem er auf Präfigurationen zurückgreift.

2.2.4 Präfigurationen

Wer über den Orient schreibt (und das gilt sogar schon für Homer), stützt sich stets auf gewisse Vorbilder und Vorkenntnisse (Said 2017: 31).

Einige Textpassagen in den *Kaukasusreisen* zeigen, dass Werner von Siemens mit bestimmten Erwartungen und Vorstellungen in die kaukasische Region gekommen ist. Die bei ihm erkennbaren Präfigurationen verankern das im 19. Jahrhundert vorhandene Bild des „wilden“, „ursprünglichen“ und „romantischen“ Kaukasus. An einer Stelle in seinem Reisetext thematisiert er die Erwartungen, die unter dem Einfluss Friedrich Bodenstedts entstanden sind. „Vielleicht würde ich indes von der Stadt in noch höherem Grade entzückt worden sein, hätte nicht Bodenstedts begeisterte Schilderung meine Erwartungen allzu hoch gespannt“ (Siemens 1943: 11). Und auch seine Sehnsucht nach kaukasischen Landschaften sei „Bodenstedts glühende[n] Schilderungen der üppigen kaukasischen Natur“ geschuldet (ebd.: 5). So kann man davon ausgehen, dass Siemens Bodenstedts Werke kannte und auf seiner Reise im Kaukasus mit einem Fundus überlieferter Vorstellungen und Stereotype ausgestattet war.

Siemens Darstellungen basieren auf seinem Vorwissen. Ähnlich wie Radde, beherrschte auch Siemens die georgische Sprache nicht. Auch er war auf Berichte anderer angewiesen, was sich gleichsam in seinen Darstellungen offenbart. Als

Beispiel ist das „immer von neuem wieder auftauchende kaukasische Räubertum“ (ebd.: 16) zu nennen, das Siemens an mehreren Stellen erwähnt:

Der hohen Temperatur wegen wollten wir unsere Reise von dort am frühen Morgen fortsetzen und bestellten die Pferde zu drei Uhr früh. Der Posthalter widersetzte sich dem aber energisch, da eine Räuberbande die Gegend unsicher machte. [...] Die Tataren der Steppe und der angrenzenden Berglandschaften können trotz harten Strafen nicht davon lassen. Noch jetzt, im Sommer 1890, wo ich mich rüste, mit meiner Frau und jüngsten Tochter eine dritte Reise nach Kedabeg zu machen, erhalte ich Nachricht, daß eine Räuberbande in der Umgegend unseres Bergwerks ihr Unwesen treibe und zu umfassenden Maßregeln gegen sie Veranlassung gegeben habe (Siemens 1943: 15).

Interessant ist, dass Siemens und seine Begleiter kein einziges Mal unmittelbar von einem Überfall betroffen waren, sondern dies nur aus Erzählungen erfuhren, wie vom Posthalter (ebd.: 16), von einem Distriktchef (ebd.: 42) oder von einem Armenier, der ihnen zufällig begegnete und den Siemens zunächst selbst für einen Räuber hielt (ebd.: 17). Auch der Armenier weiß nur vom Hörensagen von den Diebesbanden: „Wie sich bald herausstellte, war es kein Räuber, sondern ein Armenier, der sich von Räubern verfolgt wähnte und Schutz suchend auf uns losgejagt war. [...] Wie es schien, bestand die Räuberbande, die unseren Armenier erschreckt hatte, nur in seiner Einbildung“ (ebd.: 17). Damit wird freilich nicht abgestritten, dass es in manchen Regionen des Kaukasus tatsächlich Überfälle gab, dennoch verdeutlichen die Beispiele, dass Siemens' Wissen über den Kaukasus präformiert war. Er konstruiert das Fremde nach diskursiven Mustern und Motiven. Dies betrifft auch die Episode, die Siemens' Besuch bei einer georgischen Fürstenfamilie beschreibt. Während die Worte der Gastgeber für Siemens und seinen Bruder Otto ins Russische übersetzt wurden, denn die Gastgeber sprachen nur Georgisch, nutzte Otto die Gelegenheit, sich bei seinen Antworten, kleine Scherze zu erlauben:

Unsere deutschen Antworten verstand keiner der Anwesenden, ein Umstand, von dem mein übermütiger Bruder Otto einen etwas gefährlichen Gebrauch machte, indem er die Antwortreden, die ich ihm überließ, zwar mit äußerst verbindlichen Manieren in Stimme, Ton und Bewegungen, aber mit einem die Szene arg parodierenden Inhalte erwiderte, der uns sicher Dolchstöße eingetragen hätte, wenn seine Worte verstanden worden wären und wir uns nicht bemüht hätten, ihnen durch ernstes, hochachtungsvolles Mienenspiel einen guten Schein zu geben (Siemens 1943: 41 f.).

Auch wenn diese Passage in einem scherzhaften Ton wiedergegeben wird, offenbart das Beispiel doch Siemens' Bild der Kaukasier – bewaffnete Männer, die Konflikte impulsiv und auf unzivilisierte Art mit Gewalt lösen.

Festgehalten werden kann, dass die von Siemens in seinen Berichten oft angesprochenen Gefahren nicht auf eigenen schlechten Erfahrungen mit Kaukasiern beruhen, sondern auf seinem Vorwissen, auf überlieferten Stereotypen und Narrativen. Bestätigung finden derartige Vorstellungen wiederum durch virulente Erzählungen der Einheimischen, obwohl deren Wahrheitsgehalt von Siemens selbst bisweilen in Zweifel gezogen wird.

2.3 Fazit

Wie bereits erwähnt, handelt es sich im Fall der *Kaukasusreisen* um einen Abschnitt aus den *Lebenserinnerungen* von Siemens. Als Auslöser für die Niederschrift seiner Erinnerungen nennt Siemens im Vorwort zum einen die Intention, seine „Bestrebungen und Handlungen durch eigene Schilderung festzuhalten, um zu verhindern, daß sie später verkannt oder falsch gedeutet werden“ [...], zum anderen wollte er seiner Leserschaft zeigen, „daß ein junger Mann auch ohne ererbte Mittel und einflußreiche Gönner, ja sogar ohne richtige Vorbildung, allein durch seine eigene Arbeit sich emporschwingen und Nützlichendes leisten kann“ (Siemens 1943a: 3f.).

Siemens berichtet nicht nur über seine Geschäftspläne, -abläufe und die technischen Fortschritte seiner Zeit, sondern er behandelt auch ethnologische und naturwissenschaftliche Themen. Er erzählt von seinen Expeditionen ins Gebirge, an entlegene Orte und von erlebten Abenteuern, zum Beispiel von einer Bärenjagd, die er „zu den besonderen Genüssen“ seiner letzten Kaukasusreise zählt (Siemens 1943: 55). Die heroische Komponente wird in seinen *Kaukasusreisen* besonders betont, wenn er über eigene persönliche Leistungen spricht, wie beispielsweise die Besteigung eines Bergs inmitten des Großen Kaukasus: „Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf diese Weise gleichsam in das Herz des hohen Kaukasus zu gelangen, das wie man uns sagte, noch von keinem Westeuropäer betreten war“ (ebd.: 29). Zudem ist in Siemens' Reisetext oft seine Begeisterung für die unberührte fremde Natur erkennbar, wie in etlichen Beispielen veranschaulicht werden kann. Das alles ermöglicht, die

Kaukasusreisen als Abenteuer- und Entdeckungsreise zu charakterisieren, zumal sie vom Vorbild Alexander von Humboldts geprägt zu sein scheinen.⁶⁰

Des Weiteren kann Siemens' Werk den realistischen Reiseberichten nach Nünning zugeordnet werden. Siemens erzählt im freien Ton vom Verlauf seiner drei Reisen in den Kaukasus, ohne Anspruch auf dokumentarische Exaktheit zu erheben.

Siemens folgt dem Muster des im 19. Jahrhundert verbreiteten Bildes vom Kaukasus und stellt den kaukasischen Kulturraum als fremd dar. Genauso wie Gustav Radde, setzt ihn auch Siemens mit Asien beziehungsweise dem Orient gleich. Durch die Identifizierung des fremden Kulturraums mit dem Orient grenzt er auch den Westen davon ab. Dies betrifft ebenso Georgien, denn Siemens zeichnet ein Bild des Kaukasus als ein einheitliches Land trotz seiner ethnischen, konfessionellen, sprachlichen und kulturellen Heterogenität. Er bedient sich oft verallgemeinernder Ausdrücke, bei denen schwer nachzuvollziehen ist, welches Land gemeint ist. Allerdings wird an einer Stelle auch darauf hingewiesen, dass dieser Raum ein Völkergemisch bildet (Siemens 1943: 53).

Die Zuordnung der Kaukasusregion zum Orient erfolgt durch die Zuschreibung der Aspekte Wildheit, Unveränderlichkeit und Irrationalität. Auf Basis dieser Zuschreibungen entstehen Dichotomien, wie Okzident/Orient, europäisch/asiatisch (orientalisch), modern/unveränderlich, entwickelt/zurückgeblieben.

Siemens ordnet sich selbst der „zivilisierten“ Seite zu und will den fremden Ort, der ihm „unentwickelt“ und „zurückgeblieben“ erscheint, zivilisieren oder zumindest wirtschaftlich dem Westen anpassen. Durch die Darstellung des Kaukasus als „rudimentär“ und „rückständig“ legitimiert Siemens nicht nur seine eigenen wirtschaftlichen Interessen, sondern auch seinen Machtanspruch gegenüber den Einheimischen, die er in seinem Unternehmen beschäftigt. Dabei tritt er, ähnlich wie Radde, auch als Befürworter der russischen Kolonialpolitik auf.

Der gegenwärtigen Zurückgebliebenheit des Kaukasus wird Siemens' Begeisterung für die „uralte“ Kultur entgegengesetzt. Siemens bezeichnet die kaukasische Region

⁶⁰ Peter J. Brenner zufolge wurde die Entwicklung der Reiseberichte (und nicht nur der Forschungsreiseberichte) im 19. Jahrhundert von Humboldts Vorbild stark beeinflusst: „Humboldt hat [...] ein Repertoire von Frage- und Problemstellungen, Blickrichtungen und formalen Darstellungstechniken herausgearbeitet, das im 19. Jahrhundert kaum wieder überboten wurde und auf das sich die Gattung des Reiseberichts explicite oder implicite ständig bezieht“ (Brenner 1990: 466).

einerseits als die „Wiege der Menschheit“, er hält sie für den möglichen Ort des Paradieses und betont ihre Verbindungen zur westlichen Kultur, nimmt sie aber andererseits als das orientalische und somit „unzivilisierte“ Andere wahr. Damit wird die Ambivalenz, wenn nicht Widersprüchlichkeit seines Kaukasusbildes deutlich, denn die westliche Kultur steht ja für die Entwicklung und Zivilisation.

Im Sinne Saids verkörpert der Kaukasus – und somit auch Georgien – den „bekannten Orient“, wonach Siemens strebt wie nach dem Paradies (vgl. Said, Kap. 2.1.3). Sein Wunsch ist es, das Alte, die gemeinsame, kulturelle Tradition, die im Kaukasus wegen der Abtrennung von der westlichen Welt unentwickelt geblieben ist, nach westlichem Modell neu aufzubauen.

3 Arthur Leist und sein Werk

3.1 Zum Leben von Arthur Leist

Arthur Leist kam zu uns als Wissender mit Wissbegier, als ein erschöpfter Europäer, begeistert von der neuen Exotik und Georgien gab ihm mehr, als Exotik eines Südländes einem gewöhnlichen Touristen geben kann (übersetzt von der Verfasserin, Gamsakhurdia, 1922).

Arthur Leist wurde 1852 im preußischen Breslau geboren. Nach dem Gymnasialabschluss studierte er einige Semester auf Wunsch seines Vaters Rechtswissenschaften, jedoch wechselte er dann schnell zur Publizistik und beschäftigte sich mit der Erforschung und Verbreitung der polnischen Kultur. Als er anfang, sich für die georgische und armenische Kultur zu interessieren, arbeitete er bei verschiedenen großen Zeitungen.⁶¹ Später nannte er Georgien in seinem Buch *Das Herz Georgiens* (1963) „das Tor des Westens“, das ihn schon in seiner Jugend anlockte (Leist 1963: 4). Seine Vorliebe galt der Erkundung der Kulturen kleiner Völker, die er Westeuropa näherbringen wollte. Dazu hat auch seine Bekanntschaft mit Friedrich von Bodenstedt beigetragen (Babunashvili/Nozadse 1994: 228), den er einige Male in seinem Reisebericht *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* erwähnt. Bodenstedt lernte er 1881 auf seiner Italienreise kennen. Der Schriftsteller empfahl ihm, „das Rittervolk, das es bis zum 19. Jahrhundert hin geschafft hat“, persönlich zu erleben (Firalishvili 1963: 286 ff.). Im selben Jahr begann Leist, die georgische Sprache zu erlernen, und knüpfte Kontakte mit georgischen Persönlichkeiten, den Führern der georgischen Nationalbewegung im 19. Jahrhundert (Kandelaki 1991: 104). Nach einem Jahr Sprachunterricht konnte er Zeitungsartikel aus der georgischen Presse lesen, die er von seinen neu erworbenen Freunden in Georgien zugesandt bekam (Firalishvili 1963: 290). In den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts schrieb Leist in einem Brief an den georgischen Publizisten Niko Nikoladse,⁶² dass das intellektuelle Leben von Georgiern und Armeniern seine Aufmerksamkeit seit einiger Zeit auf sich gezogen habe und deren Literatur ihn begeistere. Es würde ihm große Zufriedenheit bereiten,

⁶¹ Leist arbeitete bei der russischen Zeitung *St-Peterburger Herolde*, bei der polnischen *Atheneum* und der deutschen *Allgemeinen Zeitung*. Der Letzteren schickte er regelmäßig Artikel über das Leben Polens.

⁶² Niko Nikoladse (1843–1928), georgischer Publizist und Politiker, kämpfte zusammen mit Ilia Tschawtschawadse für die Unabhängigkeit Georgiens und war europaorientiert. Als einer der Gründer der *Georgischen National-Demokratischen Partei* unterschrieb er am 26.05.1918 den Unabhängigkeitsakt Georgiens mit (Verulava, 2009).

georgische und armenische Literatur seinen deutschen Landsleuten vorzustellen. Zur Verwirklichung seines Wunsches bat Leist Nikoladse um Unterstützung (Firalishvili 1963: 289 f.).

Leist besuchte 1884 auf Einladung von Ilia Tschawtschawadse zum ersten Mal Georgien. Er lernte damals bereits seit drei Jahren die georgische Sprache und hatte einige Zeitungsartikel über die Geschichte und Literatur Georgiens veröffentlicht (Sachokia 1984: 76). Nach einem Monat Aufenthalt kehrte er nach Deutschland zurück und brachte sein erstes Buch über das Kaukasusland *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* heraus. 1885 reiste Leist zum zweiten Mal nach Georgien und übersetzte mit Unterstützung georgischer Autoren den georgischen Epos *Der Recke im Tigerfell*.⁶³ Im Jahr 1887 gab er eine Anthologie georgischer Poesie in deutscher Sprache heraus. Bei seinem dritten Besuch 1892 entschied er sich, in Tbilissi sesshaft zu werden und für immer in seiner Wahlheimat zu bleiben, in der er sich aktiv am gesellschaftlichen Leben des Landes beteiligte und die deutsche Sprache an der Universität Tbilissi unterrichtete. Arthur Leist verstarb 1927 mit 75 Jahren und wurde auf dem Ehrenfriedhof Didube-Pantheon in Tbilissi begraben (Kandelaki 1991: 104 f.).

Neben seiner Übersetzertätigkeit bemühte er sich sein Leben lang, die beiden Nationen, Deutschland und Georgien, miteinander in Verbindung zu bringen, und trat ständig als Botschafter der Völkerverständigung auf. Er unterstützte den Aufenthalt georgischer Handwerker in Deutschland zur Verbesserung des Handwerks in ihrer Heimat und die Einreise erfahrener deutscher Handwerker nach Georgien, die ihre Fähigkeiten weitergeben konnten. Leist bot in Georgien Deutschkurse an und gründete die *Gesellschaft für Deutsch-Georgische Freundschaft*. Außerdem half er georgischen Jugendlichen, zu Studienzwecken nach Deutschland zu kommen (Sachokia 1984: 76). Arthur Leist war Mitglied der *Georgisch-Deutschen Kulturellen Gesellschaft*, die zwischen 1918 und 1921 die Vertiefung deutsch-georgischer Beziehungen unterstützte (Margvelashvili, 2017).

⁶³ Shota Rustawelis *Der Recke im Tigerfell* ist ein georgisches Nationalepos aus dem 12./13. Jahrhundert und gehört zum Weltdokumentenerbe. Man könnte es als Sammlung metaphorisch ausgedrückter philosophischer Ideen bezeichnen, gekennzeichnet durch gleichzeitige Einflüsse christlicher und persisch-arabischer Kulturen sowie der antiken griechischen Philosophie. Es wurde in fast alle Weltsprachen übersetzt. Diesem Werk widmete Leist seinen Beitrag *Kulturelle Bedeutung von ‚Der Recke im Tigerfell‘*. Leist sah viele Gemeinsamkeiten zwischen *Der Recke im Tigerfell* und *Parzival* von Wolfram von Eschenbach (Leist 1963: 91). In seinem Reisebericht *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* spricht Leist ausführlich über das Epos. Er nennt es *Mann im Tigerfell*.

Außerdem war er mit Personen des öffentlichen Lebens in Georgien befreundet, unter anderem mit dem bereits erwähnten Ilia Tschawtschawadse, einem der Vordenker der georgischen Nationalbewegung, den er 1884 kennenlernte.⁶⁴ In seinem Buch *Das Herz Georgiens*, welches seine Erinnerungen an Georgien und sein Bild der Einwohnerinnen und Einwohner thematisiert, beschreibt er ganz ausführlich die Persönlichkeit und das Leben von Ilia Tschawtschawadse (Sachokia 1984: 75). Zudem schuf Leist die ersten Nachdichtungen von Werken Tschawtschawadses. Wie im späteren Verlauf der Arbeit sichtbar wird, macht Leists Reisebericht deutlich, dass der Autor die Ideen von Ilia Tschawtschawadse und anderen Mitkämpfern der Nationalbewegung (zum Beispiel auch die von Niko Nikoladse) teilte und befürwortete.

Anders als Gustav Radde und Werner von Siemens hat Arthur Leist weder ein durch einen Auftrag definiertes Forschungsinteresse noch ein wirtschaftliches Interesse an Georgien. Seine Interessen liegen eher in der Kultur, den Menschen und der Natur.

3.2 *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner*

Georgien. Natur, Sitten und Bewohner von Arthur Leist ist 1885 nach Leists erstem Aufenthalt in Georgien in Leipzig erschienen und umfasst sechs Kapitel, die einer thematischen Gliederung unterliegen: *Von Batum nach Tiflis, Tiflis, Auf dem Lande, Mzchet, Kutais* und *Die georgische Literatur*.

Leists Leben in Georgien fällt ungefähr mit der Zeit zusammen, als sich auch Gustav Radde im Land aufhielt.⁶⁵ Leist berichtet sogar an einer Stelle über seinen „Landsmann Dr. Gustav Radde“ und sein Verdienst, das Kaukasische Museum gegründet und eingerichtet zu haben (Leist 1885: 33).

⁶⁴ Ilia Tschawtschawadse galt als Führer im Kampf um gesellschaftliche Erneuerung und nationale Unabhängigkeit Georgiens. Von großer Bedeutung waren dabei die von ihm gegründeten Zeitschriften und Zeitungen, wie die Tageszeitung *Iveria*. Ilia unterstützte wichtige kulturelle Einrichtungen, wie die *Gesellschaft zur Verbreitung der Lese- und Schreibkunde unter den Georgiern*, georgische Schulen und das georgische Theater. 1906 wurde er Mitglied des Staatsrates in St. Petersburg. Das Ziel dieser Mitgliedschaft bestand darin, „die Interessen ganz Georgiens und aller Georgier“ zu verteidigen. Als Patriot und „Separatist“ wurde er einerseits von der russischen Geheimpolizei lange Zeit ins Auge gefasst, andererseits kollidierte er mit konservativen Teilen des georgischen Adels und fand auch bei den immer beliebter werdenden Sozialdemokraten wenig Anklang. Ihm wurde vorgeworfen, als Bankier, Gutsbesitzer und Nationalist den Klassenkampf verhindern zu wollen. Tschawtschawadses Ermordung 1907 ist bis heute nicht aufgeklärt worden (Kossuth 2018: 230 f.).

⁶⁵ Gustav Radde befand sich von 1863 bis 1904 in Georgien, Leist lebte von 1892 bis zu seinem Tod 1927 dort.

Leists Erzählweise ist größtenteils deskriptiv. Die ersten fünf Kapitel sind ethnologisch orientiert.

Im Kapitel *Von Batum bis Tiflis* fährt Arthur Leist mit einem Zug von Batumi in Richtung Hauptstadt und nimmt seine Leserschaft auf diese Reise mit. Er zeichnet ein Bild des für ihn noch fremden Landes, das sich am Ende genauso „bunt“ und „vielfältig“ darstellt wie dessen Natur. Von den Landschaften Georgiens ist er so fasziniert, dass er deren Beschreibung längere Passagen widmet. Poetische Naturschilderungen wechseln sich mit Darstellungen aus der Geschichte Georgiens ab. Das Kapitel *Tiflis* beinhaltet die Beschreibung des Lebens in der Hauptstadt, wobei sich Leist sowohl mit dem äußeren Bild der Stadt befasst als auch in die Häuser der Einheimischen blickt. Das Straßenleben, der Basar, der Gemüse- und Obstmarkt, Einwohnerinnen und Einwohner mit unterschiedlichen Nationalitäten, verschiedene „Straßentypen“, wie Wasser- und Kohlenverkäufer, Lastträger, Arbeiter und Handwerker werden vorgestellt. Den georgischen Frauen widmet er eine eigene Passage.

Der Abschnitt *Auf dem Lande* beginnt mit Leists Reise von der Hauptstadt aus in Richtung des Landesinneren. Zahlreiche autochthone Kirchen und Klöster ziehen unterwegs Leists Aufmerksamkeit auf sich. In diesem Kapitel beschreibt er georgische Bauern und Bäuerinnen und vergleicht sie mit den europäischen.

Im Kapitel *Mzchet*⁶⁶ stellt Leist die alte Hauptstadt Ostgeorgiens und die Bekehrungsgeschichte Georgiens dar. Darauf folgt die Beschreibung der alten Hauptstadt Westgeorgiens Kutaissi.

Das letzte Kapitel widmet sich der georgischen Literatur, Sprache und Schrift.

Während seiner Reise in verschiedene Städte und aufs Land beobachtet Leist das Leben in seiner facettenreichen Vielfalt. Gründlich geht er in seinem Reisebericht auf die Geschichte und Kultur des Landes ein sowie auf das Äußere und den Charakter, die Lebensweise und Sitten der Einheimischen. Außerdem folgen immer wieder Landschaftsbeschreibungen, die einen wesentlichen Teil des Textes ausmachen. Besonders bei den Naturschilderungen bedient sich Leist einer poetischen Sprache. In Leists Reisebericht kommen nicht selten komparatistische Elemente vor. Er vergleicht

⁶⁶ Mzcheta, die alte Hauptstadt Georgiens, liegt nur wenige Kilometer nördlich von Tbilissi an dem Eintritt zweier Flüsse: Mtkwari und Aragwi.

die Georgierinnen und Georgier sowohl mit den benachbarten Armenierinnen und Armeniern als auch mit Menschen aus Europa.

Das in Europa verbreitete Konzept, nach welchem der Kaukasus aus einer Mischung aus Europäischem und Asiatischem besteht (vgl. Kap. 1), spiegelt sich in Leists *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* deutlich wider, deutlicher noch als bei Radde und Siemens. Die Grenze zwischen dem orientalischen Fremden und dem europäischen Vertrauten wird strikter gezogen. Dabei erfolgt diese Differenzierung aus der eurozentrischen Perspektive. Entsprechend nimmt die Analyse des eurozentrischen Diskurses im weiteren Verlauf der Arbeit erneut eine zentrale Rolle ein. Zu den weiteren Aspekten, die für die Analyse der Fremdheitskonstruktionen bei Leist von Belang sind, gehören Exotisierung und Romantisierung.

3.2.1 Eurozentrischer Diskurs

Auch Arthur Leist verortet Georgien beziehungsweise den Kaukasus – wie bereits Radde und Siemens – im Orient. Er sieht sich mit der Koexistenz „zweier einander fremder Elemente“ (Leist 1885: 23) – des Asiatischen und des Europäischen – konfrontiert. Dieser Dichotomie, die sich in Leists Bericht auch als Gegenüberstellung der asiatischen „Verwahrlosung“ und des europäischen „Zivilisiertseins“ niederschlägt, liegt ein eurozentrischer Diskurs zugrunde. Im Rahmen dieses Diskurses spielt das Christentum eine entscheidende Rolle.

Die europäische Wahrnehmungsperspektive kommt bei Leist sehr explizit zum Ausdruck. Auf der ersten Stufe grenzt er das Eigene vom Fremden sprachlich ab: „Europäisches“ wird ausdrücklich vom „Nichteuropäischen“ beziehungsweise „Orientalischen“ unterschieden. Darauf weisen unter anderem folgende Aussagen hin: Die Luft in der Tbilisser Altstadt sei „für den Europäer geradezu unerträglich“ (Leist 1885: 13), „für den Europäer“ habe es „einen noch gewaltigeren Reiz“, wenn Georgierinnen Nationallieder auf dem Klavier spielten (ebd.: 11), georgische Lieder würden einen unangenehmen Eindruck „auf den Europäer“ hinterlassen (ebd.: 27), die Nationalmusik weiche von der europäischen weit ab (ebd.: 26), der georgische Kriegsmarsch rufe „im Europäer eine sonderbare Begeisterung“ hervor, Georgier hätten ihr „europäisches Wesen“ erworben (ebd.: 27). An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass Leist nicht eindeutig benennt, was aus seiner Sicht die europäische Identität ausmacht. Unterschiede zwischen Ländern, Regionen, urbanen und ländlichen Gegenden sind für sein Europabild nicht von Belang. Für sein Bild eines

Europäers steht jedoch nicht der ländlich geprägte Bauer, sondern eher der moderne, urbane Mensch im beginnenden Industriezeitalter.⁶⁷ Das proklamierte Europäische ist also eine generalisierende Konstruktion, die er einsetzt, um sich vom Fremden, das heißt explizit vom Asiatischen beziehungsweise Orientalischen, abzugrenzen.

Auf der zweiten Stufe erfolgen Bewertungen. Aus den Schilderungen Leists geht hervor, dass Europa, also das Eigene, für ihn ein Modell darstellt, an dem Modelle anderer Gesellschaften bemessen und bewertet werden können – eine weitere Gemeinsamkeit mit Radde und Siemens. Die „europäische Zivilisation“⁶⁸ und das „fortschrittliche Leben“ Europas (Leist 1885: 41) gelten für Leist als Wertmesser bei der Einschätzung und Beurteilung des Anderen. Der eigene kulturelle Standard ist sein Orientierungspunkt. Das Christentum ist für Leist die wahre Religion, und der Stand der Technik, Wissenschaft und Bildung in Westeuropa ist als selbstverständliche Norm anzunehmen, an der sich das orientalische Fremde zu orientieren habe.

Auch wenn sich Leists Standpunkt dem von Radde und Siemens sehr stark ähnelt, unterscheidet sich seine Darstellung dennoch von der Darstellungsweise der beiden anderen Autoren. Bei der Betonung der Differenz zwischen dem Asiatischen und Europäischen ist Leist viel radikaler und ausdrückstärker. Das Nebeneinanderbestehen beider „Elemente“ oder „Welten“ steht bei ihm im Zentrum seiner Auseinandersetzung. Dies wird in folgenden Beispielen veranschaulicht.

3.2.1.1 „Armer“ und „unzivilisierter“ Orient versus „elegantes“ und „zivilisiertes“ Europa

Die erste Stadt, die Leist bereist, ist Batumi, deren Beschreibung er mit folgenden Worten beginnt:

Batumi, welches erst seit dem letzten Berliner Traktate⁶⁹ zu Russland gehört, ist ein asiatisches Nest, das zwar schon einigen europäischen Schmuck

⁶⁷ Nur an wenigen Stellen wird über Osteuropäer gesprochen, die Leist mit georgischen Bauern vergleicht und nicht mit Stadtbewohnern. Anscheinend hielt Leist Osteuropa für weniger zivilisiert als Westeuropa. Beispielsweise schreibt er: „Bei solchen Umständen ist natürlich auch die Stellung der georgischen Bäuerin von der ihrer Standesgenossinnen in Osteuropa sehr verschieden, denn seitens der Männer genießt sie eine achtungsvolle Behandlung und versteht es auch sich dieser würdig zu zeigen“ (Leist 1885: 73).

⁶⁸ Den Ausdruck „europäische Zivilisation“ verwendet Leist mehrmals. Er nutzt diese Adjektiv-Nomen-Kombination als Vergleich auf den Seiten 55, 57, 59, 60.

⁶⁹ Die ganze Region um die Schwarzmeerhafenstadt Batumi gehörte 300 Jahre lang zum Osmanischen Reich. Durch die Berliner Konferenz 1878 fiel sie aber an das Russische Kaiserreich und wurde damit wieder ein Teil Georgiens (Boden 2018: 29).

angelegt hat, dessen Gesamtbild aber immer noch den Stempel türkischer Verwahrlosung an sich trägt (Leist 1885: 2).

Die Dichotomie „asiatisches Nest“ und „türkische Verwahrlosung“ auf der einen und „europäischer Schmuck“ auf der anderen Seite kennzeichnet Leists eurozentrische Wahrnehmung, zumal im Gebrauch dieses Gegensatzpaars ein verallgemeinernder Charakter zum Ausdruck kommt. Verstärkt wird diese eurozentrische Haltung durch die weitere Beschreibung mit verunglimpfenden Bemerkungen: „Elende Häuser, einige Moscheen, halb zerlumpte Türken und Griechen und mitunter ein phantomartig verschleiertes Weib sind übrigens alles, was Batumi an orientalischen Bildern bietet“ (ebd.: 3).

Die von Leist postulierten zivilisatorischen Ansätze in der Stadt sind aus seiner Sicht dem Umstand geschuldet, dass Batumi erst seit 1878, das heißt sechs Jahre vor seiner Reise, zum Russischen Kaiserreich gehört: „Die geringe Zivilisation, die hier seit den paar Jahren Wurzel geschlagen, scheint übrigens nicht schlecht fortzukommen, denn Batumi hat heute schon seine erträglich bequemen Hotels, einige Läden und einen hölzernen Bahnhof“ (Leist 1885: 2). Als ein weiteres Zeichen des Ansatzes der „europäischen Zivilisation“ sieht er den Handel mit Petroleum, denn Batumi sei dafür ein wichtiger Exportort, und das rieche man überall. Jedoch sei die Stadt von einem wirklichen Aufschwung aus europäischer Sicht weit entfernt (ebd.: 2 f.).

Diese Gegenüberstellung von Europäischem und Orientalischem ist besonders gut in Leists Schilderungen der Hauptstadt Tbilissi zu beobachten, sei es in der Architektur, Bekleidung der Einwohnerinnen und Einwohner oder ihrem Lebensstil. Tbilissi zeichnet sich für Leist besonders stark durch seine ausgeprägten Kontraste aus, wo nicht nur das Straßenleben, sondern auch das Äußere der Gebäude einen zweifachen Charakter besitzen (ebd.: 23). Dabei wird das Asiatische vorwiegend negativ und das Europäische positiv bewertet, mal unterschwellig und mal explizit.

Ähnlich wie in Batumi, ist Leist von der als asiatisch bezeichneten Altstadt in Tbilissi nicht angetan, genauso wie andere Europäer seiner Überzeugung nach selten diese Gegend besuchen würden, denn die Häuser seien dort sehr alt, Straßen und Gassen „erbärmlich krumm“, dort herrsche „wirklich noch Asien in seiner bunten, mannigfaltigen, aber auch widerwärtigen Sonderheit“. Ein derartiges Bild entspreche nicht den Vorstellungen über den Lebensstandard eines Europäers. Deswegen würde sich ein Europäer nur dorthin begeben, um seine Neugierde zu befriedigen, schließt Leist. Hinzu kommt, dass „dank der grossen Enge der Strassen und Häuser, die noch

dazu von einer zahlreichen, überwiegend armen Menschenmenge bewohnt werden“, die Luft in der Altstadt „äußerst ungesund und für den Europäer geradezu unerträglich“ sei (Leist 1885: 11 f.).

Leists Schilderungen basieren zumeist nicht auf unvoreingenommenen Beobachtungen. Aus seinen Darstellungen geht hervor, dass er mit bestimmten Vorstellungen ins Land gereist ist. Im Straßenleben der asiatischen Altstadt erwartet und findet er „natürlich mehr Eigentümlichkeiten“ als auf den Straßen des europäischen Stadtteils, wo schon „Sitte und Tracht des Abendlandes vorherrschen“. Darauf folgen Verallgemeinerungen, wie: „Wie überall im Oriente wohnt man auch hier mehr draussen als in den Häusern“ (ebd.: 13).

Auch die Inneneinrichtung der Wohnungen findet Leist „ärmlich“ und „nicht elegant“:

Die Häuser der Landgutsbesitzer waren grösstenteils nicht nur bescheiden, sondern sogar ärmlich eingerichtet und von Luxus war hier nur selten die Rede, denn es herrschte in ihnen die dem Orient eigene Leere und Teppiche und Sofas waren oft die einzigen Möbel. War der Gutsbesitzer wohlhabend, so besass er zwar viele Silbergefässe, Kleinode, kostbare Waffen und Teppiche, aber ausserdem nichts, was seiner Wohnung ein elegantes Aussehen verliehen hätte (Leist 1885: 54).

Das aus Leists Sicht Elegante taucht sowohl in den Wohnungen als auch in den Straßen des europäischen Stadtteils auf.

Einen deutlichen Kontrast zu den „alten“, „elenden“ asiatischen Stadtteilen bilden Leist folgend „moderne“ Stadtteile von Tbilissi, wobei für ihn schon im Vorhinein ohne Zweifel feststeht, dass „Eleganz“, „Schmuck“ und „Modernität“ Europa bedeuten, „Elend“ und „Schmutz“ den „unzivilisierten“ Orient. Im europäischen Teil von Tbilissi sind Häuser und Paläste für Leist „geschmackvoll“ und „elegant“ (ebd.: 10) und überschatten georgische Gebäude. Sie seien wie „Oasen im Tifliser Labyrinth“:

Neben den alten georgischen Palästen stehen heute im europäischen Stadtteile schon zahlreiche im europäischen Style gebaute Häuser, die jene durch ihre Eleganz teilweise verdunkeln. Dasselbe betrifft die öffentlichen Lokale, deren beste nach europäischem Muster eingerichtet sind. Hier kann man oft ganz und gar vergessen, dass man sich im Morgenlande befindet (ebd.: 3).

Europäische „Eleganz“ findet Leist auch im Vergnügungspark Muschtaid,⁷⁰ wo er „die schöne Welt“ von Tbilissi mit Freude beobachtet. Dort scheint indes das Europäische

⁷⁰ Der Muschtaid-Park wurde in den 1830er-Jahren von Mir-Fatah-Agha Said Tawriz in der Hauptstadt Georgiens gebaut. Mir-Fatah-Agha war ein „Mujtahid“, Religionsführer der iranischen Schiiten, der aus

harmonisch mit dem Orientalischen zu koexistieren. Unter den Leuten aus der ganzen Kaukasusregion sieht man dort auch junge Menschen mit „ritterlichem Aussehen“ und neben verschleierten Frauen auch europäisch gekleidete:

In diesem schattigen Parke versammelt sich jeden Abend die schöne Welt von Tiflis, durch die Alleen rollen Wagen dahin, Reiter und Reiterinnen sprengen vorüber und überall wogt eine dichte, bunte Menge von Spaziergängern. Es zeigen sich da alle Trachten des Kaukasus und Schmucke, junge Leute von ritterlichem Aussehen schlendern an den langen Bänkenreihen entlang, wo die schönen, schüchternen Töchter Georgiens fast regungslos dasitzen. Viele von Ihnen tragen weiße Schleier, andere sind wieder ganz europäisch gekleidet und unter dem Strohhute, der die üppigen Zöpfe sehen lässt, blitzen die grossen, schwarzen Augen hervor (Leist 1885: 25).

Die Beschreibung des Muschtaid-Parks könnte genauso gut auf einen Vergnügungspark in Wien oder Budapest im 19. Jahrhundert zutreffen. Diese Darstellung verstärkt den Eindruck, dass Leist die Situation im Muschtaid-Park eher als europäisch erscheint, allerdings mit orientalischen Elementen (verschleierte Frauen). Derartige Beschreibungen deuten auf ein romantisiertes Bild des Fremden.

dem Iran geflüchtet war und zusammen mit seiner georgischen Ehefrau in Tbilissi lebte. Der Garten gehörte seit 1853 dem Staat, der dort regelmäßig Ausstellungen und Theaterstücke veranstaltete. Zudem war er für Spaziergänge und als Versammlungsort geeignet. Darüber hinaus fand im 19. Jahrhundert dort der Empfang hochrangiger Gäste statt. 1887 wurde mitten im Garten die kaukasische Seidenraupenzuchtstation gegründet. Heute existiert sie als *Staatliches Georgisches Seidenmuseum* weiter. 1953 wurde im Muschtaid-Park eine der ersten Kindereisenbahnen der Welt errichtet, die heute noch in Betrieb ist. Arthur Leist beschreibt den Park folgendermaßen: „Muschtaid heisst ein sehr umfangreicher und schöner Park, welcher in der Nähe des Kurflusses liegt und von zahlreichen Alleen und Wegen für Wagen und Fussgänger durchschnitten wird. Alle Alleen sind mit prachtvollen Bäumen besetzt und haben ausserdem zu beiden Seiten lebende Zäune von wilden Rosen oder anderen Sträuchern. Die für Fussgänger bestimmten Wege sind mit üppigen Weinlauben umwölbt, deren Ranken schon im Juni im grünen Traubenschmucke prangen“ (Leist 1885: 24 f.).



Abb. 3: Das Restaurant im Park Muschtaid im 19. Jahrhundert:
<https://burusi.wordpress.com/2009/08/14/mushtai/>

Die Verbindung des „modernen“ Europäischen mit einigen (wenigen) orientalischen Elementen oder Attributen honoriert Leist auch in Tbilisser Wohnungen. Die Wohnungseinrichtung reicher Leute empfindet er nämlich als geschmackvoll, da sie aus einer Mischung aus europäischen und nur wenigen orientalischen beziehungsweise asiatischen Möbelstücken bestehe:

Im Übrigen zeichnet sich die Zimmereinrichtung in den Wohnungen wohlhabender Leute durch guten Geschmack aus und die Mischung europäischer und orientalischer Möbel nimmt sich im Ganzen ziemlich gut aus. Ausser niedrigen Sophas, Teppichen und anderen Kleinigkeiten findet man hier auch wenig, was an Asien erinnerte (Leist 1885: 24).

Obwohl Leist Georgien räumlich nach Asien verortet, betont er die Prägungen sowohl von asiatischer als auch von europäischer Seite ständig. Jahrhundertlang habe sich Georgien mit der „asiatischen Barbarei“ (ebd.: 92) auseinandersetzen müssen, gleichzeitig seien Einflüsse aus Europa ins Land gelangt, vor allem in christlicher, wissenschaftlicher und kultureller Hinsicht, was dem Land ermöglicht habe, die dort verbreitete „Wildheit“ abzuschaffen, folgert Leist. Die georgische Nation habe der orthodoxen Kirche ihre „Aufklärung“ zu verdanken. Selbstverständlich sei allerdings diese „Aufklärung“ aus Griechenland gekommen:

Die Geschichte und das Schicksal der Kirche waren in der Kulturentwicklung der Georgier höchst bedeutungsvolle Faktoren, da sie lange Zeit die einzige Institution war, von welcher sich die Strahlen der Aufklärung über die Nation verbreiteten. Diese Aufklärung war natürlich fast durchweg griechisch, denn aus Griechenland und Byzanz kamen ohne Unterbrechung neue Scharen von Geistlichen nach Georgien und ihrem Einflusse hatten Bewohner zu verdanken, dass sie in verhältnismässig kurzer Zeit ihre ursprüngliche Barbarei abstreiften (Leist 1885: 49).

Radde und Siemens sehen vor allem im Russischen Kaiserreich die Macht, die positive Einflüsse auf die Entwicklung Georgiens auszuüben vermag. Wenn aber Leist an bestimmten Stellen in Georgien eine „Entwicklung“ sieht, deutet er diese als unmittelbares Verdienst Europas, unabhängig davon, ob es die Vergangenheit oder die Gegenwart berührt. Er erkennt zwar an, dass das Land selbst „eine alte Kultur“ besitze, betont aber den Einfluss Europas auf die Erfolge in der Entwicklung Georgiens. Georgiens Eigenverdienst hinsichtlich dieser Frage wird in diesem Zusammenhang vernachlässigt respektive ignoriert.

Auch gegenwärtig entwickelt sich laut Leist Georgien hin zum Europäischen. Die Georgier arbeiten „an ihrer eigenen Entwicklung und streben darnach, ein den Völkern Europas ebenbürtiges Volk zu werden“ (Leist 1885: 49). Man darf daraus folgern, dass Georgien eine den europäischen Völkern entsprechende Entwicklungsstufe in politisch administrativen und wissenschaftlich technischen Bereichen anstreben sollte. Dieses Beispiel verdeutlicht erneut, dass für Leist die „moderne“ europäische Welt als Norm gilt, nach der sich nichteuropäische Länder richten sollten. Dabei sind die Begriffe „Fortschritt“ und „Kulturvolk“ eurozentrisch geprägt. Die einzig denkbare Zukunft Georgiens scheint Leist in seiner fortschreitenden Verwestlichung zu sehen. Das dies unter Wahrung der eigenen nationalen Identität zustande kommen sollte, wird an einer anderen Stelle verdeutlicht (Kap. 3.2.2, zweiter Teil).

3.2.1.2 „Importierte Zivilisation“ und die zwei Seiten der georgischen Gesellschaft

Das Aufeinandertreffen des Europäischen und Asiatischen spiegelt sich laut Leist nicht nur in der Architektur und Einrichtung der Wohnungen oder in der Bekleidung der Bevölkerung wider. Die gesamte georgische Gesellschaft sei gekennzeichnet durch eine Mischung von Altem (Asiatischem) und Neuem (Europäischem), sie bezeige einen ambivalenten Charakter. Diese Ambivalenz zeigt sich nach Leist auch bei ein und derselben Person in unterschiedlichen Kulturformen.

Die Surna spielt unter anderen auch den georgischen Kriegsmarsch, der mit seiner geräuschvollen, wild dahinbrausenden Melodie alle hinreißt und selbst im Europäer eine sonderbare Begeisterung hervorruft. Beim Klange desselben streift jeder Georgier sein erworbenes europäisches Wesen ab und wird für eine Weile zum ungestümen, von Mut beseelten Sohne Asiens. In solchen Augenblicken blitzen Dolche, Schüsse krachen und es erklingen laute, leidenschaftlich hinreißende Lieder (Leist 1885: 27).

So wie dieser Tänzer verkörpert auch die georgische Gesellschaft für Leist zwei Seiten: das Asiatische, traditionell und alt, sowie das Europäische, modern und neu, allerdings auch „erworben“. Im Sinne Leists könnte man sagen, dass das „Wesen“, die „Natur“ oder der „Charakter“ des Georgiers asiatisch ist. Das Europäische hingegen ist das Ergebnis eines Zivilisations- beziehungsweise Sozialisationsprozesses.

Zum europäischen Teil gehören nach Leist die Mitglieder der Gesellschaft, die er „Anhänger des Fortschritts“ nennt. Die Angehörigen des asiatischen Teils sind demnach Anhänger des „Althergebrachten“ (ebd.: 58).

Laut Leist sind die Letzteren noch in „Unwissenheit und mittelalterlichen Stillstand versunken“ (ebd.: 56). Sie seien konservativ, da sie wenig vom Fortschritt, von der europäischen Zivilisation und Kultur verstünden und allem Europäischen mit Misstrauen begegneten. Sie beharrten auf dem Alten:

In der weiten Provinz wohnen nämlich noch zahlreiche eifrige Konservatisten, die fest am Althergebrachten hängen und wenig oder gar keinen Anteil an der fortschrittlichen Bewegung nehmen. Dabei mangelt es auch dem Durchschnittsgeorgier an Ausdauer und dieser Umstand trägt wenig zur Förderung des Fortschrittes bei. Lebhaftige Einbildungskraft und ein gewisses Misstrauen gegen die europäische Zivilisation scheinen wiederum die Masse des Volkes noch an dem Zauber der alten, heimischen Zustände zu fesseln und der ihrem Temperamente nicht in allem zusagenden modernen Kultur fern zu halten (Leist 1885: 59).

Besonders Bauersleute würden das Alte, Traditionelle nicht loslassen können:

Schon das äusserliche Aussehen eines georgischen Dorfes zeigt, wie hartnäckig seine Bewohner noch an der althergebrachten Lebensweise festhalten. Strassen giebt es im georgischen Dorfe fast gar nicht und die Hütten oder Wirtschaftsgebäude, wenn man die elenden Schuppen so nennen darf, liegen im ganzen Dorfe zerstreut, so dass man nirgends ein Gehöft oder einen Garten wahrnimmt (ebd.: 71).

Demgegenüber sei der andere Teil der Gesellschaft, die oben erwähnten „Anhänger des Fortschritts“, aufgewacht. Laut Leist sind dies „die zum modernen Leben

bekehrten Ritter“, die der von Europa durch Russland „importierten europäischen Zivilisation“ mit Begeisterung begegneten (ebd.: 55).

Die Bezeichnung der Georgier zum wiederholten Male als „Ritter“ und der Bezug auf die Ritterlichkeit, eine Tugend, die in feudalen Strukturen und im Mittelalter beheimatet ist, deuten einerseits auf Leists Sympathie für die Einheimischen und auf die Einflüsse Europas hin, andererseits zeugen sie davon, dass er die georgische Gesellschaft für „im Mittelalter versunken“ ansieht, die sich langsam dem modernen Leben öffnet (Leist 1885: 55).

Den Unterschied zwischen diesen beiden Seiten der Gesellschaft verdeutlicht Leist sehr gut am Beispiel der Einführung der ersten Zeitungen und periodischen Blätter aus Europa. Diese wurden von einem Teil der Gesellschaft mit Freude, vom anderen mit „Erstaunen und Befremden“ aufgenommen, „denn was konnten den am Althergebrachten festhaltenden Georgier die Angelegenheiten der Aussenwelt beschäftigen“? Diese Neuerungen erlebten heftigen Widerstand und bestanden nur „dank der Willenskraft und Opferwilligkeit ihrer Gründer den Kampf ums Dasein“ (ebd.: 57).

Leist zufolge befindet sich die georgische Nation „in einer Übergangsphase“ (ebd.: 57 f.): vom Asiatischen ins Europäische, von Unordnung in die Ordnung, von Altem ins Neue. Sie nähert sich immer mehr dem europäischen Modell an. Darüber hinaus ist Leist davon überzeugt, die Kluft zwischen den „Anhängern des Fortschritts und denen des Althergebrachten“ sei nicht so groß, dass diese unüberwindbar wäre (ebd.: 58).

Leist befürwortet das Streben von „Anhängern des Fortschritts“, ein den Völkern Europas „ebenbürtiges Kulturvolk“ zu werden (ebd.: 48), und beendet seinen Bericht mit der Hoffnung, dass das georgische Volk mit der Zeit dieses Ziel erreichen und gleichwertig unter den Kulturvölkern Europas stehen werde (ebd.: 85).

3.2.1.3 Christliche und islamische Welt

Leists eurozentrischer Diskurs wird durch seine christozentrische Ideologie gefestigt. Der Reisende zeigt sich überrascht über die Anzahl der Kirchen in Georgien:

In ganz Westeuropa findet man zahlreiche, auf schwer zugänglichen Felsen und Bergen erbaute Ritterburgen, aber nirgends wird man einer solchen Anzahl auf ähnlichen Höhen aufgeführter Kirchen und Klöster begegnen wie in Georgien, denn nirgends, Ungarn vielleicht ausgenommen, war die

christliche Religion Jahrhunderte lang so bedroht wie in diesem Lande (Leist 1885: 62).

Bedroht wurde das Christentum in Georgien von islamischen Nachbarländern. In *Georgiens Herz* nennt Leist das südkaukasische Land „eine Insel in der islamischen Welt, die sich aber durch seinen Geist, seine Sitten und Religion auszeichnete, obwohl sie an der Grenze Asiens lag“ (Leist 1963: 97). Dieses Zitat offenbart Leists Einstellung: Er differenziert in christlich versus muslimisch („mahomedanisch“⁷¹), wobei seine Sympathie für die christliche Welt offen zu Tage tritt. Edward Saids These vom islamischen Orient als dem negativen Anderen lässt sich auch auf die Darstellung der muslimischen Kaukasusvölker bei Leist übertragen.⁷² Dies kann mit folgenden Beispielen belegt werden:

In seiner Darstellung der Geschichte Georgiens fokussiert sich Leist darauf zu verdeutlichen, wie sehr sich Georgien bemühte, seine Religion im Kampf gegen islamische Nachbarn beizubehalten und eine Beziehung zur christlichen Welt aufzubauen. Bezeichnet Leist Georgier als besonders tolerant, werden „Mahomedaner“ als das Gegenteil dargestellt. Interessant ist, dass Leist an dieser Stelle, genauso wie Radde, alle Georgier allgemein für Christen hält, und sie nicht mit anderen Nationalitäten vergleicht, sondern mit Vertretern einer anderen Konfession, obwohl ihm die religiöse Vielfalt im Lande bewusst ist. Das Christentum sei im Laufe der Geschichte Georgiens mehrmals bedroht gewesen (Leist 1885: 79), wobei die islamischen Eroberer mit „wandalischer Wut“ immer alles vernichtet hätten (ebd.: 104):

Trotz religiöser Unterschiede zeichnete sich Georgien immer durch seine beispielhafte religiöse Toleranz aus. Georgien hat fast niemanden aus religiösen Gründen verfolgt. Offenherzigkeit, Respektieren von Sitten und der Religion anderer waren immer eine Eigenschaft der Georgier, was Persern, Arabern und Osmanen gefehlt hat. Deswegen musste das georgische Volk jahrhundertlang kämpfen und seine Identität verteidigen (ebd.: 97).

In dieser asymmetrischen Gegenüberstellung von „tolerantem“, gewaltfreiem Christentum und „intolerantem“, „bedrohlichem“ Islam offenbart sich Leists christozentrische Betrachtungsweise, die der von Radde gleichkommt. Siemens äußert sich zu diesem Thema nicht.

⁷¹ Leist schreibt „Mahomed“ statt Mohammed, „mahomedanisch“ statt mohammedanisch, „Mahomedaner“ statt Mohammedaner und so weiter.

⁷² In seinem *Orientalismus* weist Edward Said darauf hin, dass im muslimischen Sinne „Islam“ der richtige Name und „Mohammedanismus“ ein beleidigender Begriff sei (Said 2017: 82).

Leist betont den positiven Einfluss des Christentums und den negativen des Islams auf das Land. Wie bereits vermerkt, war Leist tief davon überzeugt, dass Georgien und seine Bewohner die Abschaffung der „Barbarei“ und die Bekehrung des Landes sowohl in kirchlicher als auch in kultureller Hinsicht griechischen und römischen Einflüssen zu verdanken hätten. Dagegen habe der islamische Einfluss dem Land nichts Positives gebracht, im Gegenteil, denn „[...] manche aus der Zeit der „Mahomedanerherrschaft“ in Georgien verbliebenen Gebräuche und Vorurteile hemmten in hohem Grade den häuslichen wie den geselligen Verkehr“. Als Beispiel nennt Leist die Verschleierung der Frauen sowie ihren geringen Anteil am gesellschaftlichen Leben. Demgegenüber betont er, dass sich georgische Frauen nie in einer solchen Lage wie die Frauen islamischer Länder befänden. Auch wenn sie sich wie Musliminnen verschleierten, verachteten sie Schleier und seien stolz auf ihren christlichen Glauben. Darüber hinaus zeichne sich die georgische Frau im Vergleich zur muslimischen Frau durch ihre „höhere Bildung und ihre Stellung in der Familie“ aus. Sie seien „die Herrinnen im Hause und die ersten Lehrerinnen ihrer Kinder“ (Leist 1885: 54 f.). Dadurch, dass Leist georgische Frauen den muslimischen Frauen gegenüberstellt, denen er Bildungsmangel nachsagt, wird die „bessere“ Situation der Georgierinnen deutlich unterstrichen. Der islamischen Welt wird bei der Zurückgebliebenheit Georgiens die Schuld zugesprochen. Entsprechend wird die christliche, also westliche Welt aufgewertet.

An dieser Stelle kristallisiert sich der antiislamische Diskurs heraus, der zum Christozentrismus führt. Dies zeigt, dass das Christentum für Leist die einzig wahre Religion ist. Er bewertet vom christlichen Standpunkt aus.

Aus Leists Darstellungen geht hervor, dass die Bewahrung christlichen Glaubens ein Fundament ist, durch das sich Georgien vor der „asiatischen Barbarei“ schützen, seine nationale Individualität sichern und sich den Weg zur Zivilisation ebnen konnte. Leist stellt ein Entwicklungsmodell dar, dem die Vorstellung zugrunde liegt, dass Georgien sukzessive zu den Errungenschaften der europäischen Zivilisation geführt werden müsse.

Trotz eines mächtigen Andranges feindlicher Elemente bewahrten sie ihren christlichen Glauben und ihre nationale Individualität bis auf unsere Tage und stehen heute als ein Volk da, welches ernste Anstrengungen macht, ein modernes Kulturvolk zu werden und seine zivilisatorische Arbeit mit der der Völker Europas zu vereinigen. Eine Nation, die in ihrer Vergangenheit eine solche Ausdauer bewiesen und so hartnäckig ihre Kultur gegen asiatische

Barbarei verteidigte, verdient jedenfalls der Beachtung und es lohnt wohl der Mühe, ihr Wirken auf geistigem Gebiete kennen zu lernen (Leist 1885: 91 f.).

Infolgedessen fungiert das Christentum für Leist gleichzeitig als Moderne und Zivilisation (vgl. auch Bodenstedt, Kap. 3.2.1, erster Teil).

Leists Akzentuierung der Rolle Europas, vornehmlich Griechenlands, beim Überleben oder bei der „Befestigung“ des Christentums in Georgien, verstärkt seine eurozentrische Betrachtungsweise weiter:

Diese unter der Leitung der Araber sich steigernde Kulturbewegung drohte sogar den Georgiern mit grosser Gefahr, denn sie konnte leicht für immer ihr nationales Leben vernichten und das Christentum verdrängen. Deshalb wurden auch ohne Unterlass Mönche und junge Laien nach Griechenland geschickt, um sich dort auszubilden und dann in der Heimat nachhaltig dem Umsichgreifen des arabischen Einflusses entgegenzuwirken. In dieser Zeit wurden auch zahlreiche Übersetzungen älterer und zeitgenössischer griechischer Werke über Theologie und Philosophie ausgeführt und diese Erwerbungen trugen nicht wenig zur Befestigung des Christentums bei (Leist 1885: 50).

Zum Überleben des Christentums in Georgien hat Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auch das Russische Kaiserreich beigetragen, indem Georgien durch die Einverleibung in das Russische Reich für die islamischen Nachbarländer unerreichbar geworden ist. Wie Arthur Leist der russischen Kolonialpolitik in Georgien gegenüberstand, wird im folgenden Kapitel erörtert.

3.2.2 Leist zur russischen Kolonialpolitik in Georgien

Leists Haltung zum russischen Kolonialismus unterscheidet sich von der Gustav Raddes und Werner von Siemens‘ deutlich.

Leist, der sich mit der Geschichte Georgiens intensiv beschäftigt hatte (davon zeugen zahlreiche Stellen in *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner*), erkannte die Bedeutung der Annexion Georgiens durch Russland und realisierte, dass diese dem jahrhundertlang von der islamischen Welt bedrohten Land Sicherheit geboten hat. Eine Oberherrschaft der russischen Kolonialmacht erschien ihm aus dieser Sicht wünschenswert und als willkommener kultureller Akt, zumal Georgien dadurch auch der Weg nach Europa geöffnet wurde.

Im Gegensatz zu Gustav Radde und Werner von Siemens tritt Arthur Leist in seinem Reisebericht nicht explizit als Vertreter kolonialistischer Ideen auf. Dieser Diskurs ist

bei ihm weniger stark vertreten. Jedoch ist zu bemerken, dass auch er in Russland die Macht sieht, die dem Land nach langjährigen Kriegen gegen die islamischen Nachbarn bei der Weiterentwicklung geholfen und die Zivilisierungsmission übernommen hat. Zumindest zeigt sich in seinem Reisebericht die Erwartung, dank der russischen Fremdherrschaft eine verbesserte Lage im Land vorfinden zu können. Auch er ist der Ansicht, der Weg nach Europa führe für Georgien über Russland. Zugleich beschreibt er mit Bedauern, dass an manchen Orten, beispielsweise in der Altstadt von Tbilissi, trotz der russischen Herrschaft keine positiven Veränderungen erkennbar seien. Dort

scheint sich seit hundert Jahren, nämlich seit der Zeit der Einverleibung Georgiens in das russische Reich nicht viel verändert zu haben, [...]. In diesem Stadtteile⁷³ herrscht wirklich noch Asien in seiner [...] teilweise widerwärtigen Sonderheit (Leist 1885: 11 f.).

Gleichwohl ist es ihm wichtig zu betonen, dem Russischen Reich sei es nur deswegen nicht gelungen, die allgemeine Situation im kolonisierten Georgien zu verbessern, weil sich das georgische Volk immer noch fest an seine Traditionen, seine hybride Kultur zwischen Orient und Okzident klammere:

In den ersten Jahrzehnten nach der Besitzergreifung Georgiens durch Russland änderte sich die allgemeine Sachlage in diesem Lande nur wenig, denn das in einen patriarchalischen Stillstand versunkene Volk trat nur ungern aus seiner Verslossenheit heraus und zog seine hergebrachten Zustände und Sitten allen Neuerungen vor (ebd.: 55).

Des Weiteren verleugnet Arthur Leist im Gegensatz zu Gustav Radde auch die kolonialen Interessen Russlands nicht. Er spricht sogar über die „Russifizierung“ (ebd.: 86) beziehungsweise den Assimilierungsdruck des Russischen Reichs mit dem Ziel, aus Bewohnerinnen und Bewohnern Georgiens Russen zu machen. Zur Annexion Georgiens durch Russland schreibt Leist:

Der Verlust der Unabhängigkeit änderte natürlich in vieler Hinsicht die Lage der Dinge in Georgien, seine Institutionen wurden grösstenteils durch russische ersetzt und überhaupt verschiedene Assimilierungsmittel angewandt, um aus seinen Bewohnern nicht nur russische Unterthanen, sondern auch Russen zu machen (ebd.: 48).

⁷³ Leist soll die Altstadt auf der rechten Seite des Mtkwari-Flusses meinen, die im 19. Jahrhundert von Handwerkern neu aufgebaut wurde und wo überwiegend arme Leute wohnten (vgl. Kap. 3.1, erster Teil).

Dass ein Teil der georgischen Gesellschaft zunächst der russischen Kolonisierung positiv gegenüberstand, später allerdings mit Kritik und Abwehr reagierte, findet Leist verständlich:

Manche dieser Mittel [Assimilierungsmittel] waren nicht völlig erfolglos, denn anfänglich verblendete einen Teil der georgischen Gesellschaft die europäisch-russische Kultur, welche durch die neuen Herren bei ihnen eingeführt wurde. Mit der Zeit erwachte jedoch wieder in ihnen das Nationalbewusstsein, sie erinnerten sich, dass sie selbst eine alte Kultur besaßen [...] (Leist 1885: 48).

Leist meint sogar, das georgische Volk könnte aus den russischen Institutionen Nutzen ziehen und sie als Mittel für ihre Weiterentwicklung einsetzen, um ihre eigene alte Kultur den modernen Anforderungen gemäß anzupassen (ebd.: 48). An dieser Stelle tritt Leist als Unterstützer der Nationalitätsidee auf. In diesem Zusammenhang ist der Einfluss der Freundschaft zu Ilia Tschawtschawadse erkennbar. Die Ähnlichkeiten der Ideen beider Persönlichkeiten werden mit Blick auf die Haltung Ilia Tschawtschawades zu der russischen Kolonialpolitik und zum Nationalitätsprinzip deutlich.

Trotz des Bekenntnisses zur staatlichen Einheit mit dem Russischen Kaiserreich trat Ilia Tschawtschawadse in seinen Werken gegen die russische imperialistische Politik in Georgien auf. Jedoch sah er in Russland auch den einzigen Unterstützer für Georgien im Kampf gegen Persien und das Osmanische Reich. Er schrieb: „Russland eröffnete [Georgien] die Tür der Aufklärung, Georgien fand Frieden. [...] Das Land, ermüdet von ständigen Kriegen, erholte sich, befreite sich von der Angst vor Ausrottung und Zerstörung und heilte die von Kriegen und Kämpfen entstandenen Wunden“ (übersetzt von der Verfasserin, Tschawtschawadse 1987a: 186). Gleichzeitig trauerte er der Zeit nach, als seine Heimat selbstständig war, und betonte, die georgische Nation müsse ihre Nationalität beibehalten und sich wie andere Nationen Europas weiterentwickeln.

Nach dem Verlust der Unabhängigkeit herrschte im Land zwar Frieden, aber man sprach von einer „goldenen Kette“. Entscheidungen wurden in St. Petersburg getroffen, das georgische Volk durfte diese nur umsetzen. Tschawtschawadse träumte von einem „neuen Georgier“, der selbstständig, eigenverantwortlich handeln und der das politische Leben selbst bestimmen könnte – und damit im Grunde nur sich selbst gegenüber verantwortlich wäre. Deswegen ließ er einen Bergeinwohner in seinen *Notizen eines Reisenden* sagen: „Ja, wo ist das Volk heutzutage? Wir sind jetzt in

Russland. [...] Früher, ob gut oder schlecht, wir gehörten uns selber, das war besser“ (Tschawtschawadse 2018: 29 f.). Und der fiktive Reisende erwidert ihm:

Ich verstehe, du mein Bergbewohner, welcher Stachel in dir steckt. Früher, da haben wir uns selber gehört, sagtest du, und ich habe es wohl vernommen. Und kaum dass ich es vernommen hatte, lief mir ein plötzlicher Schmerz vom Hirn hinab bis ins Herz, und hier, im Herzen, grub er sich ein Grab und bettete sich darein. Wie lange wird dieser Schmerz in meinem Herzen verweilen, wie lange? Gib mir Antwort darauf, du mein geliebtes Heimatland (Tschawtschawadse 2018: 32).

Unter der Herrschaft des Russischen Kaiserreichs als Nation zu überleben, ihre nationale Identität⁷⁴ zu bewahren, sich weiterzuentwickeln und sich neben anderen Nationen auf eine Stufe zu stellen, war Tschawtschawadse zufolge mit folgendem Programm möglich: Das Nationalbewusstsein müsste erweckt und gestärkt werden, indem man die von den eigenen Vorfahren überlieferten Werte bewahrte: „Vaterland, Sprache⁷⁵ und Glaube“ (Tschawtschawadse 1987b: 209). Bei Ilia Tschawtschawadse steht für Vaterland auf Georgisch der Begriff „mamuli“ (მამული). „Mamuli“ beinhaltet das Wort „Mama“ (მამა), das Vater bedeutet und das vom Vater Übernommene meint. Die Bezeichnung enthält viele Bedeutungsebenen, die von Heimat über gemeinsame Vergangenheit/Geschichte, Tradition bis zur kulturellen Identität und Nationalbewusstsein reichen.⁷⁶ Um diese Werte zu pflegen, müsse man die eigene Geschichte am Leben erhalten. Den Wert der Geschichte sah er darin, dass diese uns die Fehler unserer Vorfahren aufzeige und uns lehre, wie wir uns verhalten sollten (ebd.: 197). Tschawtschawadse war zudem davon überzeugt, dass Georgier außer der eigenen Vergangenheit auch die Erfahrungen Europas einbeziehen und europäische Wissenschaften fleißig erlernen müssten. Ohne dies sei ein Fortschreiten nicht möglich, folgert er (Tschawtschawadse 1881: 140 f.).

⁷⁴ Unter nationaler Identität versteht Manfred Beller „die Gesamtheit von Mentalitäten und Verhaltensweisen, historischen Erfahrungen und territorialer Verortung, in der ein Volk sich selbst wiedererkennt“ (Beller 2006: 21).

⁷⁵ Die georgische Sprache sei den Georgiern von Gott gegeben wie ein Sakrament, schrieb Ilia Tschawtschawadse.

Die georgische Sprache ist 2016 von der UNESCO zu einem Bestandteil des Weltkulturerbes deklariert worden. Sie verfügt über ein eigenes Alphabet bestehend aus 33 Buchstaben. Die ersten literarischen Denkmäler in georgischer Sprache sind aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. bekannt, nach Einschätzung von Experten ist sie aber wahrscheinlich viel älter. Typologisch zählt sie, wie etwa das Tschetschenische und das Abchasische, zu den sogenannten autochthonen Kaukasussprachen (Boden 2018: 18).

⁷⁶ Die *Georgische Sowjetzyklopädie* definiert den Begriff „mamuli“ als den von Vätern, Ahnen geerbten Besitz, aber auch als Land, Glaube, Sitten und Gebräuche (Metreveli 1983: 399).

Auch Arthur Leist hebt die Vergangenheit und die alte Kultur Georgiens hervor, in denen der Einfluss verschiedener Kulturen, unter anderem auch der Europas, nicht zu verleugnen ist. Womöglich sieht Leist auch deswegen Tschawtschawadses Wunsch nahezu in Erfüllung gehen und beendet das Kapitel *Tiflis* mit den Worten:

Trotz dieser moralischen Hindernisse macht die georgische Nation mit jedem Jahre immer grössere Fortschritte, mit jedem Jahre vergrößert sich die Phalanx seiner Pioniere und es ist zu hoffen, dass ihre Bestrebungen, mit der Zeit ein den Völkern Europas ebenbürtiges Kulturvolk zu werden, nicht erfolglos bleiben (Leist 1885: 59).

Durch diese Ansicht unterscheidet sich Arthur Leist von Gustav Radde, der Georgien die Fähigkeit zur Modernisierung absprach und davon überzeugt war, dass das „rückständige“ Georgien vollständig auf das Russische Kaiserreich angewiesen sei. Radde schrieb Russland die Zivilisationsmission zu und begrüßte und rechtfertigte jeden Schritt und jede Maßnahme der russischen Kolonisatoren in Georgien.

Darüber hinaus ist Leist der einzige unter den drei Autoren, der Georgien nicht mit seiner russischen Bezeichnung benennt. Leist betrachtet Georgien als eine eigenständige Nation und nicht einfach als eins von kaukasischen Völkern oder als einen Teil des Russischen Kaiserreichs.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: In der Frage des Kolonialismus goutiert Leist nur die Idee der Verteidigung des christlichen Landes vor der islamischen Welt und den Zugang zu Europa, weitergehende kolonialistische Prägungen und Umwandlungen der Kultur und Lebensform lehnt er allerdings ab. Georgien solle seine alte Kultur beibehalten, dennoch danach streben, auf die Entwicklungsstufe der europäischen Länder zu gelangen (Leist 1885: 48).

3.2.3 Leists ausgeprägte Sympathie für das georgische Volk und seine Europakritik

Auch wenn man Leists Beschreibungen entnehmen kann, das georgische Volk sei noch zivilisationsbedürftig und Europäerinnen und Europäer seien ihm entsprechend überlegen, so zeigt er trotzdem eine enorme Sympathie für das Fremde in Georgien und stellt es den europäischen Völkern in mancher Hinsicht als positives Pendant gegenüber. In Leists Darstellung des Fremdenbildes stechen Ausdrücke besonders hervor, die er mit dem Wort „Ritter“ verbindet: „Rittervolk“ (Leist 1885: 57),

„ritterlicher Geist“ (ebd.: 68), „Menschen mit ritterlichem Aussehen“ (ebd.: 25), „ritterliche Höflichkeit“ (ebd.: 73). Derartige Wortkombinationen wirken bei Leist eindeutig positiv und können als Sympathiebekundungen Georgiern gegenüber gedeutet werden, vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass Ritter eine rein europäische Erscheinung sind und ihnen zahlreiche tugendhafte Eigenschaften zugesprochen werden. Leist zufolge besitzen Georgier viele ritterliche Eigenschaften. Sie hätten den „stolzen Sinn“ und den „Rittermut“, seien „kämpferisch“ und „gutherzig“ (Leist 1885: 38 f.).

Der Bezug zum Rittertum und die Betonung des ritterlichen Wesens in Verbindung mit der Kritik an der modernen europäischen Gesellschaft zeugen davon, dass Leist in gewisser Hinsicht das Mittelalter idealisiert, es in Kontrast zur industrialisierten Welt stellt und so die deutschen Verhältnisse kritisiert.

Exkurs: deutsche Verhältnisse im 19. Jahrhundert

Zu der Zeit, als Leist seinen Reisebericht schrieb, fanden in Deutschland und Europa massive gesellschaftliche Veränderungen statt, verursacht durch die fortschreitende Industrialisierung: Deutschland erlebte einen Wandel von der Handarbeit hin zur maschinellen Massenproduktion (Kruse, 2012).

Der industrielle Kapitalismus brachte eine Klassengesellschaft hervor unterteilt in Bürgertum und Arbeiterschaft, wobei weder das Bürgertum noch die Arbeiterschaft eine homogene soziale Formation darstellte. In der Arbeiterschaft bestand eine ausgeprägte Hierarchie zwischen relativ gut verdienenden Handwerkern und einem armen Industrieproletariat. Dazu gab es im Bürgertum akademisch gebildete Bürgerinnen und Bürger im gehobenen Staatsdienst und in den freien Berufen sowie kapitalistische Unternehmer, welche die neuen Großunternehmen leiteten. Zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft gab es kaum Kontakt und Mobilität (Kruse, 2012).

Wolfram Siemann zufolge befand sich die ganze deutsche Gesellschaft zwischen 1849 und 1871 im Aufbruch. Dies sei zu verstehen als „das Zurücklassen von Altem und die Hinwendung zu Neuem“. Diese Epoche zeichnete sich durch wirtschaftliche Wachstums- und Beschleunigungsvorgänge, durch soziale, mentale, familiäre und moralische Wandlungen aus (Siemann 1990: 311 ff.).

Den Übergang vom Feudalismus zur Moderne veranschaulicht der Schriftsteller und Historiker Johannes Scherr (1817–1886) in seinem Werk *Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit* folgenderweise:

Wir leben im Zeitalter der materiellen Interessen. Ein unerbittlicher Realismus beherrscht die Welt. [...] Das Kapital beherrscht alle Gesellschaftsklassen, vom König hinab bis zum Fabriksklaven. Es ist die Seele des großen Motors unserer Zeit, des Industrialismus, mit dem die moralischen und materiellen Motoren der Vergangenheit, die ich alle unter dem Namen Feudalismus zusammenfasste, einen wilden Kampf auf Leben und Tod kämpfen. Wem der Sieg zufallen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Mit jedem neuen Dampfboot, das vom Stapel läuft, mit jedem neuen Dampfboß, das die Schienen beschreitet, fällt ein Stück Feudalismus in den Abgrund unwiederbringlicher Vergangenheit. Jede neue Maschine, deren Eisenarme der Dampf in Bewegung setzte, zerreibt ein religiöses, politisches oder soziales Dogma des Mittelalters zu Atomen (Scherr 1871: 32f.).

Scherr spricht über einen starken Wandel der Ansichten und Verhältnisse in der modernen Gesellschaft. Die Menschen würden nur noch das glauben und lieben, woraus sie Nutzen ziehen können. Und das Nützliche werde mit harter Arbeit erzielt:

Ein ungeheurer Umschwung der Ansichten und Verhältnisse bereitet sich vor, alles ist auf reale Zwecke und Ziele gerichtet. Die Menschen glauben, lieben, hoffen und wollen nichts mehr, als was sich verwerten, zählen, wägen lässt und Interessen, tatsächliche, greifbare Interessen trägt. Das Nützliche, nur das Nützliche, immer und überall das Nützliche, das ist's, was unsere Zeit will und mit ungeheurer Arbeit erstrebt. Niemals ist so gearbeitet worden, wie jetzt gearbeitet wird, und wo Arbeit ist, da ist Leben, Bewegung, Zukunft (ebd.: 33).

Auch Ronald Inglehart berichtet in seinem Buch *Modernisierung und Postmodernisierung* über durchgreifende Verschiebungen der Grundwerte, die in den Gesellschaften an der Schwelle zur Industrialisierung stattfanden. Zu diesen Verschiebungen zählt unter anderem eine verringerte Differenz zwischen den Geschlechtern (Inglehart 1998: 14). Der Übergang von einer Agrar- zur Industriegesellschaft bedeutete den Übergang von einer „traditionellen“ zu einer „modernen“ Gesellschaft. Dies ist nach Inglehart durch eine Verschiebung der Weltanschauungen ermöglicht worden. Aus der Weltanschauung, die durch eine statische Wirtschaft geprägt war, die soziale Mobilität verhinderte, Traditionen pflegte, Status und Gemeinschaftspflichten hoch schätzte, entwickelte sich eine Weltanschauung, die ökonomische Leistung, Individualismus und Innovationen unterstützte und mit säkularen und offenen gesellschaftlichen Normen verbunden war (ebd.: 45).

Die Grundwerte, die in Europa verloren gingen, entdeckte Arthur Leist zum Teil in den Wertvorstellungen der Georgier. Zwar plädierte Leist für den technischen und

wirtschaftlichen Fortschritt, lobte aber gleichzeitig die ritterlichen Eigenschaften und das Gemeinschaftsgefühl der Georgier und kritisierte die moderne europäische Gesellschaft.

Generell zeigt Leist eine enorme Begeisterung gegenüber den Georgiern und tendiert dazu, sie vorwiegend positiv zu skizzieren. Auch wenn er einem Teil der Gesellschaft mangelndes Interesse an der „europäischen Zivilisation“ und jeglichem „Fortschritt“ nachsagt (vgl. Kap. 3.2.1.2), weist er dem georgischen Volk eine „hervorragende Stelle“ unter den Völkern Vorderasiens zu. Er bewundert ihren über Jahrhunderte währenden Kampf gegen Großmächte, wie Perser, Araber und Türken, bei dem sie ihren christlichen Glauben und ihre nationale Individualität trotz ihrer geringen Anzahl bewahrt haben (Leist 1885: 91).

Leist hebt zahlreiche positive Charaktereigenschaften von Georgiern hervor. Er stellt sie als stolz, sittsam, höflich, beredt und salonfähig dar (ebd.: 73), mit „ritterlichem Geist“ und Sinn für Poesie und Humor (ebd.: 68):

Nie verneigt er [der georgische Bauer] sich vor seinem Gutsherrn bis zur Erde wie dies der slavische Bauer thut, sondern sein Gruss ist würdevoll und nicht ohne einen Anflug von ritterlicher Höflichkeit. Auch weiss er in Worten seiner Höflichkeit Ausdruck zu geben und nicht selten ist seine von Artigkeiten strotzende Rede eines zivilisierten Salonmenschen würdig. Dabei besitzt er viel Empfänglichkeit für die Poesie, bedient sich stets einer blumenreichen, etwas überschwänglichen Sprache und ist ein Freund lyrischer und epischer Dichtung (ebd.: 72 f.).

Gleichzeitig wird in dem angeführten Zitat auch das europäische Überlegenheitsgefühl spürbar beziehungsweise die Position eines überlegenen Europäers, der einem Nichteuropäer die grundsätzliche Würde zuschreibt, am europäischen Salonleben teilnehmen zu können. Selbst in der Würdigung oder Anerkennung der Georgier zeigt sich die normgebende Haltung des Europäers.

Weiterhin lobt Leist „Takt und Würde“ im Verhalten der Männer zu den Frauen sowie den Respekt und das „Zartgefühl“ der Frauen gegenüber den Männern, was in manchen europäischen Ländern nicht mehr zu beobachten sei. Dabei betont er sogar, dies seien nicht nur Eigenschaften der gebildeteren Gesellschaftsstände, sondern auch die der niedrigeren Gesellschaftsklassen (ebd.: 67).

[...] selbst die georgische Bäuerin wird von Männern ihres Gleichen besser behandelt als viele ihrer Standesgenossinnen in manchem hochzivilisierten Lande Europas (ebd.: 68).

Positive Eigenschaften der Bewohner Georgiens werden von Leist umso mehr hervorgehoben, als er im Vergleich eigenkulturelle Gewohnheiten infrage stellt. Georgische Bauern seien „würdevoller“, „mutiger“ und „anständiger“ als Bauern aus manchen osteuropäischen Ländern:

Nach der inneren Einrichtung seiner Wohnung zu urteilen, ist der georgische Bauer keineswegs so wenig zivilisiert, als man nach dem elenden Äusseren seiner Hütte voraussetzen geneigt ist. Er steht auch in Wirklichkeit höher als der Bauer mancher Länder Osteuropas und zwar vor allem durch das höhere Bewusstsein seiner Menschenwürde, durch persönlichen Mut und ein gewisses Anstandsgefühl im Umgange (Leist 1885: 72).

Eine derartige Charakterisierung georgischer Bauern, die Hervorhebung der Eigenschaften wie Würde, Mut und Anstand können mit dem Begriff „edle Wilde“ verbunden werden. Der Begriff „edler Wilder“ impliziert primär die Verherrlichung von kriegerischer Tapferkeit, Kampfesmut und Brüderlichkeit des „Wilden“ (Hupfeld 2007: 52), also einer Person, die fern jeglicher Zivilisation lebt (ebd.: 83). Der Mythos vom „edlen Wilden“ wird dazu benutzt, den Naturzustand, in dem die „Wilden“ leben, der europäischen Zivilisation als moralisch überlegen und vorbildlich gegenüberzustellen: Anhand der tugendhaften Eingeborenen zeigt sich, dass erst die Zivilisation den Menschen moralisch verdorben hat. Das Bild vom guten Fremden erfährt demnach eine Funktionalisierung als Mittel der Gesellschafts- und Zivilisationskritik (ebd.: 53). So beinhalten Leists Bemerkungen durchaus eine explizite Kritik an der Rückständigkeit osteuropäischer Bauern gegenüber den georgischen. Sie können aber auch als Sympathieausdruck eines Deutschen gegenüber der fremden georgischen Volksgruppe gedeutet werden. Bemerkenswert ist es, dass er an dieser Stelle zwischen West- und Osteuropa unterscheidet und dabei eine Volksgruppe herausgreift. Referenzgröße oder Maßstab seiner Beurteilung bleibt erneut die europäische – oder genauer, die westeuropäische – Perspektive.

Leist spricht ein Lob an den Zusammenhalt innerhalb der georgischen Bevölkerung aus. Solch eine Beurteilung erscheint umso wohlwollender, als er gleichzeitig Kritik an Konflikten in Europa übt, die auf den Standesunterschieden beruhen (siehe Exkurs oben). In diesem Sinne konstatiert er ironisch, käme so etwas auch in Georgien vor, dürfte dies der Einfluss des „hochzivilisierten“ Europas sein:

Die gebildete georgische Gesellschaft besteht gegenwärtig noch überwiegend aus Leuten, die dem Adel angehören, während in ihr der Bürgerstand bei weitem die Minderheit bildet. Übrigens existiert hier weder

im öffentlichen noch im gesellschaftlichen Leben jener Standesunterschied, der in Europa so viel Zerwürfnisse verursacht und im Allgemeinen lässt sich eine lobenswerte Gemeinschaftlichkeit beobachten. Bildung und Verdienst bedeuten in Georgien mehr als ein leerer Titel und wenn sich mitunter bei einzelnen Individuen wirklicher Adelsstolz zeigt, so wurde dieser wahrscheinlich im hoch zivilisierten Europa erworben (Leist 1885: 58).

An dieser Stelle kann vom sogenannten umgekehrten Eurozentrismus gesprochen werden (vgl. Kap. 2.1.4).

Eine latente Kritik an der europäischen Kultur findet sich auch an einer anderen Stelle, wenn Leist die georgische mit der deutschen Hausfrau vergleicht. Die georgische Hausfrau entspreche nicht dem Bild, welches Deutsche von einer gut wirtschaftenden Hausfrau hätten. Im Gegensatz zu einer deutschen Hausfrau leiste die georgische Hausfrau keine schwere Arbeit, etwa auf dem Feld, sie beschäftige sich nur mit leichten Handarbeiten und vollständig mit der Kindererziehung. Diese geringere Arbeitsintensität, die den Körper schone, bewertet Leist keineswegs negativ, denn durch die schwere Arbeit verliere eine Frau ihre Reize und werde einem „energischen Küchendragoner“ gleich: Und „energische Küchendragoner sind doch höchst prosaische Wesen!“ (Leist 1885: 69). Außerdem ist Leist davon überzeugt, dass durch diese Umstände die georgische Frau eine „achtungsvolle Behandlung“ seitens der Männer genieße, eine achtungsvollere sogar als die Bäuerinnen in Osteuropa (ebd.: 73).

Wenn man sich die genannten Beispiele vor Augen führt sowie die Verhältnisse in Deutschland zu Leists Zeit berücksichtigt, ist nachzuvollziehen, worauf Leists Kritik abzielt, nämlich auf ein zunehmend industrialisiertes, stark differenziertes, im Wandel begriffenes Deutschland der beginnenden Moderne, in der alte Werte und Gewissheiten ins Wanken geraten (vgl. auch mit Siemens, Kap. 2.2.1.1).

In den genannten Fällen fungieren die Georgierinnen und Georgier als positives Gegenbild zu den Europäerinnen und Europäern. Dies als Idealisierung zu bezeichnen, ist allerdings nicht ganz zutreffend, da Leist auch Kritik an einigen Eigenschaften der Einheimischen übt, zum Beispiel an deren Leichtgläubigkeit, Neigung zur Verschwendung (Leist 1885: 39) und mangelnder Ausdauer, was dem Fortschritt des Landes im Wege stehe (ebd.: 60).

3.2.4 Einfluss des russischen Kaukasusbildes und das exotische und romantische Fremde

Die romantische Begeisterung oder Faszination sucht die kulturelle Alterität, [...] das „reale“ Fremde, das dabei aufgewertet wird und das romantische Ich – und damit meist den Dichter selbst – in Bewegung versetzt. Die daraus entstehenden Begegnungen kulminieren in Exotismen und Orientalismen, die man im Fremden, aber auch in der Nähe finden kann – man denke an die Alpen, den englischen Lake District oder die Landschaften der deutschen Wanderer (Grob 2018: 126).

Leists Reisebericht ist zum größten Teil ethnologisch angelegt. Laut Thomas Grob ist das Ethnografische ein genuiner Teil der romantischen Wahrnehmung und damit auch des romantischen Fremdbezugs in den Kaukasusbildern (Grob 2018: 130). Auch bei Arthur Leist bilden das Ethnografische und Romantische eine dynamische Einheit. Außerdem sind Leists positive Haltung gegenüber den Einheimischen und seine „romantische Begeisterung“ eng mit einem positiv besetzten Fremdwahrnehmungsmuster verbunden, nämlich mit Exotisierung. So spiegelt sich die im 19. Jahrhundert verbreitete Vorstellung von einem romantischen, exotischen sowie nostalgischen Orient und Kaukasus (vgl. Kap. 3.2, erster Teil) in *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner* wider.

Das Zitat am Anfang seines Berichts zeigt, mit welchen vorgefassten Einstellungen Arthur Leist im Land ankommt: „Ja, ich bin in Georgien, dem Lande eines beständigen Frühlings, dem Lande der Lorbeerhaine und Weingärten, der schönen Frauen und kühnen Ritter“ (Leist 1885: 6). In diesem Zitat offenbaren sich die romantischen Vorstellungen des Reisenden vom Fremden und gleichzeitig der Einfluss seiner Vorgänger, von denen Leist seine Vorstellungen bezieht. Gemeint sind Friedrich Bodenstedt (vgl. Kap. 3.2.1, erster Teil) und Michail Lermontow.

In Kapitel 3.2.2 des ersten Teils wurde darauf hingewiesen, dass die russische Kaukasusliteratur mit Alexander Puschkin beginnt. Michail Lermontow setzt Puschkins Weg fort, jedoch mit einem deutlich anderen Akzent. Beide Autoren werden bei Leist erwähnt, allerdings lassen sich mehr Berührungspunkte mit Lermontow feststellen, was einige Beispiele verdeutlichen sollen.

Parallelen zu Puschkin finden sich in dem Aspekt Zivilisationskritik. Leist vermisst einige Grundwerte in Europa, die aufgrund der zunehmenden Industrialisierung jener Zeit verloren gingen (vgl. Kap. 3.2.3). Bezogen auf verlorene kulturelle Traditionen schaut Leist generalisierend mit einem nostalgischen Blick in die Vergangenheit.

Diese erscheint ihm viel „bunter“ als die Gegenwart. Der moderne Mensch besinne sich mit kindischer Freude auf diese Vergangenheit zurück, um der modernen, „scheinbar“ hohen Kultur zu entfliehen. Diese Stimmung und dieser Bezug auf Puschkin, der ebenfalls skeptisch auf das Voranschreiten der Zivilisation reagierte (vgl. Kap. 2.2.3), offenbaren sich in dem Textausschnitt, in dem Leist über den Volkstanz Lesginka⁷⁷ und die Funktion des Theaters spricht:

Heute ist die Lesginka noch in ganz Georgien sehr beliebt, jedoch in den grösseren Städten wie Tiflis und Kutais, wo sich schon ein fast ganz europäisches Salonleben herausgebildet hat, wird immer mehr durch die europäischen Tänze verdrängt, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da das Theater ihr einziger Zufluchtsort sein wird. Diese Bretter, die die Welt bedeuten, sind es ja, die so manches Lebensbild der Vergangenheit bewahren und immer noch die Menschheit an jenes buntfarbige Spiel der Vorzeit erinnern, über deren Wesen und Geist sie sich längst hinaus zu sein dünkt. Ja, mit wahrhaft kindischer Freude kehren wir zu jener „überwundenen“ buntfarbigen Bilderei zurück und laben uns wie Kinder an ihr, denn die graue Prosa unseres scheinbar hohen Kulturlebens genügt uns einmal nicht und sie wird auch den eifrigsten Materialisten nie befriedigen (Leist 1885: 31 f.).

Das langsame Ersetzen der traditionellen Tänze durch die europäischen zumindest in Großstädten, der langsame Wandel des „buntfarbigen Spiels“ der Vergangenheit in die „graue“ Gegenwart bedeutet, dass sich Georgien in einem Umbruch befindet. Und Leists sentimentale Sehnsucht nach vergangenen Zeiten führt zur Romantisierung des fremden Landes, in dem kulturelle Traditionen generell einen hohen Stellenwert einnehmen.

Eine Parallele zu Puschkin ist auch erkennbar mit Blick auf die oben zitierte Textpassage, in der Leist über einen Teil der Georgier spricht, der jeder Veränderung und Erneuerung Misstrauen entgegenbringt und am „Althergebrachten“ festhält (vgl. Kap. 3.2.1.2). An dieser Stelle ist wieder an Puschkins *Der Gefangene im Kaukasus* zu denken, in dem die Liebe der Tscherkessin zum russischen Gefangenen nicht glücklich enden kann, weil man einen Bruch der Traditionen nicht zulässt (vgl. Kap. 2.2.1.1).

Der Kaukasus als Handlungsort erscheint auch in zahlreichen Werken von Michail Lermontow, unter anderem in seiner Fassung von *Der Gefangene im Kaukasus*,⁷⁸ dann

⁷⁷ Lesginka ist ein Volkstanz im Kaukasus. Namensgebend sind Lesgier im Nordkaukasus. Jedoch wird der Tanz auch von anderen kaukasischen Völkern praktiziert, so auch von Georgiern.

⁷⁸ Bei *Der Gefangene im Kaukasus* (*Кавказский пленник* auf Russisch) handelt es sich um ein Poem von Alexander Puschkin aus dem Jahr 1822, um ein Gedicht von Michail Lermontov aus dem Jahr 1829 und eine Erzählung von Lew Tolstoj – geschrieben im Jahre 1872.

in *Ein Held unserer Zeit* (1840) und *Der Novize/Mcyri* (1839). Lermontow hat den Kaukasus verherrlicht, was in seinen Beschreibungen zutage tritt (vgl. Meyer-Fraatz 2009: 49).⁷⁹ Andrea Meyer-Fraatz verdeutlicht, dass sich Lermontow mit seiner literarischen Darstellung des Kaukasus bereits vorhandenen literarischen Traditionen anschließt: einerseits an das Bild des romantischen, „wilden“ Kaukasus in der russischen Literatur (vgl. Kap. 3.2.2, erster Teil), andererseits an die orientalistischen Tendenzen in der europäischen Romantik (beispielsweise Chateaubriands *René*, Byrons *The Corsair* oder *Lara* und andere) (ebd.: 45). Besonders seine frühe Lyrik ist durch die Darstellung des Kaukasus als erhabene Bergwelt gekennzeichnet. Lermontows Naturdarstellungen und Landschaftsbeschreibungen werden im Sinne der romantischen Naturlyrik emotionalisiert. Gleichzeitig erscheint der Kaukasus als Heimat wilder Bergvölker und Schauplatz grausamer Kämpfe. Zugleich lassen sich orientalistische Elemente erkennen (ebd.: 49). Nach 1837 nahm laut Meyer-Fraatz der orientalistische Charakter von Lermontows Lyrik ab. Das war zum Zeitpunkt seiner zweiten Verbannung in die Kaukasusregion. Nach der Verbannung könne selbst der Staatsdiener die grundsätzliche Überlegenheit der russischen Kultur gegenüber den edlen oder auch grausamen „Wilden“ nicht mehr vertreten (ebd.: 54). Beispielsweise werden die Figuren in *Ashik Kerib* (1837) zwar „exotisiert“, sind aber weit davon entfernt „wild“ zu sein.

Aus Lermontows Haltung, die sich in seiner frühen Lyrik durch Ambivalenz auszeichnet und zwischen orientalistischer Überheblichkeit und Bewunderung der naturverbundenen stolzen Bergvölker schwankt, wird später eine eindeutig negativ gekehrte Emotionalität gegen Russland (zum Beispiel im Gedicht *Leb wohl, ungewaschenes Russland*⁸⁰). Arthur Leists Reisebericht scheint eher von der zweiten Phase Lermontows geprägt zu sein.

⁷⁹ Laut Meyer-Fraatz spielen der Kaukasus und seine Bergvölker aus biografischen Gründen von Anfang an eine große Rolle in Lermontows Werk. Bereits als Kind nahm ihn seine Großmutter zu Wasserkuren mit in den Kaukasus, später wurde er zweimal in dieses Gebiet verbannt (Meyer-Fraatz 2009: 45). Dem tragischen Lebensende Puschkins 1837 folgte Lermontows Gedicht *Der Tod des Dichters*, in dem er scharfe Kritik am Mörder Puschkins übte. Außerdem unterstellte Lermontow der damaligen Gesellschaft, schuld am Tod des Dichters zu sein. Aufgrund der Veröffentlichung dieses Gedichts wurde Lermontow in die Kaukasusregion geschickt. Die zweite Verbannung erfolgte 1840, nachdem er sich mit dem Sohn eines Diplomaten duelliert hatte. Dieses Mal wurde er auf Befehl von Nikolaus I. an eine gefährliche Kriegsfront versetzt (Zauner 2010: 37). 1841 verstarb Lermontow im Alter von 27 Jahren bei einem Duell in Pjatigorsk (Meyer-Fraatz 2009: 49).

⁸⁰ „Leb wohl, mein Russland, schmutziges Land,/Wo Herren nur und Sklaven leben,/Ihre Uniformen, bunter Tand,/Du Volk. Gehorsam und ergeben!/Vor deiner Paschas mög der Wall/Des Kaukasus mich still vergraben,/Die doch die Augen überall/Und überall die Ohren haben“, schrieb Lermontow in seinem Gedicht, das erst 1887 gedruckt wurde (Lermontow 1987: 191).

Meyer-Fraatz zufolge erfüllt die Darstellung des Kaukasus und seiner Bewohnerinnen und Bewohner im Werk Lermontows vor allem folgende Funktionen: Als exotisches Kolorit in der Lyrik entspreche die kaukasische Bergwelt der romantischen Sehnsucht nach dem Fremden und dem Fernen. Zugleich bedeuten sie für das lyrische Subjekt, das diese Darstellung oft mit Erinnerungen an die Kindheit verbindet, durchaus etwas Vertrautes. Die gezeigten Vertreter der kaukasischen Bergvölker werden im Sinne einer orientalistischen Sichtweise als Exoten, in der frühesten Schaffensphase sogar als „edle Wilde“ charakterisiert. Zum orientalistischen Blick auf die Kaukasier gehört neben der Kampfeslust der Männer auch die Schönheit der Frauen (Meyer-Fraatz 2009: 67).

Sigrid Anna Eder macht in ihrer Diplomarbeit *Gefangen im Kaukasus. Das Motiv der „kaukasischen Gefangenschaft“ in Literatur und Film* (2012) darauf aufmerksam, dass Lermontow im Unterschied zu Puschkin den Kaukasus mit seinen unterschiedlichen Ethnien nicht ausschließlich als das negative Andere auffasst und nicht als wilden, barbarischen Raum schildert. In der Idylle der Berge fernab der Zivilisation wirke das Fremde fast wie das Ursprüngliche (Eder 2012: 38 f.).

In der Verkörperung des Kaukasus überwiegen bei Lermontow idyllische und romantische Naturbeschreibungen. Als Beispiel ist das Gedicht *Ein Morgen im Kaukasus/Утро на Кавказе* (1830) zu nennen, das die kaukasische Landschaft als Naturparadies darstellt. Lermontow beschreibt den aufbrechenden Tag und die Stille am Fuße des Kaukasus; die bewaldeten, vom nächtlichen Nebel „wie ein Schleier“ umringten Wälder; die schweigende Herde und den rauschenden Fluss. Das Rote des Morgenlichts erinnert den Dichter an die im Schatten badenden Mädchen, die beim Anblick eines jungen Mannes errötend ihre Augen zu Boden richten (Lermontov 1989: 115 f.).⁸¹ In ihrer Dissertation *Identität – Alterität – Hybridität. Zur Funktion des Kaukasus in der russischen romantischen Literatur und im Film des postsowjetischen Russlands* (2008) weist Verena Krüger auf die Parallelen zwischen Lermontows Gedicht und bukolischer Dichtung hin: Das Motiv des Morgens, die harmonische Morgenlandschaft, die naturverbundenen, unverdorbenen und sittsamen

⁸¹ *Ein Morgen im Kaukasus/Утро на Кавказе* (1830): Светает — вьется дикой пеленой/Вокруг лесистых гор туман ночной;/Еще у ног Кавказа тишина;/Молчит табун, река журчит одна./Вот на скале новорожденный луч/Зарделся вдруг, прорезавшись меж туч,/И розовый по речке и шатрам/Разлился блеск, и светит там и там:/Так девушки, купаясь в тени,/Когда увидят юношу они,/Краснеют все, к земле склоняют взор:/Но как бежать, коль близок милый вор!.. (Lermontov 1989: 115f.).

Mädchen inmitten einer Gebirgsszenerie, zudem der einfache und klare Sprachstil erinnerten an die Motive der bukolischen Dichtung (Krüger 2008: 78 f.). *Ein Morgen im Kaukasus* ähnelt Leists Beschreibung imeretischer Landschaften am Anfang seines Reiseberichts. Die Menschen leben dort im harmonischen Einklang mit der Natur:

Imeretien ist dichter bevölkert als Gurien und Mingrelien und oft tauchen jetzt in der Nähe und Ferne Dörfer auf, zwischen welchen sich Gärten, Äcker und Wiesen hinziehen. Ausser bedeutenden Maispflanzungen, sieht man auch Getreidefelder, die dem Landschaftsbilde einen heiteren Anflug von Kultur verleihen und auf die Nähe von Menschen hindeuten, deren Spuren wir so lange in Guriens Urwäldern vermisst haben. Auf üppigen Weideplätzen tummeln sich grosse Herden von Schafen und Büffeln und dann und wann begegnen wir pflügenden Landleuten oder dicht am Schienendamme ruhenden Hirten, die so das ländliche Lebensbild vervollständigen (Leist 1885: 5).

Es ist offensichtlich, woher Leist sein exotisierendes, orientalisierendes Georgienbild bezieht, nämlich aus der romantisierenden russischen Literatur, konkret aus dem Werk Michael Lermontovs. Leists Darstellung der Einheimischen mit ritterlichen Eigenschaften als „gutherzig“ und „anständig“, das bedeutet durch Zivilisation noch unverdorben, mit dem Hintergrund „märchenhafter“ Landschaften lässt an das antike Arkadien denken.

3.2.4.1 Das „Märchenhafte“ in der Natur

Was für eine Landschaft! Wahrhaftig – es wird mir wohl kaum beschieden sein, anderenorts ein solches Panorama zu betrachten. Unter uns lag das Koischaur-Tal, das die Aragwa und ein anderer kleiner Fluß wie zwei Silberfäden durchschnitten; bläulicher Nebel glitt darüber und flüchtete sich in die nächsten Schluchten vor den warmen Sonnenstrahlen des Morgens; rechts und links Bergkämme, einer höher als der andere, sie kreuzten sich und zogen sich hin, von Schnee und Gesträuch bedeckt; in der Ferne die gleichen Berge, und doch ähnelte nicht ein Felsen dem anderen – und überall leuchtete der Schnee in purpurnem Glanz so fröhlich, so hell, daß man am liebsten für alle Zeiten dort hätte bleiben mögen (Lermontow 1989: 281 f.).

Was Michail Lermontow, Friedrich Bodenstedt und Arthur Leist schon auf den ersten Blick vereint, ist ihre Begeisterung für die georgische und generell kaukasische Natur. Diese Schwärmerei offenbart sich bei Leist besonders stark.

Der Fokus auf Natur ist ein wichtiger Aspekt der Exotisierung. In diesem Zusammenhang bedeutet exotisch automatisch auch unverändert, ursprünglich, rein und authentisch.

Leist stellt Georgien ähnlich wie Lermontow und Bodenstedt als einen romantischen oder genauer, exotischen Ort dar, an dem „die zartesten Gewächse des Südens [...] ohne Pflege gedeihen und bedecken frei und wild die Bergabhänge“. Begeistert schildert er einen Wald, „dessen undurchdringliches Dickicht einem Urwalde gleicht und ohne Zweifel ist dieses grüne Labyrinth noch nie in seinem ganzen Umfange von Menschenhand berührt worden“ (Leist 1885: 4).

Die Schilderung der Natur nimmt bei Leist insgesamt einen ausgesprochen prominenten Stellenwert ein. Dabei überwiegen eindeutig die Gebirgsmotive. Die „unbeschreiblich schöne Küste des Kaukasus mit ihren weit die Wolken überragenden Bergen“, „das Schauspiel seiner malerischen Berglandschaften“ (ebd.: 1), grüne Berge, die ihn „mächtig zu sich locken“ (ebd.: 4), „unvergleichlich schöne Berge“ (ebd.: 7) faszinieren ihn. An dieser Stelle kann noch einmal auf Michail Lermontow hingewiesen werden.

Dir, wilder Herr der Erde, Kaukasus,
Dir widme ich wieder schwärmende Gesänge
(Lermontow bei Pleitgen 2017: 82).

Derartige Beschreibungen Lermontows haben bei Leist sicherlich Eindruck hinterlassen. Leist kannte Lermontows Werke, er erwähnt den russischen Dichter einige Male in seinem Bericht. An Lermontow muss er denken, als er den gleichen Weg fährt, den Lermontow in seinem Werk *Der Novize/Mcyri* (1839) ausmalt:

Unser Weg führt vorerst zur Mündung der Aragwa in den Kur, zu der Stelle, deren Schönheit Lermontow in seinen „Mzyren“⁸² besingt. Hier erheben sich zu beiden Seiten hohe Berge, die ziemlich steil sind und beide Flüsse in enge Täler einschliessen, was einen höchst romantischen Anblick gewährt (Leist 1885: 60 f.).

Die angeführten Textpassagen machen deutlich, dass Leists Wahrnehmung auf seiner Georgienreise durch die romantischen Beschreibungen Lermontovs geprägt war.

Insgesamt entwirft Leist Georgien in seiner natürlichen Beschaffenheit eindeutig positiv und zeigt sich von der Schönheit georgischer Landschaften fasziniert. Seinen Bericht beginnt der Autor mit einer Naturbeschreibung. Er ist beeindruckt von den Landschaften des Südens und stellt Georgien als eine „Märchenwelt“ dar:

⁸² „Mzyren“/Mziri - მჯირნი (Georgisch) = der Novize

Dann steigt der Mond weit hinter den Bergen auf und sein Silberschimmer ergiesst sich auf diese Märchenwelt und von neuem liegen Berge und Flure im Zauberscheine da (Leist 1885: 8).

Neben Berglandschaften ziehen ihn das Meer, Wälder und „unbeschreiblich schöne Täler“ in seinen Bann (ebd.: 64), mächtige Felsen, der „heitere Himmel des Südens“ und die Verschiedenartigkeit der Landschaften, „die wie Zauberbilder bei jeder Wendung der Bahnlinie in neuer, überraschender Pracht hervortreten“ (ebd.: 6). Die reiche Vielfalt der georgischen Naturlandschaften bewertet Arthur Leist an mehreren Stellen als „herrlich“ und „malerisch“:

Immer schöner, malerischer und verschiedenartiger wird die Landschaft, und ohne Übertreibung darf man diese Eisenbahnlinie zu den reizvollsten in ganz Europa rechnen, wenn sie nicht etwa gar alle andern an Naturschönheiten übertrifft. Schwerlich findet man wo anders so herrlich grüne Berge und so malerische Thäler wie hier (Leist 1885: 5).

Schließlich gelangt Leist zu der Auffassung, Georgien sei ein „Paradies ohne Gleichen“:

Wer Augen hat, der schaue jetzt, wer ein Herz hat, der empfinde die Wonne dieser Herrlichkeit, denn ein Paradies ohne Gleichen thut sich hier den Blicken auf! Entzücken malt sich auf dem Antlitze eines Jeden und in begeisterten Worten äussert sich dasselbe. Führwahr, herrlich ist diese Gebirgslandschaft, so herrlich, dass sich ihre Pracht gar nicht beschreiben lässt und mein Nachbar hatte Recht, wenn er sagte, dass man jeden einzelnen Berg und Felsen, jeden Baum und Strauch, jede Blumenflur und Quelle beschreiben müsse, um diese Schönheit annähernd in Worte auszudrücken (ebd.: 7).

So fasst Leist seine positiven Eindrücke von den Landschaften Georgiens zusammen. Diese ästhetische Darstellung spiegelt nicht nur seine emotionale Berührung im Angesicht der Schönheit Georgiens, sondern auch den Geist der Romantik, und lässt vor allem deutlich die literarischen Vorlagen dieser Wahrnehmung zutage treten. Leists Werk stellt den Höhepunkt einer „ethnographisierten literarischen Kaukasus-Romantik“⁸³ dar.

⁸³ Diesen Ausdruck benutzt Thomas Grob in seinem Beitrag *Phantasie oder Ethnographie? Vom anmerkenden Bezug russischer Romantiker auf das kaukasische Fremde* (Grob 2018: 152).

3.2.4.2 „Denn der Orient ist bunt, verschwenderisch und malerisch“

*In seinen stolzen Palästen
Und Häusern ohne Zahl
Und dem bunten Menschengewimmel
Auf Märkten und Basar –
Darüber wölbt sich klar
Der warme, blaue Himmel
(Bodenstedt 1868: 217 f.).*

„Malerisch“ sind für Leist nicht nur die Landschaften. Das Fremde insgesamt bezeichnet er als „bunt“ und „malerisch“. Ein anschauliches Beispiel hierfür ist die Schilderung des Basars mit den Farben und anderen prototypischen Schätzen des Orients:

Nach den malerischen Gestalten, die sich auf dem Basar wie Schauspieler auf der Bühne herumbewegen, giebt es hier auch zahlreiche Gegenstände, die die Blicke mächtig an sich locken. Alles, was den Töchtern des Orients zur Hebung ihrer Reize dient, alle Luxussachen ihrer Wohnungen und tausend andere Gegenstände liegen hier ausgebreitet da und harren ihrer Käufer. Goldene Ohrringe, Halsgeschmeide, Armspangen, Talismane, Ringe besetzt mit den verschiedensten Edelsteinen, silberne Gürtel und Dolche blinken hier verführerisch den Vorübergehenden entgegen und werden tausendmal des Tages von zarten Damen Händen umgedreht und von lüsternen Augen angeschaut. Wo anders liegen prachtvolle Seidenzeuge, bei deren Anblick manche Schöne in Zittern gerät, teure persische Teppiche, Tücher, Tschadren, Schleier mit phantastischen Mustern, und wieder wo anders silberne Ketten, Uhren, Becher, kleine Säbel, silberne Knöpfe, Nadeln und Schnallen, alles emailliert und kunstvoll gearbeitet. Weiter sieht man verschiedenste Formen, Pantoffeln, Kissen, Pelzmützen und tausend, tausend andere Sachen [...] (Leist 1885: 20).

Mit der Darstellung der Basar-Szene und der detaillierten Aufzählung der orientalischen Gegenstände verweist Leist zum einen auf die kulturellen Leistungen des Orients, die zur Vielfalt und Größe der georgischen Kultur wesentlich beigetragen haben. Das georgische Kunsthandwerk erscheint – zumal wenn es nicht in einem religiösen Zusammenhang steht – wesentlich durch eine orientalische Ästhetik geprägt. Zum anderen sorgt seine emotionale Schilderung und die Aufzählung etlicher Stereotype des Orientalischen für ein exotisches Bild des Handelsplatzes: Mit dieser orientalischen Ästhetik bei der Basar-Beschreibung (Farben, Glanz, Dekor...) exotisiert und romantisiert Leist das orientalische Fremde. Der Basar ist für ihn auch „der am meisten die Neugierde erweckende Teil der Altstadt [...], welcher vom Morgen bis zum Abend mit Ausnahme der heissen Mittagsstunden ein höchst

verschiedenartiges Bild gewährt“ (Leist 1885: 15). Dort begegne man allen Typen des Kaukasus und Westasiens, ein buntes „Völkergemisch“ mit „unbeschreiblichem Gedränge und Lärm“. Im Basar herrschten eine Farbenfreude und eine Fülle an Produkten,

denn der Orient ist bunt, verschwenderisch und malerisch. Der Orient liebt die Farbentracht, den Glanz und die mächtigen Eindrücke, der Orient verachtet die Mode, denn der Wechsel der Farben, des Glanzes und der Eindrücke erregt mehr als der Wechsel des Schnittes, der Schattierung oder Theorie (ebd.: 20).

Bei der Schilderung der traditionellen Basar-Szene werden Aspekte herausgehoben, die für das europäische Auge aus dem Rahmen des vertrauten europäischen Alltags fallen. Obwohl als „verschwenderisch“ und „unmodisch“ illustriert, erfreut sich Leist, überwältigt von der Opulenz und Vielfalt, einerseits an dieser farbenreichen Lebendigkeit auf dem Markt und generiert ein positiv beladenes Kontrastbild zum europäischen Abendland. Andererseits verweist er mit der Äußerung, der Orient würde Mode verachten, einmal mehr auf die Rückständigkeit und Unveränderbarkeit des orientalischen Menschen, wenn man Mode als ein für die kapitalistische Moderne symptomatisches Phänomen betrachtet, das für Veränderung und Geschmack steht. Solch bunte Bilder gehörten nicht mehr zur modernen Zeit, sondern eher zur Vorzeit, so Leist (Leist 1885: 31 f.). Auch an dieser Stelle tritt Leists eurozentrische Betrachtungsweise deutlich zutage. Seine Feststellung eines „unmodischen“ Kleidungsstils basiert allein auf dem Vergleich mit ihm vertrauten Modeerscheinungen in europäischen Metropolen. Die Möglichkeit einer davon unabhängigen, eigenen modischen Entwicklung in Georgien erweist sich jenseits seiner Vorstellungswelt. Wenn man berücksichtigt, dass Leist den Tbilisser Markt einmal – oder allenfalls wenige Male innerhalb eines kurzen Zeitraums – besucht haben kann, hätte er gar nicht beurteilen können, ob die „orientalische Garderobe“ zu seiner Zeit eine andere Modeerscheinung zeitigte als etwa vor fünfzig Jahren. Dafür fehlte ihm schlicht der Vergleich, um eine etwaige eigenständige modische Entwicklung nachvollziehen zu können.

3.2.4.3 „Schwarzäugige Töchter des Orients“

*Auf den Balkonen finden sich
Allabendlich bei Mondschein
Viel Schmucke, schlanke Mädchen ein,
Sie lehnen über die Ränder.
Im Antlitz Huld und Süße –
Es flattern die bunten Gewänder,
Es zücken die kleinen Füße –
Die dunklen Augen Feuer
Blitzt durch die hellen Schleier.
(Bodenstedt 1868: 218)*

„Schwarzäugige Töchter des Orients“ nennt Leist Frauen in Georgien (Leist 1885: 11). Allerdings lassen sich diese aufgrund Leists Beschreibungen in zwei Kategorien gruppieren: die schöne, aber kalte Georgierin und die reizvolle, verführerische Orientalin. Der erste Frauentypus entspricht dem von Elene Gogiaschwili beschriebenen Bild der georgischen Frau; der zweite Typus korrespondiert mit dem im 19. Jahrhundert verbreiteten Bild einer Orientalin. Gleichzeitig bietet Leist ein differenziertes Bild dieser Typologie, indem er auch innerhalb dieser zwei Typen Unterschiede benennt.

Laut Elene Gogiaschwili wurde bereits in der Frühen Neuzeit ein stereotypes Bild georgischer Frauen in der europäischen Reiseliteratur vermittelt (Gogiaschwili 2008: 7). Sie wurden als besonders hübsch,⁸⁴ jedoch auch als „kalt“ und „gefühllos“ im Vergleich zu den europäischen Frauen dargestellt (ebd.: 13). Dieses stereotype Muster wiederholt sich in Leists Reisebericht. In seinem Frauenbild finden sich Akzente, die vor allem Bodenstedts Ansichten aufgreifen. Leist adaptiert sogar die Sprache seines Vorgängers.

Insgesamt nimmt die Darstellung der Frauen in Leists Reisebericht einen besonderen Stellenwert ein. Auf seiner Reise durch Georgien erwartet Leist, „schönen Frauen“ und „kühnen Rittern“ zu begegnen (Leist 1885: 6). Wie Bodenstedt, der Leist zufolge zur Verbreitung des „Schönheitsruhmes“ der Georgierinnen beigetragen hat, lobt auch Leist nicht selten deren Schönheit und wünscht sich abends, „manch schönes Mädchenantlitz“ auf den persischen Balkonen zu sehen:

⁸⁴ „Die Weibpersonen sind sehr freundlich, höflich ehrbietig und die schönsten Creaturen in ganz Asien, so voll Manns – als Weibs – Personen sind von langer und wohl-proportionierter Gestalt, haben fast alle braunes Haar, schwarze grosse und angenehme Augen, weisse und zarte Haut“, so schrieb der niederländische gelehrte Olfert Dapper (1636–1689) über Georgierinnen (Gogiaschwili 2008: 8).

Auf diesen Balkonen [...] kann man des Abends manch schönes Mädchenantlitz erblicken. Ja, es zittern hier noch allabendlich jene kleinen Füßchen, die Bodenstedt in seinen Liedern des Mirza Schaffy besingt, denn die Gewohnheit der Tifliser Frauen und Mädchen, den Abend auf dem Balkon zu verbringen, hat sich wohl seitdem in nichts geändert (Leist 1885: 10 f.).

Auch in Imeretien nutzt Leist die Gelegenheit zu betonen, er sei im Land „der schönen Frauen“. Damit bestärkt er das Stereotyp der schönen Georgierin:

Ich bin also im Herzen Imeretiens, dieser Perle Georgiens, deren Rosen und schöne Töchter weithin berühmt sind. Auf das Wohl der letzteren leere ich ein paar Gläser Kachetinerwein, werfe dann einige verstohlene Blicke auf die vor dem Bahnhofe spazierenden Kutaiserinnen und weiter geht es nach Tiflis (ebd.: 6).

Was die äußere Schönheit betrifft, weist Leist den Georgierinnen die erste Stelle unter allen Frauen in der Kaukasusregion zu (ebd.: 19). Allerdings betont er, dass es neben vielen schönen Georgierinnen auch etliche unattraktive gebe. Gleichzeitig verweist Leist, so wie bereits Bodenstedt (vgl. Kap. 3.2.1, erster Teil), auf die vergängliche Schönheit georgischer Frauen:

Übrigens ist die Schönheit und Frische der Georgierinnen nicht von Dauer, für sie besteht nur ein Lenz, der Sommer aber ist schon Herbst, denn im Alter von einigen zwanzig Jahren beginnen ihre Reize zu welken und sie welken schnell wie alle Blumen unter den glühenden Strahlen der Sonne Georgiens. Deswegen sind hier hingewelkte Schönheiten eine äusserst gewöhnliche Erscheinung und die meisten Frauen sind schon alt ehe sie noch ihr vierzigstes Jahr erreicht haben (Leist 1885: 18).

Zudem hält Leist „dieselben regelmäßigen Gesichtszüge“ bei allen Georgierinnen für langweilig und führt aus, aus „ihren grossen, dunklen Augen“ spreche „zwar viel Sanftmut, aber nur wenig Glut, die doch jedem schönen Frauenantlitze so viel Zauber“ verleihe (vgl. Kap. 3.2.1, erster Teil). So muss er auch seiner durch die Argonautensage beeinflussten Erwartung widersprechen, Georgierinnen wären der zauberkundigen Medea aus Kolchis ähnlich. Diese Vorstellung deckt sich nicht mit Leists Beobachtung, denn es fällt ihm schwer, jenen verführerischen Reiz in ihren Gesichtszügen zu bemerken, der an Medea erinnern könnte. Im Gegenteil, georgische Frauen zeichnen sich Leist zufolge durch ihre „Milde“ und „Anmut“ aus und sind auffallend schüchtern:

Wir sind hier an der Grenze Guriens und Mingreliens, dem alten Kolchis, aus dem einst Jason das goldene Vliess und die Giftmischerin Medea holte. Eben steigen zwei Mingrelierinnen in unseren Waggon, die ersten Töchter des

Landes, die mir begegnen. In ihren Gesichtszügen liegt Anmut und Milde, aber kein verführerischer Reiz und überhaupt nichts, das an eine Medea erinnerte (Leist 1885: 4 f.).

In diesem Fall müssen sich Leists Vorstellungen den wirklichen Verhältnissen anpassen. Dies führt zu einem differenzierteren Bild der georgischen Frau.

Die Schüchternheit und Bescheidenheit der georgischen Frauen betont Leist auch an einer anderen Stelle, wenn er sie mit „leblosen Säulen“ vergleicht, die schweigsam und mit „niedergeschlagenen Augen fast bewegungslos“ dasäßen (Leist 1885: 18). Zum Schluss resümiert Leist, dass die Natur die Georgierinnen „mit seltenen Körperreizen begabt, ihnen aber ein sanftes Temperament verliehen“ habe (ebd.: 69). Leists Bild der Georgierinnen stimmt an dieser Stelle mit dem im 19. Jahrhundert verbreiteten Bild der georgischen Frau überein. Hier können Parallelen zu Bodenstedt gezogen werden, der georgische Frauen als „ruhig“ und „träge“ darstellt (vgl. Kap. 3.2.1, erster Teil). Zudem beschreibt Leist Georgierinnen als „würdevoll“ und „tugendhaft“, aber auch „bescheiden“, insbesondere im Umgang mit Männern (Leist 1885: 67). Die sogenannte „Kälte“ und fehlende „Verführerinnenrolle“, die Leist den Georgierinnen nachsagt, erklärt er einerseits mit ihrem „sanften Charakter“, andererseits mit dem patriarchalischen Gesellschaftssystem und der gesellschaftlichen Lage der georgischen Frau in der Vergangenheit und zu seiner Zeit. Leist führt an, dass Georgierinnen früher auf gewisse Weise „abgesondert“ gewesen seien: „Zwar existierten niemals Hareme in Georgien, aber trotzdem lebten hier früher die Frauen in einer gewissen Getrenntheit von den Männern und bewohnten einen besonderen Teil des Hauses, den zu betreten den Männern nicht gestattet war“ (ebd.: 68). Sie hätten sich nur eingeschränkt am gesellschaftlichen Leben beteiligen können und wenn sie sich in der Öffentlichkeit hätten sehen lassen, dann verschleiert wie muslimische Frauen. Jedoch betont Leist, dass derartige Gebräuche zu seiner Zeit bereits abgeschafft seien, Frauen in Georgien immer hohes Ansehen genossen und deren Stellung nie der Lage muslimischer Frauen entspreche. Darüber hinaus stellt Leist die Georgierinnen über andere Frauen des Orients, wenn er über deren „Sittlichkeit“ spricht, und hält sie für „treue Gattinnen und gute Mütter“. Frauen, „in denen der Hang zu sinnlichen Genüssen ziemlich stark ist“, und die unter allen Völkern anzutreffen seien, hält er für Ausnahmen (ebd.: 69). Unterstrichen werden muss, dass Leist die Georgierinnen deutlich von muslimischen Frauen unterscheidet, indem er ihre Sittlichkeit und ihr höheres Bildungsniveau betont.

Georgierinnen erscheinen Leist einerseits orientalisch, gerade was ihr Äußeres betrifft, andererseits aber christlich, wenn es um ihre Verhaltensorientierung geht. Ähnlich wie Gustav Radde betrachtet auch Leist Georgier und Georgierinnen generalisierend als christlich, womit er Vertreter und Vertreterinnen anderer Konfessionen, die im Lande neben Christen wohnten, ignoriert oder, wie die muslimische Bevölkerung, gesondert behandelt.

Im Vergleich zu Radde – Werner von Siemens schenkt der Darstellung der georgischen Frau keine Aufmerksamkeit – liefert Leist ein deutlich vielseitigeres Bild der georgischen Frau, wobei er sowohl auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart eingeht. Seine Beschreibung erweckt den Eindruck, dass er die gesellschaftliche Rolle der georgischen Frau im 19. Jahrhundert begreift und durchaus differenziert betrachtet.

Noch im 19. Jahrhundert bestand die eigentliche gesellschaftliche Funktion einer Frau in Georgien hauptsächlich in der Kindererziehung. Die Frau hatte keine gesellschaftlichen und politischen Rechte. Ihre einzigen Rechte wurden zuerst von ihren Eltern und dann vom Ehemann vorgeschrieben (Gambashidse 2020: 18). In vielen traditionellen Familien galten Fähigkeiten wie Stricken und Nähen als ausreichend für eine Frau (ebd.: 36). Die Mehrheit der Gesellschaft hielt Frauenbildung für unnötig und sprach den Frauen das Recht zur Beteiligung am sozialen Leben ab (ebd.: 34). Nestan Gambashidse zitiert in ihrer Dissertation *Literarisch-publizistische Tätigkeit der georgischen Frauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* Barbare Jorjadse (1833–1895), die erste Frau in Georgien, die sich für Frauenrechte und allgemeine Bildung sowohl für Frauen als auch für Männer einsetzte: „Ihr [der Frau] wurde schon in der Kindheit nachgesagt: Da du als Frau geschaffen wurdest, musst du einer Regel folgen, schweigen, niemanden anschauen, nirgendwo hingehen, Ohren zuhalten, Augen verschließen und sitzen bleiben! Mit Bildung und Fremdsprachen kannst du nichts anfangen“ (übersetzt von der Verfasserin; Gambashidse 2020: 49 f.). Noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmten die Traditionen die Gefühle, Ehen wurden arrangiert (ebd.: 72). Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichnete sich aber auch in Georgien durch große Veränderungen aus. Frauen fingen an, für ihre Rechte, für Bildungsmöglichkeiten und ihre Selbstständigkeit in der Gesellschaft zu kämpfen, und sie wollten sich an der Lösung aller gesellschaftlich relevanten Probleme beteiligen (ebd.: 8). Parallel engagierten sich bekannte Persönlichkeiten, wie Ilija

Tschawtschawadse, für die Förderung der soziokulturellen Rolle der Frau (Gambashidse 2020: 31). In den Zeitungen wurden Beiträge zur Frauenbewegung in Europa gedruckt, und es wurde über die Emanzipation der europäischen Frauen berichtet, beispielsweise über die Anzahl der Studentinnen an europäischen Universitäten, an denen nun Männer und Frauen zusammen studieren durften (ebd.: 26). Die Gleichberechtigung von Mann und Frau wurde betont (ebd.: 30). 1870 gründeten die drei ersten Vertreterinnen der georgischen feministischen Bewegung *Die Genossenschaft der georgischen Frauen* (ebd.: 26). Immer mehr Frauen versuchten, sich auch am öffentlichen Leben zu beteiligen. Sie beschäftigten sich aktiv mit der Verbreitung von Bildungsangeboten auch außerhalb ihrer Familien. In der Verwaltung der *Gesellschaft zur Verbreitung der Lese- und Schreibkunde unter den Georgiern* waren sowohl Männer als auch Frauen tätig. Sie arbeiteten in Bibliotheken und Verlagen, bei Zeitungen, in denen sie ihre eigenen oder die von ihnen übersetzten literarischen Werke oder Artikel veröffentlichten, schrieben über Frauenbewegungen weltweit und kämpften für ihre Rechte (Ninidse, 2017). Dieser gesellschaftliche Umbruch verursachte teilweise eine Desorientierung eines Gesellschaftsteils, der zwischen traditionellen Werten und modernen Anforderungen umherirrte (ebd.: 40). Vor allem Frauen waren zwischen christlichen, orientalischen und modernen (emanzipatorischen) Vorstellungen hin- und hergerissen und mussten widersprechenden Anforderungen entgegentreten. Diese Entwicklungen finden in Leists Reisebericht keine explizite Berücksichtigung, allerdings weist er auf die Umbrüche hin, die in Bezug auf die gesellschaftliche Rolle der Frauen in Georgien zu seiner Zeit stattfanden. Er berichtet über „Grossmütter“ und „Tanten“, die an alten Traditionen haften, und über „Töchter und Enkelinnen“, die sich von diesen Traditionen zu befreien versuchen:

Heute bestehen diese Gebräuche nicht mehr, aber wohl kann man zahlreiche ältere Georgierinnen finden, die mit Ärger von der Freiheit und Zwangslosigkeit ihrer Töchter und Enkelinnen sprechen, welche anstatt der alten Pantoffeln Stiefelchen mit hohen Absätzen tragen und unverschleiert Gesicht und Taille den Blicken der Männer aussetzen. Der Einfluss dieser Grossmütter und bejahrten Tanten ist natürlich noch nicht ganz erloschen und trägt nicht wenig zu der Reserve bei, die gegenwärtig noch viele Georgierinnen im gesellschaftlichen Verkehr beobachten. Es betrifft dies hauptsächlich Frauen, die ihre Erziehung im Elternhause genossen haben, während andere, welche in öffentlichen Anstalten oder unter der Leitung ausländischer Lehrerinnen erzogen wurden, sich weit freier bewegen (Leist 1885: 68).

Des Weiteren weist Leist auf die erhöhte Zahl der Mädchenschulen sowie die vermehrten Unterrichtsfächer in diesen Schulen hin, womit er eine weitere positive Entwicklung für die Rolle der Mädchen und Frauen in Georgien thematisiert.

Von den – generell als christlich wahrgenommenen – Georgierinnen separiert Leist den zweiten Typus der Frauen, den er einfach Orientalinnen nennt. Diesen zweiten Typus der Frauen beschreibt Leist zum Beispiel in der Basar-Szene, in der er ein mit Stereotypen beladenes Bild der Orientalinnen zeichnet: Er stellt sie als reizvoll dar mit „zarten Händen und lüsternen Blicken“, die sich auf Luxusgegenstände richten, „gierig“ nach Gold und Silber, Glanz und Farbe, Seide und Schmuck, „zitternd“ beim Anblick des kostbaren Schmucks, die diese Gegenstände „tausendmal“ in die Hand nehmen mussten (Leist 1885: 20). Diese Beschreibung erinnert an Leists Vorgänger Bodentstedt, der circa fünfzehn Jahre vor ihm ähnliche Eindrücke gesammelt hatte:

Die schönen Mädchen von Tiflis,
Die lieben Schmuck und Zier:
Ein Diadem die Stirne
Schmückt jeder jungen Dirne;
Von Samt und Seide schier
Muß Beinkleid und Gewand sein, buntfarbig jedes Band sein
Die Füßchen fein beschuht,
Und blendendweiß die Tschadren –
Man darf darob nicht hadren;
Es steht dem Mädchen gut
(Bodentstedt 1868: 96)!

Leist beschreibt auch die in Tbilissi wohnenden Musliminnen („Perserinnen und Tatarinnen“) als „scheu“, „verschleiert“ und „geheimnisvoll“, was den über muslimische Frauen im 19. Jahrhundert verbreiteten Stereotypen entspricht. Sie würden sich sorgfältig vor den Männerblicken verbergen, indem sie vor allem im öffentlichen Raum vollständig in dichten Tschadors gekleidet seien. Leist gibt den fremden Frauen Namen, nennt sie „Fatma“ oder „Sulejma“, das heißt, er nutzt die verbreitetsten muslimischen Frauennamen, um sie zu verallgemeinern. Zudem legt er dar, wie er sie unter ihren Balkonen stehend neugierig beobachtet. Leist exotisiert diese Frauen, wenn er ihr Geheimnis lüften will und sie ohne Schleier sehen möchte:

Sulejma, eine bildhübsche Brünette mit wahrhaften Feueraugen näherte sich eben in ihrem Morgengewande dem Balkongeländer, um ein mit Wasser gefülltes Waschbecken auf die Strasse auszugießen. Doch in demselben Augenblicke bemerkten mich die Gazellenaugen des Mädchens, es trat einen

Schritt zurück, ihre Hände begannen zu zittern und o Xantippe! die halbe Füllung des Waschbeckens floss auf mich herab. – Merci, ma belle fille! Rief ich aus und Sulejma errötete wie eine Rose. Fatma überraschte ich, neugierig durchs Fenster blickend, beim Spiegel, als sie ihre herrlichen Zöpfe flocht (Leist 1885: 19).

Die Ausdrücke „bildhübsche Brünnette“ und „Feueraugen“, „Gazellenaugen“ und „herrliche Zöpfe“ romantisieren in Verbindung mit den Namen „Sulejma“ und „Fatma“ die orientalische Herkunft der beiden Frauen und reproduzieren das Stereotyp einer orientalischen, stolzen und temperamentvollen Fremden.

An dieser Stelle können Parallelen zu Michail Lermontow und Friedrich Bodenstedt gezogen werden: Sigrid Anna Eder stellt in *Der Gefangene im Kaukasus* (1829) von Lermontow eine gewisse „orientalistische Tendenz“ fest. Vor allem in der Beschreibung der jungen Tscherkessinnen, „die sich im Fluss badend Blumen in ihre dichten Haare stecken und orientalische Lieder singen“, würden gewisse exotische Elemente mitschwingen, welche die Basis für eine Stereotypisierung des Fremden – wenn auch im positiven Sinne – schufen (Eder 2012: 39). Während Leist Sulejma und Fatma heimlich beobachtet, besingt Bodenstedt eine gewisse Fatima (*An Fatima*) mit folgenden Worten: „Ich glühe für dich – aber kalt bleibst du,/Und selber ruhig, – raubst du meine Ruh...“ (Bodenstedt 1868: 193). Bodenstedts Fatima scheint genauso abweisend zu sein wie die von Leist dargestellten Frauen.

Dieses Bild der orientalischen Frau ist eindeutig vorgeformt, denn Leist bedient sich der verbreiteten Stereotype zu den Orientalinnen und bestärkt diese dadurch. Die beschriebenen Szenen im Basar oder auf den Balkonen, in denen Leist Orientalinnen beobachtet, wirken überschwänglich und stellen den Wahrheitsgehalt des Erzählten infrage – dass Leist die von Gold und Silber begeisterten, verschleierten Orientalinnen stundenlang beobachten konnte, darf zumindest bezweifelt werden.

Im Ganzen bietet Arthur Leist eine vielfältige Darstellung der in Georgien lebenden Frauen: Er beschreibt Christinnen und Musliminnen, Bäuerinnen und Vertreterinnen der höheren gesellschaftlichen Klasse, Anhängerinnen der alten Sitten und Gebräuche und auch diejenigen, die sich europäisch orientierten, die attraktiven und unattraktiven. In dieser Hinsicht ist Leists Bild der georgischen Frau viel differenzierter als das von Gustav Radde gezeichnete.

3.2.5 Stereotype Vorstellungen bei Leist

Trotz seiner differenzierteren Wahrnehmung georgischer Frauen, bleiben Leists Darstellungen oft klischeehaft und durch vorgefertigte Meinungen geprägt. Auch in anderen Zusammenhängen vermittelt Leist feststehende Vorstellungen, die den gängigen Stereotypen entsprechen, welche ihre Wurzel im von Edward Said beschriebenen Überlegenheitsgefühl gegenüber den orientalischen Völkern im Sinne des Orientalismus haben (vgl. Kap. 2.1.3).

Beispielsweise wird aus Leists Schilderungen deutlich, dass er seine Reise mit einer bestimmten Idee vom Orient angetreten hat. Zu seinem präfigurierten Orientbild gehören einerseits „elende Häuser“, „Moscheen“, „halb zerlumpte Türken und Griechen“, „phantomartig verschleierte Weiber“ (Leist 1885: 3), „asiatische Barbarei“ (ebd.: 92), andererseits auch „orientalischer Luxus“, den er nur in der Hauptstadt antrifft (ebd.: 54), Liebe zu Gold und Schmuck (ebd.: 90), eine „überschwängliche“ (ebd.: 106) und „derbe“ Sprache (ebd.: 118) und Ähnliches mehr.

Leist ist ein Entdeckungsreisender, der stereotype Systeme und Vereinfachungen ausgezeichnet nutzt, um sich und seiner Leserschaft die fremde Realität begreiflich zu machen. Die Bezeichnung Georgiens als „romantisch“ (ebd.: 56) und als „Märchenwelt“ (ebd.: 1, 8) impliziert schon Stereotype und Klischees.

Das beste Beispiel für Stereotypisierungen ist am Anfang seines Berichts zu finden, wo Leist jeder ethnischen Gruppierung in Tbilissi gewisse verallgemeinernde Attribute zuschreibt: „Bis an die Zähne bewaffnete“ Tscherkessen seien „hochmutig“, auch den Chewsuren fehle „natürlich“ kein Kinschal, „pffiffige Perser“ seien nur „scheinbar ernst“ und würden es am besten schaffen, Käufer in ihre Läden zu locken. Ihnen würde laut Leist statt einer Schaffellmütze eher Fuchsfell stehen, denn sie seien „durchtriebene Betrüger“. Bewaffnete Lesgier seien in der Regel „raublustig“. Über die Lesgier schreibt Leist:

Heute sind die Lesgier übrigens scheinbar friedliche Leute geworden, aber bei der ersten Gelegenheit würden wohl diese beurlaubten Räuberhelden wieder scharenweise in Georgien einfallen und wie früher die schönsten Mädchen und fettesten Hämmel wegholen (Leist 1885: 15).

Den Höhepunkt dieser vorangehenden Stereotypisierungen bildet das morgenländische Sprichwort: „Ein Grieche betrügt drei Juden, ein Armenier drei Griechen, ein Perser drei Armenier“ (ebd.: 16). In den genannten Fällen kann sogar von entwürdigenden Vorurteilen gesprochen werden, die stark eurozentrisch

determiniert sind, denn die Eigenschaften „raublustig“, „pfiffig“, „betrügerisch“ passen nicht zum verbreiteten Bild eines Europäers. Dahingegen wirkt die Beschreibung eines deutschen Kolonisten neutral und sachlich, sogar sympathisch:

Auch der deutsche Kolonist fehlt nicht in ihrer bunten Menge. Seit nahezu vierzig Jahren wohnen nämlich in der Umgegend von Tiflis deutsche Ansiedler, die grösstenteils aus Württemberg stammen und bis heute Tracht und deutsche Sitte bewahrt haben. Die meisten von ihnen sind längst wohlhabende Leute, denn ausser dem Ackerbau betreiben sie auch Handwerke, die hier zu Lande sehr nutzbringend sind (Leist 1885: 16).

Selbstverständlich hatte Leist auf seiner Reise nicht die Möglichkeit, Vertreter jeder Ethnie persönlich kennenzulernen und ihre Charaktereigenschaften zu identifizieren. Es liegt auf der Hand, dass er sich zahlreicher Stereotype bediente, unter anderem auch der lokalen Stereotype zu Persern und Armeniern als geschickte Händler. So wurden komplexe Informationen auf wenige Merkmale reduziert, die wiederum verallgemeinert wurden.

3.2.6 Georgien als antikes Arkadien und ein Sehnsuchtsland

Die Hoffnung aufs Paradies zieht auf Absolutes. Sie ist das Urverlangen des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens, aus einer im Argen liegenden Welt immer wieder aufzubrechen und sich auf die Suche nach jenem guten Zustand zu machen, in dem die Welt angeblich einmal angefangen hat und den sie – wie wir uns immer wieder hoffnungsvoll ausmalen – irgendwann auch einmal wieder erreicht oder der irgendwo enthalten ist. Es ist der Wunschtraum der Erlösung von Arbeit, Hunger, Krankheit, Tod, der Wunschtraum von jenem Leben voller Harmonie wie es vor dem schmerzhaften Riß des Sündenfalls gewesen sein soll (Heuermann 1994: 87).

Das Bild, welches Arthur Leist von Georgien zeichnet, ist im Ganzen vielschichtig. Leist erzählt von Stadt- und Landleuten, der Natur, den Sitten und Gebräuchen sowie der Geschichte und Kultur. Auch wenn der Autor kulturkritische Betrachtungen und kritische Äußerungen über die Einheimischen, deren Sitten und Gebräuche liefert, die Entwicklung des Landes als rückständig bewertet, schildert er insgesamt auch viel Positives über das Land und seine Bewohnerinnen und Bewohner. So hebt er auch verschiedene Merkmale ihrer Kultur und ihres Charakters anerkennend hervor. Die Bewertung des Fremden wirkt im Endeffekt positiv, weil es als naturnah und ursprünglich dargestellt wird. Auch das Festhalten an überlieferten kulturellen

Traditionen erscheint ihm anerkennenswert. Leist findet im fremden Land eine Lebenswelt, die an Motive des antiken Arkadiens erinnern.

Arkadien, die griechische Landschaft im mittleren Peloponnes, galt wegen seiner Unberührtheit den Vertretern der antiken Stadtkulturen „als Musterort der Tugendhaftigkeit und Genügsamkeit und wurde zum Schauplatz einer idealisierenden ‚arkadischen‘ Literatur und Kunst“ (*Lexikon der Kunst* 1996: 257). Als Erster hat Vergil mit seinen *Eklogen* die griechische Landschaft Arkadiens in jenes Projektionsbild transformiert, „das geschichtslos und zivilisationsfern zum Inbegriff idyllisch-naturnaher Lebensform geworden ist“ (Rommel/Vogt-Spira 2008: 225). Einen Aufschwung erlebte die arkadische Welt ab dem 15. Jahrhundert mit der großbürgerlich aristokratischen Villenkultur und wurde zum Reflex oder Ausdruck der „Stadtmüdigkeit“. „Es ging dabei und fortdauernd bis ins 19. und 20. Jahrhundert um den Einklang von Mensch und Natur“ (*Lexikon der Kunst* 1996: 257 f.).

In seinem Beitrag *Erinnerung, Idyll, Konflikt, Utopie* (2008) spricht Achatz von Müller über die letzte vorrevolutionäre europäische Generation des 18. Jahrhunderts, die „auf der Flucht vor Dynasten, Höfen, Konflikten, Hierarchien, Perücken, Zeremonien“ war und für die das griechische Arkadien zu einem „Fluchtraum aus den Zwängen etikettierter und hierarchischer Standesordnung“ sowie zu einem Zufluchtsort für Freiheit, Frieden und Natur geworden ist (Müller 2008: 365, 372). Diese Generation entdeckte in „Arkadien“ die Ideallandschaft der Ursprünglichkeit, Freiheit und Einfachheit (ebd.: 366). Eine natürlich einfache, ideale Ordnung ohne Konflikte sowie Freiheit und Konsequenzlosigkeit der eigenen Handlungen sind die Kennzeichen Arkadiens für Michael Rössner (Rössner 1988: 37).

Auch Arthur Leist entdeckt in Georgien eine Ideallandschaft. Einerseits plädiert er in seinem Werk für den Fortschritt, dabei dient ihm Europa als Modell. Andererseits romantisiert er das Land als antikes Arkadien, indem er Georgien als exotisch, ursprünglich, authentisch und als Paradies skizziert. Georgier schildert er als Ritter, noch verschont vom schädlichen Einfluss der Zivilisation, tugendhaft und unverdorben, integriert in eine ideale Landschaft. Eine derartige Darstellung kommt den Vorstellungen vom Paradies⁸⁵ auf Erden sehr nahe. Im christlichen Georgien

⁸⁵ *Das Lexikon der christlichen Ikonographie* definiert das Paradies folgendermaßen: „Das irdische Paradies als Urwohnung der Menschen, ein blühender Garten mit vielerlei Blumen und guten Früchten. In ihm herrscht Wasserfülle, in seiner Mitte gedeihen der Lebensbaum und der Baum der Erkenntnis. [...] heidnisch-antiker Jenseitsvorstellung noch eng verwandt, herrscht in der ersten Zeit des Christentums die Darstellung des Paradieses als Idyll. Hierzu werden vor allem Gartenmotive verwendet (Bäume, Blumen, Girlanden, Vögel), die entweder für sich allein auftreten oder in

entdeckt Arthur Leist das verlorene Paradies, das Land, in dem der Mensch noch eine harmonische Beziehung zur Natur, zur göttlichen Schöpfung und damit zu Gott selbst herzustellen beziehungsweise zu pflegen vermag.

3.3 Fazit

Eine intensivere Beschäftigung mit verschiedenen Gesellschaftsklassen führt dazu, dass Arthur Leist in *Georgien. Natur, Sitten und Gebräuche* ein facettenreicheres Bild des fremden Kulturraums darstellt als Gustav Radde und Werner von Siemens.

In der Analyse konnte gezeigt werden, dass die Wirklichkeitsdarstellung bei Leist alles andere als voraussetzungslos ist (vgl. Kap. 1.3, erster Teil). Leist reproduziert die im 19. Jahrhundert in den Reisebeschreibungen vorhandenen Muster über den Orient und Kaukasus. Bei ihm treten gängige orientalische Motive und Stereotype auf, auch Intertextualität ist vorhanden. Dennoch lässt sich in seinem Reisebericht auch eine andersartige Betrachtungsweise als bei Radde oder Siemens feststellen, die sich zum Beispiel in der Unterstützung des Nationalitätsprinzips und in seiner ausgeprägten Sympathie für die Einheimischen offenbart.

In Anlehnung an Ansgar Nünning lässt sich Leists Reisebericht den realistischen Reiseberichten zuordnen. Leist erzählt vom Verlauf seiner Reise von Batumi nach Tbilissi, von Tbilissi in Richtung Georgiens alter Hauptstadt und von dort aus aufs Land. Im Text finden sich zahlreiche persönliche Kommentare, sodass der Reisebericht einer freien Erzählung gleicht. Zudem gehört Leists Werk zu den revisionistischen beziehungsweise intertextuell dialogischen Reiseberichten, denn der Text weist Merkmale dialogischer und kritischer Intertextualität auf. Der Autor bezieht sich auf seine Vorgänger, wie Bodenstedt und Lermontow, und wiederholt etliche Motive, die bei ihnen vorgebildet sind. An einer Stelle kritisiert er hingegen Bodenstedt und wirft ihm mangelnde Beschäftigung mit den Bergvölkern im Gegensatz zu den „Städtern“ in seinen Gedichten vor:

Ja, Bodenstedt hat den Humor und die praktische Lebensweisheit der Orientalen wie kein anderer Dichter der Neuzeit verstanden, aber in seinen Gedichten malt sich nur der Geist und Charakter des Städters, nicht aber der stolze Sinn, der Rittermut der Bewohner der Berge Georgiens. Seine Gedichte aus Mirza-Schaffys Nachlass sind Kinder des Hafisischen Geistes, wie er

Verbindung mit der Darstellung des Guten Hirten [...] oder eines Verstorbenen“ (*Lexikon der christlichen Ikonographie* 1971: 375 f.).

wohl auf der Tifliser Stadtbevölkerung ausgeprägt ist, aber bei weitem umfasst er noch nicht alle Charakterzüge dieser launigen Menschen (Leist 1885: 14 f.).

Leists Wahrnehmungsperspektive ist genauso wie die von Radde und Siemens eurozentrisch geprägt. Im Hinblick auf die phänomenologische Perspektive stellt das Fremde bei Leist das Ergebnis von Differenzierungen dar: Es wird in Bezug auf eine Ordnung (Europa) und in Abgrenzung von ihr bestimmt (vgl. Kap. 2.1.1). Jedoch finden Differenzierung und Verflechtung (vgl. Kap. 2.1.1) bei Leist auch innerhalb seiner Konstruktion des Fremden statt. Basierend auf seiner eurozentrischen Betrachtungsweise konstruiert er ein widersprüchliches Bild des fremden Landes mit kontrastreichem Charakter. Das Fremde ist bei ihm eine Mischung aus Östlichem und Westlichem, wobei das Östliche eher negativ und das Westliche überwiegend positiv bewertet wird. Dem Autor fällt es indes nicht schwer, sich das zukünftige Bild des Landes vorzustellen. Leist begrüßt die Tatsache, dass ein Teil der georgischen Gesellschaft „aufgewacht“ ist und sich auf dem Weg Richtung Europa befindet. Gleichzeitig lobt er die Werte, die in der westlichen Gesellschaft verloren gegangen und in der georgischen noch erhalten geblieben sind.

Auch das Orientalische wird bei Leist nicht als einheitlich dargestellt. So unterteilt er es bisweilen mit dem dichotomischen Begriffspaar „erbärmlich“ und „luxuriös“.

Sprachlich ist Leists eurozentrische Wahrnehmungsperspektive durch Oppositionspaare, wie Süden/Norden, asiatisch/europäisch, Aufklärung/Barbarei, arm/luxuriös, bunt/elegant, geprägt.

In puncto russischer Kolonialismus unterstützt Leist nur die Idee der Verteidigung des christlichen Landes vor der islamischen Welt und den Zugang zu Europa, betrachtet aber die Assimilierungsmaßnahmen des Russischen Kaiserreichs kritisch. Im Gegensatz zu Gustav Radde, der für Georgien meist die russische Bezeichnung „Grusia“ verwendet, unterstützt Leist den georgischen Nationalismus, vermeidet den russischen Namen des Landes und erklärt an einer Stelle, dass Georgier in ihrer Sprache „Kartweler“⁸⁶ heißen (Leist 1885: 91). Er zeigt sich begeistert von ihrer alten Kultur und bewundert ihren jahrhundertlangen Kampf ums Überleben und für ihre Autonomie. Bei der Analyse wurden Leists enge Beziehungen zu Georgiern des

⁸⁶ Georgien nennt sich auf Georgisch „Sakartwelo“ (საქართველო) und Georgier heißen „Kartwelebi“ (ქართველები). Der Name „Sakartwelo“ kommt in der mittelalterlichen Chronik *Das Leben Kartlis* vor und beruht auf Kartlos, dem mythischen Gründungsvater der Georgierinnen und Georgier.

öffentlichen Lebens – Schriftstellern und Publizisten – als Grund für diese Einstellung genannt. Mithin können diese Beziehungen zu den Einflussfaktoren gezählt werden, die bei Leist neben den kulturellen Denkmustern bei der Konstruktion des Fremden mitwirken. Nicht zuletzt dürften bei seiner Fremdheitskonstruktion auch Leists besonderes Interesse an der georgischen Literatur und Kultur, seine Neugier sowie seine Intention, das Land einer europäischen Leserschaft bekannt zu machen, eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Hinzu kommen seine Georgischkenntnisse, die ihm sicherlich geholfen haben, bereits vor seiner Reise ein bestimmtes Georgienbild zu entwerfen.

Leist stilisiert sich in seinem Reisebericht als Romantiker und Entdecker. Das Fremde stellt er vor allem als exotisch dar: mit der wunderbaren südlichen Natur, mit Umbrüchen, die sich im Land zu seiner Zeit ereignen, mit den überall vorfindbaren Gegensätzen, sei es in der Architektur oder der Gesellschaft. Im Vergleich zu Radde und Siemens schafft Leist ein deutlich differenzierteres Bild der georgischen Gesellschaft und betrachtet sie nicht als eine homogene Einheit, sondern er unterscheidet zwischen Anhängern des Alten, des Traditionellen, und Anhängern des Neuen, Modernen. Somit gestaltet er ein Bild der Gesellschaft, die das Orientalische (Traditionelle) und Okzidentalische (Moderne) in sich vereint.

Die Sympathie (wenn auch mit kritischen Abwägungen), die Leist den Georgierinnen und Georgiern entgegenbringt, führt zu Exotisierungen und Romantisierungen, die ihrerseits mit stereotypen Vorstellungen verbunden sind. Im Zuge seiner romantisierenden Landschaftsdarstellungen weist er auf die Spuren der griechischen Antike im Land hin: Georgien ist für ihn ein Ort, wo Jason auf das Goldene Vlies und die „Giftmischerin“ Medea traf (Leist 1885: 4), wo Prometheus an einem Felsen angeschmiedet war (ebd.: 83), wo später Child Herold umherirrte (ebd.: 56)⁸⁷ und wo „der heitere Himmel des Südens“ lacht (ebd.: 6), das Land mit „großartiger Vergangenheit“, „schönen Frauen“, „tollen Naturlandschaften“ und europäischer Entwicklungsperspektive.

⁸⁷ Gemeint wird *Child Harold's Pilgerfahrt* (1812-1818) von George Gordon Byron (1788–1824), welches in Georgien zu Leists Zeit sehr beliebt war.

4 Forschungsergebnisse

Es ist ein angebohrner Trieb des Deutschen, daß er das Fremde liebt; besonders die Schönheit der südlichen Länder zieht ihn mit unwiderstehlichem Reize an. Stolz auf seine Hoheit und nordische Kraft, sehnt er dennoch sich unablässig nach dem Glanze jener Gegenden, wie nach seiner althen Heimat. Diese Neigung ist so alt als die Geschichte. Sie war es, welche die Schaaren der deutschen Helden über die südlichen Provinzen des römischen Reichs verbreitete; sie war es, die im Mittelalter Deutschland an Italien fesselte, und endlich noch in Kreuzzügen den Versuch erzeugte, auch den Orient wieder zu besitzen (Schlegel 1803: 49).

„Kein einfaches Land, ungeeignet für Kategorien und klare Verhältnisse“, äußert Clemens Eich über Georgien (Eich 1999: 20). Da Menschen aber normalerweise zu Kategorisierungen neigen, insbesondere bei der Konfrontation mit dem Fremden, wie es in Reiseberichten der Fall ist, wurden in der vorliegenden Arbeit die Kategorien und Konstruktionen in Bezug auf die Fremdheit aufgedeckt, die in den analysierten Texten vorhanden sind.

Wie wird nun die Fremdheit in den oben untersuchten Reiseberichten konstruiert und dargestellt? Wie wird Georgien als kulturell Fremdes wahrgenommen und geschildert? Bei der Analyse der ausgewählten Texte konnte beobachtet werden, wie die Konstruktionen der Fremdheit in Reiseberichten zustande kommen und welche Faktoren dafür relevant sind. Entscheidend sind das Vorwissen, die vorbereitende Lektüre beziehungsweise die Prätexte, kulturelle Muster, Diskurse über das Fremde (wie Stereotype) und die Reiseintention der Autoren.

Anhand der drei Phasen der Beschreibung des Fremden nach Manfred Beller – Vorbereitung, Wahrnehmung, sprachliche Fixierung (vgl. Kap. 1, Einleitung) – konnten die obigen Fragen folgendermaßen beantwortet werden:

Der Naturwissenschaftler Gustav Radde, der Unternehmer Werner von Siemens und der Schriftsteller und Übersetzer Arthur Leist bereisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Georgien. Sie kamen aus einem kulturellen Umfeld, in dem das Thema Kaukasus zu der Zeit durch kaukasische Kriege sowie durch Friedrich Bodenstedts beliebte Beschreibungen und Übersetzungen russischer Romantiker aktuell war. Zudem geht aus den Reisetexten oder Biografien der Autoren hervor, dass alle drei Bodenstedts Werke oder auch ihn persönlich kannten und wohl auch aufgrund

dessen nach einer Reise in den Kaukasus strebten. Dennoch waren die Kenntnisse des Westens über die kaukasische Region zu jener Zeit immer noch sehr gering. Bekannt war der Kaukasus vor allem durch die griechischen Mythen über die Argonauten und Prometheus sowie durch die biblische Geschichte Noahs und seiner Arche. Als „Orient Russlands“ wurde das Gebiet mit paradiesischen, exotischen Landschaften, schönen Frauen und alten kulturellen Traditionen, aber auch mit Freiheitskämpfen indigener Bergvölker assoziiert – von der russischen romantischen Dichtung als wild, kriegerisch, exotisch und ursprünglich besungen.

Dass sie bei der Erkundung Georgiens und seiner Kultur ein „Paradies“ erwarten konnten, das „wild“ und „unentwickelt“ war, davon gingen die Reisenden vor ihrem Aufbruch aus. Die Autoren wussten bereits, dass sie in eine fremde Welt reisten, die nach ihren Vorstellungen möglicherweise das Gegenteil vom „zivilisierten“ und „kultivierten“ Westen darstellte. Dieses Bild des „wilden“, „romantischen“, „mythischen“ Kaukasus nebst eigenen kulturellen Mustern sowie einer gewissen Abenteuer- und Entdeckungslust, das sind die Faktoren, die für die Reisenden wie ein WahrnehmungsfILTER des Fremden funktionieren sollten. Daraus folgt, dass der Wahrnehmungshorizont der Autoren im Sinne Nünning von vornherein präformiert (vgl. Kap. 1.3, erster Teil) und die Auswahl dessen, was sie sehen wollten, zielgerichtet eingegrenzt war. Von einer vorurteilslosen Begegnung mit Georgien kann bei allen dreien nicht die Rede sein.

Für die zweite Phase der Fremdheitskonstruktion, die Wahrnehmung, war mithin der Boden bereits bereitet. Es fehlte lediglich die Empirie zur Bestätigung vorhandener Bilder und Erwartungen.

Die Darstellungsart aller drei Autoren ist unverkennbar selektiv und offenbart neben Vorkenntnissen auch den Einfluss anderer Faktoren, wie Sprachkenntnisse, Reiseintentionen oder auch – im Falle Raddes – Interessen des Auftraggebers. Generell richten Radde, Siemens und Leist den Fokus Ihrer Erzählung auf unterschiedliche Aspekte. Radde setzt sich intensiv mit dem Leben der Bergvölker auseinander, die er als archaisch und rückständig darstellt. Für Siemens als Unternehmer ist die wirtschaftliche Entwicklung prioritär. Er hebt vor allem die Bedürfnislosigkeit und Unveränderlichkeit der Bevölkerung in kaukasischen Ländern hervor. Ebenso setzt er bei der Beschreibung seiner letzten Reise im Kaukasus einen Akzent auf die technische Entwicklung in der Region und auf eigene Errungenschaften – etwa in Bezug auf die

Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die Schaffung von Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten. Radde und Siemens greifen in ihren Texten überwiegend jene Aspekte auf, die für die Entwicklung eines Fremdbildes respektive für die Bestätigung des bereits vorhandenen Images des Kaukasus von Relevanz sind. Beispiele sind hier Raddes Beschreibung des Konflikts im Swanendorf (Kap. 1.2.1, S. 80) oder Siemens' Besuch in einer georgischen Fürstenfamilie (Kap. 2.2.1.1, S. 112). Sie generalisieren einzelne, ausschnitthafte Erfahrungen und leiten aus ihnen Urteile ab, die mit ihren präfigurierten Ansichten und Erwartungen übereinstimmen. Zwar greift auch Leist bewährte orientalische Motive und stereotype Muster auf, dennoch ist seine Beschreibung viel differenzierter. Er befasst sich mit unterschiedlichen Klassen der Gesellschaft, mit der Natur, Geschichte, mit Sitten und Gebräuchen sowie mit der Literatur des Landes. Auch sein Frauenbild ist viel präziser sowie auch subtiler als das von Radde und Siemens.

Alle drei Reiseschriftsteller gehen zunächst von der eigenen, vertrauten westlichen Kultur aus und grenzen den kaukasischen Kulturraum im Allgemeinen als „andersartig“ ab. Das Nichteuropäische wird „ausgeschmückt“ mit Attributen wie „schmutzig“, „wild“, „arm“, „rückständig“, „traditionell“, „unveränderlich“ oder „bedürfnislos“. Die Autoren identifizieren es mit dem Orient und ordnen es damit automatisch dem „Rest der Welt“ im Sinne Stuart Halls zu. Daraus folgt die Bildung von Dichotomien, denn der Westen stellt genau das Gegenteil dieses „Rests“ dar: „sauber“, „elegant“, „modern“, „entwickelt“, „stark“, „überlegen“. Kurz zusammengefasst: Auf Basis der vorbereitenden Lektüre und der angelesenen Informationen (vgl. Nünning, Kap. 1.3, erster Teil), der im 19. Jahrhundert in Europa existierenden Bilder und Stereotype von einem romantischen, wilden, unzivilisierten Kaukasus als einer Form des Orients, durch die Abgrenzung des Kaukasus beziehungsweise Georgiens vom Westen, auf Basis der eigenen kulturellen Denkmuster und der Dichotomien, die in Relation zu einer bestimmten Ordnung stehen (vgl. Zygmunt Bauman, Kap. 2.1.2), wird das Fremde konstruiert. Die Ordnung ist der Westen. Er ist selbstverständlicher Ausgangspunkt der Betrachtung der Reisenden, da er ihnen vertraut ist (vgl. Kap. 2.1.4).

Vor dem Hintergrund des europäischen Entwicklungsstandes erscheint den Autoren das „in alten Traditionen und Gewohnheiten verhaftete“ Fremde unangemessen für die

sich schnell entwickelnde, moderne westliche Welt. Zwar blicken Werner von Siemens und vor allem Arthur Leist in ihren Texten an der einen oder anderen Stelle nostalgisch auf die Vergangenheit zurück und bewundern die Werte, die in Georgien noch erhalten geblieben, in Europa aber durch die zunehmende Industrialisierung verschwunden sind, dies geschieht aber nur sporadisch. Der Leitgedanke bei allen drei lautet: Der Kaukasus beziehungsweise Georgien muss sich westlich orientieren und so entwickeln wie das moderne Europa.

Darüber hinaus verweisen die Autoren dezidiert auf die Bedeutung des Westens für die bereits erkennbaren Errungenschaften Georgiens, indem sie jeden Entwicklungsschritt sowohl der Gegenwart als auch der Vergangenheit als Verdienst des „hochentwickelten“ Europas proklamieren. Als Beispiele werden das Gerichtswesen nach westlichem Vorbild genannt (Kap. 1.2.2, S. 87) oder auch die Abschaffung der „Barbarei“ dank des Christentums (Kap. 3.2.1.1, S. 139). Die Botschaft lautet: Georgien beziehungsweise der Kaukasus brauche Europa oder das Russische Kaiserreich, das als Friedensstifter in der kaukasischen Region gelten könne. Darin sind sich Radde, Siemens und – mit Einschränkung – auch Leist einig. In den jeweiligen Argumentationen rücken der eurozentrische und der kolonialistische Diskurs ins Zentrum.

Obwohl Radde, Siemens und Leist Georgien außerhalb Europas verorten und dem Land gemäß der im 19. Jahrhundert existierenden Orientvorstellung Zurückgebliebenheit und Unveränderlichkeit zuschreiben, thematisieren und betonen alle drei gemeinsame Wurzeln Georgiens und Europas in der griechischen Antike und die gemeinsame Religion sowie Georgiens alte Kultur. Georgien ist für die Autoren vor allem ein christliches Land. Zudem ist der Religionsfaktor bei Radde und Leist so stark, dass sie alle Georgierinnen und Georgier verallgemeinernd als christlich betrachten. Vergleiche werden nicht zwischen der christlichen und muslimischen, sondern zwischen der georgischen und muslimischen Bevölkerung gezogen. Die Zugehörigkeit zur gleichen Konfession hält alle drei Autoren zwar nicht davon ab, Georgien als „rückständig“ und „unzivilisiert“ zu bezeichnen, gewährt dem Land aber den Status des sogenannten „bekanntem“ oder „Nahem“ Orients im Sinne Edward Saids (vgl. Kap. 2.1.3), in dem zusammen mit der orientalischen Welt auch die okzidentalische Welt koexistiert. Das Vorhandensein des Abendländischen in einem zum Orient zugeordneten Raum wird besonders stark von Arthur Leist hervorgehoben.

Hier zeigen sich wesentliche Unterschiede zwischen den Autoren. Wird die Koexistenz des Westens und Ostens bei Radde und Siemens vor allem auf die Architektur und Spuren der Vergangenheit reduziert, betrachtet Leist hingegen die ganze georgische Gesellschaft als in einem Schwellenzustand stehend – im Aufbruch vom Traditionellen zur Moderne. Von dieser Perspektive aus gesehen verkörpert das Georgische bei Leist nicht mehr das absolute Gegenteil des Westens, sondern gleicht eher einem Dazwischen, wie eine „Brücke“ oder „Kreuzung“ im Sinne Maria Todorovas (vgl. Kap. 2.1.3). Im Gegensatz zu Todorovas Balkanismus-Konzept ist das Dazwischensein hier aber positiv konnotiert. Die „Brücke“ verbindet Osten und Westen sowie verschiedene Entwicklungsstufen, die durch sogenannte „Konservatisten“ auf der einen, und „Anhänger des Fortschritts“ auf der anderen Seite repräsentiert werden. Pejorative Ausdrücke wie „halbentwickelt“ oder „halbzivilisiert“, worüber Todorova in Bezug auf Balkanismus spricht, sind bei Leist allerdings nicht zu finden. Der Status einer „Brücke“ eröffnet dem durch Antike und Christentum geprägten Kulturraum eine Entwicklungsperspektive vom traditionellen Orientalischen hin zum Europa der Gegenwart.

Unterschiede finden sich auch in den beschriebenen Aspekten und Fragen, die von persönlichen Erlebnissen geprägt zu sein scheinen: Gustav Radde, finanziert vom Russischen Kaiserreich, und Werner von Siemens, der ebenfalls mit Russland kooperiert und hauptsächlich aus Interesse am wirtschaftlichen Gewinn handelt, bejahen Russlands Kolonialpolitik im Kaukasus und weisen ihm den Status einer Schutzmacht und eine zivilisatorische Mission zu – und dies, obwohl beiden die wahren kolonialistischen Interessen Russlands bekannt waren. Zudem setzen sie sich mit der „Wildheit“ im Kaukasus besonders intensiv auseinander, sodass Russlands Kolonialpolitik in der Region legitimiert erscheint. Arthur Leist hingegen, begeistert von den Kulturen kleiner Völker und befreundet mit Personen des öffentlichen Lebens in Georgien, denkt pragmatisch für das Land und empfiehlt dem georgischen Volk, den nördlichen Nachbarn als Beschützer gegen die islamische Welt wahrzunehmen – allerdings nur unter Bewahrung der eigenen alten Kultur und nationalen Identität. Leist ist der Einzige, der die Verwendung der russischen Bezeichnung für Georgien vermeidet und der das Land nicht als Teil eines homogenen kaukasischen Ganzen darstellt. Er ist der Einzige, der Georgien als eigenständiges Land wahrnimmt und anerkennt.

Obwohl zwischen den Reiseberichten der Autoren deutliche Unterschiede in Form und Stil festgestellt werden können, ist bei allen dreien die gleiche dichotomische und pauschalisierende Sprache vorzufinden. Die eurozentrische und kolonialistische Perspektive wird durch Konzepte wie Fortschritt, Entwicklung, Zivilisation ausgedrückt sowie durch Gegensätze wie wir/andere, Westen/Osten, Europäer/Asiaten, entwickelt/unentwickelt, modern/alt, ordentlich/unordentlich, sauber/schmutzig, christlich/muslimisch. Indexikale Aussagen wie „natürlich“, „selbst im Europäer“, „wirklich noch Asien“, „aber“, „hier“, „bei uns“, „wir“, „sie“, „nie“, „keineswegs“, „sogar“, „wirklich“, „sicher“, „eigentümlich“, „merkwürdig“, „echt orientalisches“, „störend“, „es ist überraschend“ oder „in der Tat“ wirken darüber hinaus bei der Abgrenzung des Fremden vom Eigenen und dem Konstruieren einer fremden Realität mit.

Was die drei Autoren durchaus vereint, ist die romantische Sehnsucht nach dem fremden Kaukasus, nach dessen wilder Natur und alter Kultur. Diese Kultur befand sich nach Ansicht der Autoren zwar durch jahrhundertelange innere und äußere Kämpfe lange Zeit in einem Stadium der Stagnation, könne aber wieder aufblühen. Den Niedergang der Kultur und die Zurückgebliebenheit Georgiens erklären Gustav Radde und Arthur Leist durch dessen Trennung von der westlichen Welt aufgrund der Auseinandersetzungen mit der islamischen Welt. Die beiden sehen aber das Potenzial (und dies betrifft insbesondere Leist), dass das Land mithilfe des Westens und Russlands ein „den europäischen Völkern ebenbürtiges Volk“ werden könne. Auch Werner von Siemens folgt einem ähnlichen Gedankengang. Er ist überzeugt, die alte, niedergegangene Kultur – er betont hier vor allem technische und wirtschaftliche Aspekte – könne mithilfe der Fremdherrschaft wieder entwickelt werden. Dafür stellt er auch einige kolonialisierende Verbesserungsideen zur Verfügung.

Arthur Leist hat den Charakter des „am Tor des Westens“ liegenden Landes am genauesten wahrgenommen und differenziert beschrieben. Dies scheint seiner Reiseintention, seinen biografischen Hintergründen sowie auch seinen Georgischkenntnissen geschuldet. Die letzteren fehlen den anderen Autoren. Radde und Siemens bleiben noch beim Saidschen Konzept des „bekannten“ Orients. Für sie bleibt Georgien sowohl geografisch als auch mentalitätsgeschichtlich überwiegend

dem Asiatischen zugeordnet. Dagegen befindet sich das von Leist dargestellte fremde Georgien geografisch zwar auch in Asien, aber von seiner Entwicklung her eher in einem Brückenzustand zwischen den beiden Welten – zwischen Orient und Okzident.

Mit der vorliegenden Arbeit wurde die Grundlage für die wissenschaftliche Analyse der deutschsprachigen Reiseberichte aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über Georgien in Bezug auf Fremdheitskonstruktionen geschaffen. Anhand der ausgewählten Reisetexte wurde gezeigt, welche Einflussfaktoren Fremdheitskonstruktionen prägen, wie vorgefertigte Meinungen und Vorstellungen der Beobachtenden dabei mitwirken und überdies, wie verfestigte Bilder weitertradiert und ergänzt werden. Welche Sichtweisen auf das georgische Fremde später im 20. oder auch 21. Jahrhundert entstanden sind, dies können künftige, auf dieser Arbeit aufbauende Untersuchungen zeigen. Dabei ist zu erwarten, dass bestimmte alte Topoi noch bis in die Gegenwart nachwirken und auch heute noch wiederzufinden sind – auch wenn die Welt immer komplexer wird und andere Fragestellungen wichtiger werden.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Leist, Arthur: *Georgien. Natur, Sitten und Bewohner.* Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig 1885.

Radde, Gustav: *Das Ostufer des Pontus und seine kulturelle Entwicklung im Laufe der letzten 30 Jahre,* in: *Dr. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt,* hg. v. Alexander Supan, Ergänzungsband XXIV (Heft 110–114). Justus Perthes, Gotha 1895.

Radde, Gustav: *Chews'uren und ihr Land: ein monographischer Versuch.* Fischer, Cassel 1878.

Radde, Gustav: *Vier Vorträge über den Kaukasus.* Justus Perthes, Gotha 1874.

Radde, Gustav: *Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern, im Auftrag der Civil-Hauptverwaltung der kaukasischen Stattherrschaft ausgeführt.* Erster Jahrgang: Reisen im Mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern (Rion, Ts'chenis-ts'chali und Ingur). Buchdruckerei der Civil-Hauptverwaltung, Tiflis 1866.

Siemens, Werner von: *Kaukasusreisen* (Sonderdruck), hg. v. Karl Fleischhack. Bernhard Sporn Verlag, Zeulenroda 1943.

Siemens, Werner von: *Mein Leben.* Druck von Robert Noske in Borna-Leipzig 1943a.

Sekundärliteratur

Albrecht, Monika: *Europa ist nicht die Welt. (Post)Kolonialismus in Literatur und Geschichte der westdeutschen Nachkriegszeit.* Aisthesis Verlag, Bielefeld 2008.

Andronikashvili, Zaal: *Der Kaukasus als Grenzraum. Ein atopos russischer Literatur,* in: *Topographien pluraler Kulturen. Europa von Osten her gesehen,* hg. v. Esther Kilchmann [u. a.]. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2011, S. 41–74.

Antelava, Irakli: *Zaristische Kolonialpolitik in Georgien in den 30er- und 50er-Jahren des XIX Jahrhunderts*, in: *Georgische Geschichte/საქართველოს ისტორიის ნარკვევები*, Bd. V, hg. v. Irakli Antelava. Sowjetisches Georgien, 1970 Tbilissi, S. 86–98.

Antweiler, Christoph: *Fremdheit – Perspektiven auf das Andere*, in: *Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie*, hg. v. Tobias Kienlin, Bd. 264. Verlag Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2015.

Babunashvili, Zaur/Nozadse, Teimuraz: *Mamulishvilita Savane*. Verlag Irmisa, Tbilissi 1994.

Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburger Edition 2016.

Beller, Manfred: *Eingebildete Nationalcharaktere*, Vorträge und Aufsätze zur literarischen Imagologie. V&R unipress, Göttingen 2006.

Biernat, Ulla: *„Ich bin nicht der erste Fremde hier“*. *Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2004.

Bitterli, Urs: *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. *Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, 3. Auflage. C. H. Beck, München 2004.

Blaut, James Morris: *The Colonizer's Model of the World: Geographical Diffusionism and Eurocentric History*. Guilford Press, New York 1993.

Boden, Dieter: *Georgien. Ein Länderporträt*. Christoph Links Verlag, Berlin 2018.

Bodenstedt, Friedrich: *Erinnerungen aus meinem Leben*, 2. Auflage. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, Berlin 1888.

Bodenstedt, Friedrich: *Die Lieder des Mirza Schaffy mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt*, 22. Auflage. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei, Berlin 1868.

Bodenstedt, Friedrich: *Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients*, 2., gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage, Bd. 1. Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei, Berlin 1855.

Bodenstedt, Friedrich: *Tausend und Ein Tag im Orient*. Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei, Berlin 1850.

Brenner, Josef Peter: *Reisen in die Neue Welt, Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur*, Bd. 35. Niemeyer, Tübingen 1991.

Brenner, Josef Peter: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Niemeyer, Tübingen 1990.

Brenner, Josef Peter: *Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts*, in: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, hg. v. Peter J. Brenner. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989, S. 14–49.

Castro Valera, Maria Do Mar/Dhawan, Nikita: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. transcript Verlag, Bielefeld 2015.

Conrad, Sebastian: *Kolonialismus und Postkolonialismus. Schlüsselbegriffe der aktuellen Debatte*, in: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte*, 62. Jahrgang, hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung 2012, S. 3–9.

Conrad, Sebastian/Randeira, Shalini: *Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt*, in: *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Campus Verlag, Frankfurt am Main, New York 2002, S. 9–49.

De Berg, Anna: „Nach Galizien“. *Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, in: *Gießener Arbeiten zur Neueren deutschen Literatur und Literaturwissenschaft*, Bd. 30. Peter Lang, Frankfurt am Main [u. a.] 2010.

Dietsche, Petra: *Das Erstaunen über das Fremde. Vier literaturwissenschaftliche Studien zum Problem des Verstehens und der Darstellung fremder Kulturen* [= europäische Hochschulschriften I/748]. Lang, Frankfurt am Main [u. a.] 1984.

Dukmeyer, Friedrich: *Die Einführung Lermontows in Deutschland und des Dichters Persönlichkeit* (Die Russenfreunde Varnhagen von Ense und Bodenstedt). Verlag von Emil Ebering, Berlin 1925.

Eich, Clemens: *Aufzeichnungen aus Georgien*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2008.

Fährnich, Heinz: *Gestalten der Geschichte Georgiens vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zu den Mongolen*. Reichert Verlag, Wiesbaden 2021.

Firalishvili, Teimuraz: *Arthur Leist*, in: *Georgiens Herz*. Verlag Literatur und Kunst, Tbilissi 1963, S. 286–297.

Fischer, Hans: *Ethnologie als wissenschaftliche Disziplin*, in: *Ethnologie. Einführung in die Erforschung kultureller Vielfalt*, 9., erweiterte und aktualisierte Neufassung, hg. v. Bettina Beer [u. a.]. Reimer 2017, S. 15–35.

Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1981.

Frisch, Max: *Die chinesische Mauer. Eine Farce*. Suhrkamp Verlag, Berlin/Frankfurt am Main 1955.

Funke, Hans-Günter: *Studien zur Reiseutopie der Frühaufklärung: Fontenelles „Histoire des Ajaoiens“*, Teil I, Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft 24. Heidelberg 1982.

Gamsakhurdia, Konstantine: *Die Entführung des Mondes/მთვარის მოტაცება*. Merani, Tbilissi 1990.

Genesis. *Das erste Buch Mose, Die Urgeschichte Gen 1–11*, Bd. 1, übersetzt und erklärt von Jan Christian Gertz. Vandenhoeck & Ruprecht, 2018.

Ghambashidse, Nestan: *Literarisch-publizistische Tätigkeit der georgischen Frauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Doktorarbeit. Saint Andrew the First-Called Georgian University of the Patriarchate of Georgia, Tbilissi 2020.

Gogiaschwili, Elene: „Die Ehre gilt mehr...“ *Märchen aus Tschetschenien und Inguscheti*, in: *Märchenspiegel. Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege*. Märchenstiftung Walter-Kahn, 4/2009, S. 45–50.

Gothsch, Manfred: *Die deutsche Völkerkunde und ihr Verhältnis zum Kolonialismus. Ein Beitrag zur kolonialideologischen und kolonialpraktischen Bedeutung der deutschen Völkerkunde in der Zeit von 1870 bis 1945*. Nomos, Baden-Baden 1983.

Gräbel, Carsten: *Die Erforschung der Kolonien*. transcript Verlag, Bielefeld 2015.

Grob, Thomas: *Phantasie oder Ethnographie? Vom anmerkenden Bezug russischer Romantiker auf das kaukasische Fremde*, in: *Aleksandr Puškin und der Kaukasus 2018. Literatur. Geschichte. Bilder. Schriften aus der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg*, Bd. 25, hg. v. Ada Raev/Dietmar Stüdemann. University of Bamberg Press 2018, S. 121–164.

Grob, Thomas: *Eroberung und Repräsentation. ‚Orientalismus‘ in der russischen Romantik*, in: *Der Osten des Ostens. Orientalismen in slawischen Kulturen und Literaturen*. Peter Lang, Frankfurt am Main 2012, S. 45–70.

Gumpfenberg, Marie-Carin/Steinbach, Udo: Vorwort zur 3. Auflage, in: *Der Kaukasus – Geschichte – Kultur – Politik*, 3., neubearbeitete Auflage. C. H. Beck, München 2018, S. 13–20.

Hahn, Alios: *Identität, Nation und das Problem der Fremdheit in soziologischer Sicht*, in: *Kultur und Wirtschaft. Perspektiven gemeinsamer Innovation*, hg. v. Thomas Heinze. Springer Fachmedien GmbH, Wiesbaden 1995, S. 21–57.

Hahn, Karl von: *Biographie Dr. Raddes, mit 32 Tafeln*, in: *Museum Caucasicum*, Bd. VI. Typographie der Kanzlei des Statthalters Seiner Majestät im Kaukasus, Tiflis 1912, S. 62–180.

Hall, Stuart: *Rassismus und kulturelle Identität*. Argument Verlag, Hamburg 2002.

Hamann, Christof: *Neuer Sinn im Orient*, in: *Der Deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur von 1770 bis 1850*, hg. v. Charis Goer/Michael Hofmann. Wilhelm Fink Verlag, München 2008.

Harbsmeier, Michael: *Wilde Völkerkunde*. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1994.

Harbsmeier, Michael: *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen*, in: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung*, hg. v. Antoni Maczac/Hans Jürgen Teuteberg. Wolfenbüttel 1982, S. 1–21.

Heidemann, Frank: *Ethnologie. Eine Einführung.* Vandenhoeck & Ruprecht GmbH, Göttingen 2011.

Herder, Johann Gottfried: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, hg. v. Karl-Maria Guth. Hofenburg Digital, Berlin 2017.

Heuermann, Hartmut: *Medien und Mythen – die Bedeutung regressiver Tendenzen in der westlichen Medienkultur.* Wilhelm Fink Verlag, München 1994.

Honold, Alexander: *Das Fremde. Anmerkungen zu seinem Auftritt in Kultur und Wissenschaft*, in: *Der Orient, die Fremde. Positionen zeitgenössischer Kunst und Literatur.* Transcript, Bielefeld 2006, S. 21–38.

Hölz, Karl: *Zigeuner, Wilde und Exoten. Fremdbilder in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts.* Erich Schmidt Verlag, Berlin 2002.

Humboldt, Alexander von: *Aus meinem Leben. Autobiographische Bekenntnisse*, zusammengestellt und erläutert von Kurt-R. Biermann. C. H. Beck, München 1987.

Humboldt, Alexander von: *Verschiedenheit der Kasten – Indianer oder amerikanische Ureinwohner – Zivilisationsstufe der Indianer*, in: *Durch das Land der Azteken. Berichte deutscher Reisender des 19. Jahrhunderts aus Mexiko und Guatemala*, ausgewählt von Herbert Scurla. Verlag der Nation, Berlin 1981, S. 81–122.

Hupfeld, Tanja: *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts : „Il les faut voir et visiter en leur pays“.* Universitätsverlag Göttingen 2007.

Inglehart, Ronald: *Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften.* Campus-Verlag, Frankfurt 1998.

James, William: *The Self and Its Selves*, in: *Social Theory. The Multicultural and Classic Readings*, hg. v. Charles Lemert. Westview Press, Boulder, San Francisco, Oxford 1993, S. 171-176.

Jäger, Hans-Wolf: *Reiseliteratur*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, hg. v. Klaus Weimar, Bd. 3. Berlin/New York 2003, S. 258–261.

Jekutsch, Ulrike: *Der Dämon und die Fürstentöchter. Zu Lermontovs enigmatischem Poem*, in: *M. Ju. Lermontov. Interpretationen. Beiträge des Göttinger Lermontov-Symposiums vom 15. März 2005 zu Ehren von Reinhard Lauer*, hg. v. Matthias Freise/Walter Kroll. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2009.

Kabbani, Rana: *Mythos Morgenland. Wie Vorurteile und Klischees unser Bild vom Orient bis heute prägen*, aus dem Englischen von Gabriele Gockel u. Rita Seuß, Titel der Originalausgabe: *Europe's Myth of Orient*, London 1986. Knauer, Berlin 1993.

Kandelaki, Dali: *Einige Ungenauigkeiten in der neueren deutschen Fachliteratur*, in: *GEORGICA*, Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens. 13/14, Jahrgang 1990/91. Universitätsverlag Konstanz 1991, S. 103–106.

Kindler Kompakt Reiseliteratur: *German Edition*, ausgewählt von Erb/Hamann/Osthues. Springer-Verlag GmbH Deutschland 2017. In Lizenz der Kindler-Verlag GmbH.

Kissel, Wolfgang Stephan: *Der Osten des Ostens. Zur Vielfalt slavischer Orientalismen. Einführung*, in: *Der Osten des Ostens. Orientalismen in slawischen Kulturen und Literaturen*. Peter Lang, Frankfurt am Main 2012, S. 9–44.

Kohl, Karl-Heinz: *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung*, 3. aktualisierte Auflage. Verlag C. H. Beck, München 2012.

Kohl, Karl-Heinz: *Abwehr und Verlangen: zur Geschichte der Ethnologie*. Ed. Qumran im Campus-Verlag, Frankfurt am Main [u. a.] 1987.

Korte, Barbara: *Der englische Reisebericht. Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1996.

Kossuth, Leonhard: *Ilia Tschawtschawadse – unser Zeitgenosse*, in: *Erzählungen aus Georgien*. Reichert, Wiesbaden 2018, S. 229–333.

Krüger, Verena: *Identität – Alterität – Hybridität. Zur Funktion des Kaukasus in der russischen romantischen Literatur und im Film des postsowjetischen Russlands*, Dissertation. Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg i. Br. 2008.

Kutateladse, Tea: *Die monumental-dekorative Malerei in Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden in XIX-XX Jahrhunderten in Tbilissi*, Dissertation. Georgische Technische Universität, Tbilissi 2015.

Lamping, Dieter: *Handbuch der literarischen Gattungen*. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2009.

Lehmkuhl, Ursula: *Ambivalenzen der Modernisierung durch Kolonialismus*, in: *APuZ Aus Politik und Zeitgeschichte*, 62. Jahrgang, hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung 2012, S. 40–50.

Leist, Arthur: *Georgiens Herz*. Literatur und Kunst Verlag, Tbilissi 1963.

Lermontow, Michail Jurjewitsch (М.Ю. Лермонтов): *Полное собрание стихотворений в двух томах./Vollständige Sammlung von Gedichten in zwei Bänden*, Bd. 1. Verlag Sowjetischer Schriftsteller, Leningrad 1989, S. 115–116.

Lermontow, Michail: *Ausgewählte Werke*, Prosa und Dramatik, Bd. 2, hg. v. Ronald Opitz. Insel Verlag 1989.

Lermontow, Michail: *Gedichte und Poeme*. Rütten & Loening, Berlin 1987.

Lexikon der Kunst, Bd. I, A–Cim. Deutscher Taschenbuchverlag, München 1996.

Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. v. Engelbert Kirschbaum, Bd. 3. Verlag Herder, Rom 1971.

Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. v. Wolfgang Braunfels, Bd. 6. Verlag Herder, Freiburg [u. a.] 1994.

Lüsebrink, Hans-Jürgen: *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. Springer-Verlag GmbH, Deutschland 2005.

Managadse, Ana: *Europäische Quellen über das Verhältnis zwischen Russland und kaukasischen Ländern (1830er- und 1850er- Jahre)*, Dissertation. Staatlichen Ivane Javakhishvili Universität, Tbilissi 2017.

Mecklenburg, Norbert: *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*. IUDICIUM Verlag GmbH, München 2008.

Meid, Volker: *Reisebericht*, in: *Sachwörterbuch zur deutschen Literatur*. Ditzingen 1999, S. 431–434.

Metreveli, Roin (Hg.): *Georgische Sowjetenzyklopädie*, Bd. VI. Tbilissi 1983.

Meyer-Fraatz, Andrea: *Zloj Čečen polzet na bereg, Der Kaukasus und seine Bewohner im Werk Michail Lermontovs*, in: *M. Ju. Lermontov (1814–1841) Interpretationen. Beiträge des Göttinger Lermontov-Symposiums vom 15. März 2005 zu Ehren von Reinhard Lauer*, hg. v. Matthias Freise/Walter Kroll. Wiesbaden 2009, S. 45–72.

Müller, Achatz von: *Erinnerung, Idyll, Konflikt, Utopie. Europa-Arkadien*, in: *Europa Arkadien. Jacob Philipp Hackert und die Imagination Europas um 1800*. Wallstein-Verlag, Göttingen 2008, S. 363–372.

Müller-Funk, Wolfgang: *Theorien des Fremden*. A. Francke Verlag, Tübingen 2016.

Mundhenk, Johannes: *Friedrich Bodenstedt und Mirza Schaffy in der aserbaidischen Literaturwissenschaft*. Helmut Buske Verlag, Hamburg 1971.

Neuber, Wolfgang: *Fremde Welt im europäischen Horizont. Zur Topik der deutschen Amerika-Reiseberichte der frühen Neuzeit*. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1991.

Nünning, Ansgar: *Zur mehrfachen Präfiguration/Prämediation der Wirklichkeitsdarstellung im Reisebericht: Grundzüge einer narratologischen Theorie, Typologie und Poetik der Reiseliteratur*, in: *Points of Arrival: Travels in Time, Space and Self. Zielpunkte: Unterwegs in Zeit, Raum und Selbst*, hg. v. Marion Gymnich [u. a.]. Francke Verlag, 2008, S. 11–32.

Opitz, Roland: *Nachwort*, in: *Lermontow. Ausgewählte Werke*, Bd. 2, Prosa und Dramatik, hg. v. R. Opitz. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1989, S. 533–575.

Osterhammel, Jürgen/Jansen, Jan C.: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, 7. Edition. C. H. Beck, München 2012.

Pfister, Manfred: *Intertextuelles Reisen, oder: Der Reisebericht als Intertext*, in: *Tales and „their telling difference“*. *Zur Theorie und Geschichte der Narrativik*, Festschrift zum 70. Geburtstag von Franz K. Stanzel, hg. v. Holtinek/Riele/Zacharasiewicz. Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg 1993, S. 109–132.

Pinheiro, Teresa/Ueckmann, Natascha (Hg.): *Globalisierung avant la lettre. Reiseliteratur vom 16. bis zum 21. Jahrhundert*. LIT Verlag, Münster 2005.

Pleitgen, Fritz Ferdinand: *Durch den wilden Kaukasus*, eBook. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017.

Radde, Gustav: *Dr. G. Radde's Autobiographie*, in: *Die Sammlungen des kaukasischen Museums*, Bd. VI. Typographie der Kanzlei des Statthalters Seiner Majestät im Kaukasus, Tiflis 1912, S. 1–61.

Reisner, Oliver: *Kaukasien als imaginiertes russischer Raum und imperiale Erfolgsgeschichte. Gefangen zwischen russisch-imperialen und nationalen Zuschreibungen (19./20. Jh.)*, in: *Kultur in der Geschichte Russlands. Räume, Medien, Identitäten, Lebenswelten*, hg. v. Bianka Pietrow-Ennker. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, S. 59–80.

Roes, Michael: *Melancholie des Reisens*. Schöffling & Co, Frankfurt am Main 2020.

Rommel, Bettina/Vogt-Spira, Gregor: *Jakob Philipp Hackert und Horaz. Modellierungen Arkadiens in dem Zyklus „Zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz“*, in: *Europa Arkadien. Jacob Philipp Hackert und die Imagination Europas um 1800*. Wallstein-Verlag, Göttingen 2008, S. 224–253.

Rössner, Michael: *Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies – zum mythischen Bewußtsein in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Athenäum, Frankfurt am Main 1988.

Sachokia, Tedo: *Menschen aus meinem Jahrhundert*. Sowjetisches Georgien, Tbilissi 1984.

Said, Edward William: *Orientalismus*. S. Fischer, Frankfurt am Main 2017.

Scherr, Johannes: *Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit*. Zweiter Band. Ernst Julius Günther, Leipzig 1871.

Schlegel, Friedrich: *Beiträge zur Geschichte der modernen Poesie und Nachricht von provenzalischen Manuscripten*, in: *Europa. Eine Zeitschrift*, Bd. 1, Stück 2. Frankfurt am Main 1803, S. 49–71.

Siemann, Wolfram: *Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849–1871*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1990.

Spitznagel, Albert: *Angst vor dem Fremden: Genese, Erscheinungsweisen und Auswirkungen*, in: *Begegnungen mit dem Fremden*, hg. v. Lothar Bredella/Herbert Christ. Gießen 1996, S. 21–37.

Suttner, Bertha von: *Memoiren der Friedensaktivistin und Nobelpreisträgerin Bertha von Suttner*. Verlag E-artnow, 2015.

Todorova, Maria: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1999.

Tschawtschawadse, Ilia: *Notizen eines Reisenden*, in: *Erzählungen aus Georgien*. Reichert, Wiesbaden 2018, S. 15–32.

Tschawtschawadse, Ilia: *Publizistische Briefe*. Tbilissi 1987a.

Tschawtschawadse, Ilia: *Aufsätze. Gedichte, Erzählungen, Poeme, publizistische Beiträge, Sprüche, Briefwechsel*. Ganatleba Verlag, Tbilissi 1987b.

Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I.*, 6. Auflage. suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Frankfurt am Main 2013.

Waldenfels, Bernhard: *Phänomenologie des Eigenen und des Fremden*, in: *Furcht und Faszination*, hg. v. Herfried Münkler. Akademie Verlag GmbH, Berlin 1997, S. 65–84.

Wilden, Andrea: *Die Konstruktion von Fremdheit. Eine interaktionistisch-konstruktivistische Perspektive*. Waxmann, Münster [u. a.] 2013.

Winkler, Heinrich August: *Geschichte des Westens. Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert*. C. H. Beck, München 2009.

Wolff, Larry: *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford University Press 1994.

Internetquellen

Anchabadse/Guchua (Hg.): *Georgische Geschichte/საქართველოს ისტორიის ნარკვევები*, Bd. III (*Georgien in den XI-XV Jahrhunderten*). Sowjetisches Georgien, 1979 Tbilissi, [საქ. ისტორიის ნარკვ. 3.pdf - Google Drive](#) / [საქართველოს ისტორიის ნარკვევები - ელექტრონული ბიბლიოთეკა \(sou.edu.ge\)](#) (abgerufen am 22.07.2021).

Bähr, Johannes: *Lebenswege. Werner von Siemens*, hg. v. Siemens Historical Institute. Berlin 2016, <https://sie.ag/3P8EUN4> (abgerufen am 11.05.2020).

Blasius, Rudolf: *Gustav Radde. Ein Lebensbild*, in: *Journal für Ornithologie*, 52. Jahrgang, Nr. 1., hg. v. Reichenov. Verlag von L. A. Kittler, Leipzig 1904, <https://www.biodiversitylibrary.org/item/101586#page/86/mode/1up> (abgerufen am 05.07.2016).

Brisku, Adrian: *So fern und doch so nah. Europabild in Georgien. Ideengeschichte*, in: *Heinrich Böll Stiftung, Tbilissi, Südkaukasus*, 05.05.2017, <https://bit.ly/3bK0XJy> (abgerufen am 17.03.2020).

Bubulashvili, Eldar: *Aus der Geschichte der Abschaffung der Autokephalie der georgischen Kirche*, in: *Kirchenbibliothek*, 2004, <https://bit.ly/3NGYjTQ> (abgerufen am 03.01.2019).

Dietrich, Eva: *Auf der Schwelle, auf dem Sprung*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 22.03.2016, <https://bit.ly/3nzHkbJ> (abgerufen am 23.05.2016).

Eder, Sigrid Anna: *Gefangen im Kaukasus. Das Motiv der „kaukasischen Gefangenschaft“ in Literatur und Film*, Diplomarbeit. Universität Graz 2012, <https://bit.ly/3BRFtHk> (abgerufen am 05.08.2021).

Gamsakhurdia, Konstantine: *Der gute Europäer*, 1922, in: *Burussi*, 09.07.2011, <https://burusi.wordpress.com/2011/07/09/artur-laist/> (abgerufen am 05.03.2019).

Gelaschwili, Simon: *Finanzkapitel der Firma Siemens und Halske in Georgien im 19. Jahrhundert*, in: *Arbeitspapiere des Deutsch-Georgischen Arbeitskreises für Finanz- und Sozialpolitik. Finanzwissenschaftliche Diskussionsbeiträge*. No. G-12. Universität Potsdam 2010, <https://bit.ly/3zt7WjW> (abgerufen am 23.02.2020).

Gogiaschwili, Elene: *Das Stereotyp der georgischen Frau in der abendländischen Literatur vom 17. bis 19. Jahrhundert*, in: *ResearchGate*, Januar 2008, <https://bit.ly/3ulCOkO> (abgerufen am 30.01.2020).

Gräf, Beata: *Migranten in der öffentlichen Wahrnehmung*, Dissertation. Friedrich-Schiller-Universität Jena 2008, <https://bit.ly/3aeRxHt> (abgerufen am 05.07.2019).

Hampel, Adolf: *Der Kaukasus in der Literatur*, in: OST-WEST. Europäische Perspektiven, OWEP 4/2003, <https://www.owep.de/artikel/132-kaukasus-in-literatur> (abgerufen am 16.07.2021).

Janelidse, Otar: *Historische und soziale Wirklichkeit Georgiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: *Epoche des Liberalismus im georgischen Schrifttum*, 09.07.2014, <http://liberalizmisepoqa.blogspot.com/2014/07/xix.html> (abgerufen am 02.04.2018).

Katschthaler, Karl: *Ist der Eurozentrismus wirklich tot?* in: *TRANS, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Nr. 6, September 1998, <https://www.inst.at/trans/6Nr/katschthaler6.htm> (abgerufen am 25.07.2018).

Kickinger, Katharina: *Der „wilde Kaukasus“ in europäischen Reiseberichten des 19. Jahrhunderts*, Diplomarbeit. Universität Wien, 2013, <https://theses.univie.ac.at/detail/24257#> (abgerufen am 29.08.2020).

Klatt, Norbert: *Klytia und die „schöne Georgierin“ – Eine Anmerkung zu Blumenbachs Rassentypologie*, in: *Kleine Beiträge zu Blumenbach-Forschung*. Göttingen 2008, <https://bit.ly/3NNXfOd> (abgerufen am 14.10.2019).

Krieger, Viktor: *Russlanddeutsche. Von der Anwerbung unter Katharina II. bis 1917*, in: *bpb: Bundeszentrale für politische Bildung*, 18.07.2017, <https://bit.ly/3nKAb8x> (abgerufen am 05.06.2022).

Kruse, Wolfgang: *Industrialisierung und moderne Gesellschaft*, in: *bpb: Bundeszentrale für politische Bildung*, 27.09.2012, <https://bit.ly/3bPaH7i> (abgerufen am 26.05.2021).

Leister, Judith: *Tbilissi – eine Stadt zwischen Orient und Okzident*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 16.12.2017, <https://www.nzz.ch/gesellschaft/tbilissi-eine-stadt-zwischen-orient-und-okzident-ld.1337957> (abgerufen am 08.07.2021).

Lüpke-Schwarz, Marc von: *Schwaben im Kaukasus*, in: *Deutsche Welle*, 30.12.2013, <https://www.dw.com/de/schwaben-im-kaukasus/a-17310586> (abgerufen am 05.07.2022).

Makharadse, Grigol: *Firalen aus Gurien/კურული ფირალები*, 14.06.2013 http://aboutguria.blogspot.com/2013/06/blog-post_14.html (abgerufen am 02.04.2018).

Mansvetashvili, Jakob: *Abschaffung der Leibeigenschaft*, in: *Burusi*, 16.11.2010, <https://burusi.wordpress.com/2010/11/16/iakob-mansvetashvili-2/> (abgerufen am 02.04.2018).

Margvelashvili, Ana: *Georgisch-deutsche kulturelle Gesellschaft*, in: *Georgisch-deutsches Archiv*, 16.12.2017, <http://german-georgian.archive.ge/ka/blog/27> (abgerufen am 06.01.2019).

Melikishvili, Giorgi (Hg.): *Georgische Geschichte/საქართველოს ისტორიის ნარკვევები*, Bd. I (*Georgien seit der Antike bis IV Jahrhundert n. Chr.*). Sowjetisches Georgien, Tbilissi 1970, <https://javakhishviliinstitute.files.wordpress.com> (abgerufen am 29.05.2019).

Meskhia, Shota (Hg.): *Georgische Geschichte/საქართველოს ისტორიის ნარკვევები*, Bd. II (*Früherer Feudalismus. Georgien in den IV–X Jahrhunderten*). Sowjetisches Georgien, Tbilissi 1973, <https://drive.google.com/file/d/19kh09FZHcXGuIa3eJybIMpzLCa5qOzBU/view> (abgerufen am 29.05.2019).

National Parliamentary Library of Georgia: *Kolonialismus*, <http://www.nplg.gov.ge/gwdict/index.php?a=term&d=6&t=4711> (abgerufen am 02.04.2018).

National Parliamentary Library of Georgia: *Dadiani Dynasty. Salome Dadiani and Her Descendants*, <http://www.nplg.gov.ge/dadiani/en/salome.html> (abgerufen am 02.06.2022).

Ninidse, Ketewan: *Literarische Tätigkeit der Frauen in Georgien: Zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: *Oda/ოდა*, 08.03.2017, <https://bit.ly/3nBM7cE> (abgerufen am 30.04.2020).

Plontke-Lüning, Annegret: *Gustav Radde und die Kaukasische Archäologie*, in: *Phasis 18*, academic journal published annually by the Institute of Classical, Byzantine and Modern Greek Studies of the Ivane Javakhishvili Tbilisi State University 2015,

S. 213–237, <http://phasis.tsu.ge/index.php/PJ/article/view/1967> (abgerufen am 25.08.2020).

Romstorfer, Melanie: *Kolonialer Diskurs – Die Konstruktion einer algerischen Gesellschaft. Stichproben*, in: *Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien*, Nr. 13, 7. Jahrgang, 2007, <https://stichproben.univie.ac.at/alle-ausgaben/stichproben-nr-132007/> (abgerufen am 12.08.2018).

Strahlenberg, Phillip Johann von: *Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia, In so weit solches Das gantze Rußische Reich mit Sibirien und der grossen Tatarey in sich begreiffet*, in: *Digitale Sammlungen der Universitäts- und Landesbibliothek Münster*, Stockholm 1730, <https://bit.ly/3oAsylw> (abgerufen am 29.07.2021).

Tschawtschawadse, Ilia: *Ausgewählte Briefe*, VIII Kapitel, in: *Ilia State University Library* 1881, [ilia-tchavtchavadze-rcheuli\(3\).pdf](https://library.iliauni.edu.ge/ebooks/ilia-tchavtchavadze-3/) / <https://library.iliauni.edu.ge/ebooks/ilia-tchavtchavadze/> (abgerufen am 19.02.2022).

Ujvári, Hedvig: *Feuilletons über die Wiener Weltausstellung 1873*, S. 1–22, in: *Pester Lloyd*, 25.10.2005, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/HUjvari1.pdf> (abgerufen am 17.02.2022).

Utecht, Michael: *Friedrich Bodenstedt: von Tiflis zum Schwarzen Meer 1845*, in: *Stadtarchiv Peine – Sammlung Bodenstedt*, Archiv Sonderblatt 2015/1, www.peine.de (abgerufen am 05.08.2020).

Verulava, Tengiz: *Niko Nikoladse – Biografie*, in: *Burusi*, 12.09.2009, <https://burusi.wordpress.com/2009/09/12/niko-nikoladze-2/> (abgerufen am 20.01.2020).

Wiggershaus, Rolf: *Der erste Stellungskrieg der Moderne*, in: *Deutschlandfunk*, 08.09.2005, <https://bit.ly/3PiBrg0> (abgerufen am 12.12.2019).

Zauner, Barbara: *Der Kaukasus in der russischen Literatur. Eine vergleichende Analyse ausgewählter Werke von Lermontov, Puškin und Tolstoj unter dem Aspekt des Raumes*, Diplomarbeit. Universität Wien, 2010, <https://theses.univie.ac.at/detail/11150#> (abgerufen am 01.07.2021).

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Landkarte der kaukasischen Region 2018. In: Der Kaukasus. Geschichte, Kultur, Politik. C. H. Beck, 2018 PAPERBACK. S. 78.	50
Abb. 2: Swanen-Physiognomien. Nach der Natur gezeichnet von Gustav Radde. In: Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern. Reisen im Mingrelischen Hochgebirge und in seinen drei Längenhochthälern.	81
Abb. 3: Das Restaurant im Park Muschtaid im 19. Jahrhundert:	140

Eidesstattliche Versicherung

Ich versichere an Eides statt, dass die Dissertation von mir selbstständig und ohne unzulässige fremde Hilfe unter Beachtung der „Ordnung über die Grundsätze zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“ erstellt worden ist.

Düsseldorf, 9.03.2023

Nino Ivanishvili

